

Ikonographie – Schreiben mit Bildern

Ein Essay zur Historizität der Grabdekorationen des Alten Reiches

MICHAEL HERB

Für Frank Förster und Heinz-J. Thissen, die – jeder auf seine ganz eigene Weise – meine Arbeit gefördert und mein Denken in den letzten 11 Jahren beeinflusst haben

Einige Gedanken zuvor

Ein archäologischer Befund, etwa der eines ägyptischen Grabes des Alten Reiches (ca. 2700-2200 v.Chr.) ist weitaus leichter zu quantifizieren als die intellektuelle Landschaft, der er entwachsen ist und in die er sich einfügt. Unabhängig von der hier vorgenommenen und durchaus diskussionswürdigen Verengung des Begriffes „Archäologie“ auf seine materielle Komponente – als ob man die „Kunde vom Alten und Vergangenen“ allen Ernstes auf Feld-, Bau- und Bildforschung beschränken könnte – sind in dem einleitenden Satz die Grenzen jenes Spannungsfeldes angedeutet, in dem sich der Leser auf den kommenden Seiten bewegen und das er gehalten sein wird zu ertragen.

Einem allgemeinen Vorverständnis zufolge haben Wissen und Wissenschaft immer einen Anspruch auf das, was man als das „Absolute“ bezeichnen könnte: Etwas ist so und nicht anders und eine Abweichung in welchem Grad auch immer nicht möglich. Diesem Anspruch werden diejenigen, die sich um Wissen bemühen, am ehesten durch eine Strategie gerecht, die ich hier einmal als Quantifizierung bezeichnen möchte. Was auf absolute Größen wie etwa die Himmelsrichtungen bezogen werden kann, steht zunächst ebenso unverrückbar fest wie das, was sich in Zahlen messen und ausdrücken läßt. Die Längen- und Breitengrade zur Verortung einer archäologischen Stätte; ein bildliches Motiv an der Ostwand eines bestimmten Raumes ...; *drei* Figuren im *vierten* Register ...; oder die Maßangaben einer räumlichen Einheit, z.B. die Höhe eines Torweges, die Breite eines Pfeilers, die Länge eines Raumes etc. – jeder der jeweils zugrundeliegenden Sachverhalte kann in die Form einer Aussage gebracht werden, die ganz den Ansprüchen dessen genügt, der sie formuliert: Etwas ist so und nicht

anders – und deswegen *wahr*. Ganz unabhängig von der Frage nach der weitergehenden Verankerung der als absolut postulierten Bezugspunkte lassen sich auf diese Weise in nahezu unbegrenzter Menge wahre Aussagen produzieren und damit Wissen generieren. Doch auf den zweiten Blick erscheint manches so gewonnene Datum mit dem nicht unerheblichen Makel einer kaum sicher einzuschätzenden Bedeutung behaftet zu sein. Etwas ist so und nicht anders! Aber was bedeutet es? Und für wen bedeutet es etwas?

Ich bin mir durchaus dessen bewußt, daß Wissen und Wissenschaft nicht ganz so einfach funktionieren, wie es der vorangegangene Abschnitt in seiner Kürze glauben machen will. Doch halte ich die Quantifizier- bzw. Meßbarkeit von den Gegenständen der wissenschaftlichen Betrachtung für eine Eigenschaft, die mehr als andere Attribute ein Phänomen fördert, das Wissenschaft und vor allem wissenschaftliches Kommunizieren auszeichnet: Nachvollziehbarkeit. Keineswegs will ich damit behaupten, was nicht zu messen ist, könne auch nicht zur Grundlage nachvollziehbarer Erörterungen werden und bleibe deswegen gar unverständlich. Ich bin indes der Überzeugung, daß im umgekehrten Sinne das Vorhandensein quantifizierter Daten nicht unwesentlich zur Stabilität und damit Akzeptanz jeweils getroffener Aussagen beiträgt. Übrigens liegt darin der Grund, warum im Folgenden die Behandlung der drei Dekorationsprogramme jeweils mit der Beschreibung der umliegenden Architektur beginnt – mit der Lage des Grabes, der Aufzählung der Raumfolgen sowie der Vermessung und Ausrichtung der einzelnen räumlichen Einheiten. Vor allem gegen Ende meiner Überlegungen mag der trockene, um nicht zu sagen spröde Charakter gerade dieser Ausführungen bei manchem Leser ein Gefühl der Langeweile auslösen, die ich aber weniger als Zeichen

mangelnden Komforts der Lektüre als vielmehr als ein Indiz für die Stabilität der Aussage und damit der Zustimmung werten möchte.

Wir wissen nicht, wer im naturräumlichen Umfeld der Flußoase des Alten Ägypten auf die in kulturgeschichtlicher Hinsicht epochemachende Idee gekommen ist, Informationen mit Hilfe kleiner Bildzeichen festzuhalten und diese Technik als generationenübergreifendes Kommunikationsinstrument einzusetzen. Wir wissen aber sehr wohl, daß in der Kultur des Alten Ägypten zwischen dem, was gemeinhin als „Schrift“, und dem, was üblicherweise als „Dekoration“ bezeichnet wird, eine enge Verbindung besteht. Sieht man einmal von den kontextabhängigen Größenverhältnissen ab, so findet man einen nicht unwesentlichen Teil der sog. Schriftzeichen als figürliche Elemente in den sog. Wanddekorationen der Gräber und Tempel wieder. Tatsächlich unterscheidet der Ägypter des Alten Reiches nicht zwischen den Prozessen des „Schreibens“ und „Dekorierens“ und bezeichnet sie mit einem einzigen Terminus als *zš*, was wissenschaftlicher Gepflogenheit gemäß mit „schreiben, to write, écrire (o.ä.)“ übersetzt wird.

Nun hat kein Ägypter der historischen Epochen jemals Ägyptologie studiert – und nimmt man nur den Aufwand, nicht nur in technischer Hinsicht, der in manchen Bereichen dieser Wissenschaft betrieben wird, sowie den Grad der intellektuellen Komplexität, der nicht wenige ihrer Publikationen auszeichnet, so wird mancher Betrachter aus der hierfür notwendigen Distanz sich wundernd die Frage stellen, wie diese alte Kultur am Unterlauf des Nils überhaupt möglich sein konnte. Doch wie fast immer in der Geschichte – und auch Wissenschaft ist ein geschichtlicher Prozess – geben die gemachten Aussagen nicht nur etwas über den Zielpunkt der Betrachtung, sondern auch etwas über den Standpunkt ihres Urhebers zu erkennen – und manchmal mehr über letzteren als über ersteren. Man mag in der Ägyptologie über die „Dekorationen“ der Alten Ägypter rasonieren und lange Abhandlungen über die künstlerisch-ästhetischen Qualitäten ihrer Bilder sowie deren religiös-philosophische Bedeutungen verfassen. Den Ägypter des Alten Reiches stört das nicht. Für ihn ist zunächst einmal alles *zš*, und der, der sich damit auskennt, ist der *zšw*. Um es auf heutige Verhältnisse zu bringen: „Dekoration“ ist „Schrift“, und „Schrift“ ist „Dekoration“ – und im

Grunde sind beide ein und dasselbe. Probleme ergeben sich eigentlich erst in dem Augenblick, wenn man das Verständnis von Schrift auf den abstrakten Charakter ihrer einzelnen Elemente reduziert oder das Bild wie eine photographische Momentaufnahme betrachtet – kurz: wenn man darauf besteht, die sog. Grabdekorationen von einem heutigen Standpunkt aus zu betrachten.

Der Leser wird bemerkt haben, daß es in den beiden letzten Abschnitten um einen Aspekt des intellektuellen Hintergrundes eines bestimmten kulturgeschichtlichen Prozesses ging – anders gesagt: es ging um den menschlichen Intellekt, der letztlich das erzeugt hat, mit dem wir uns hier beschäftigen werden: mit den Gräbern des Alten Reiches und ihren sog. Dekorationen. Der Intellekt oder Geist, oder wie immer man das fragliche Phänomen auch bezeichnen möchte, ist bekanntermaßen nicht in der Weise auszuzählen, d.h. zu quantifizieren, wie etwa die Maße eines Gefäßes, eines Gebäudes oder einer anderweitigen räumlichen Einheit. Ich gestehe, daß mir das Treffen allgemein verbindlicher, d.h. wissenschaftlicher, Aussagen stets Unbehagen bereitet, und ich versuche dies mit einem gewissen Hang zur Beschreibung und zur Quantifizierung zu kompensieren. Wo und in welcher Entfernung wozu eine archäologische Stätte sich befindet; wie viele Raumeinheiten ein Gebäude aufweist; wie lang, wie breit, wie hoch ein Torweg ist; an welcher Wand und in welchem Register ein bestimmtes Motiv oder eine bestimmte Figur angebracht ist – wenn man nur handwerklich sauber genug arbeitet, dann kann man mit diesen bloß beschreibenden Angaben schon eine gehörige Menge Wissen produzieren; dann ist die Gefahr des begründeten Widerspruchs eher gering, und insofern ist man als Wissenschaftler auf der sicheren Seite. Allein der Bedeutung des im Fokus der Betrachtung stehenden Gegenstandes oder Sachverhaltes nähert man sich hierbei kaum, und damit auch nicht dem Intellekt des Menschen, der für das fragliche Objekt verantwortlich zeichnet.

Als ich 1994 zusammen mit Wolfgang Decker den *Bildatlas zum Sport im Alten Ägypten* publizierte – ein voluminöses Opus mit mehr als 1000 Seiten, das im Wesentlichen auf der Auswertung der Grab- und Tempeldekorationen des Alten, Mittleren und Neuen Reiches (ca. 2700-1000 v.Chr.) basierte – da hatte ich mich leidlich an eine Erfahrung gewöhnt, die mir für das Arbeiten mit dieser Art von Quellen höchst spe-

zifisch erschien. Obwohl für nicht wenige Szenen und Motive zahlreiche, manchmal gar mehr als 100 Belege eruiert werden konnten, hatten diese Quantitäten für das Verständnis der im Hintergrund stehenden realen Vorgänge im Grunde keine Bedeutung. Unabhängig von den Unterschieden *en detail*, die die verschiedenen Vertreter eines Motivtypus auszeichnen konnten, schien die Grundaussage doch immer jeweils dieselbe, so daß die wissenschaftliche Tätigkeit auf die zugegebenermaßen etwas saloppe Formel zu bringen war: „Kennst Du einen Beleg – kennst Du (sie) alle!“

Das Instrument der mechanisierten Beschreibung, das die Publikationsgepflogenheiten bzgl. der Grabdekorationen seit annähernd 100 Jahren beherrscht, sowie die Strategie der Quantifizierung, so wertvoll sie für die quellentechnische Grundlegung auch sein mögen, bringen den modernen Betrachter nicht so weit voran, als daß man ernsthaft von einem Verständnis der Bedeutung der Dekorationen sowie der ihnen zugrundeliegenden Konzeptualisierungsprozesse sprechen könnte. Wie gesagt: Der Intellekt des Menschen läßt sich schwerlich messen. Da ich aber nun in meinen Bemühungen nicht gänzlich der Sicherheit verlustig gehen wollte, die im Schlepptau jener von mir als „quantifizierend“ bezeichneten Arbeitstechniken daherkommt, habe ich versucht, Aussagen zur Thematik zu treffen, die nicht nur einen allgemein verbindlichen Charakter aufweisen (sollten), sondern vor allem – und das ist der entscheidende Punkt – denen jeder und jede zustimmen kann. Der Ansatz ist also im Wesentlichen argumentationstechnischer Natur. Es geht mir weniger darum, bzgl. bestimmter Sachverhalte „Recht zu haben“, was auch in einer wissenschaftlichen Kommunikation letztlich niemals völlig zu vermeiden ist, als vielmehr darum, einige Aussagen vorzustellen, auf die die genannte Eigenschaft zutrifft. Wenn sich darauf aufbauend ein argumentatives Gebäude erstellen läßt, das mit einem Minimum nicht genuiner Prämissen und Parameter auskommt und dabei durch ein Höchstmaß innerer Schlüssigkeit ausgezeichnet ist, dann dürften wir das Ziel des Verständnisses der Bedeutung dessen, was wir als Grabdekorationen bezeichnen, vielleicht nicht erreicht, ihm aber doch ein kleines Stück näher gekommen sein.

Der Leser möge nun bitte nicht erschrecken ob der nicht ganz unberechtigten Erwartung, ich würde

ihn im Folgenden mit Aussagen der Art „Das Alte Ägypten unterscheidet zwischen Unter- und Oberägypten“, „Memphis ist die Residenz des Alten Reiches“ oder „Im Alten Reich wurden Pyramiden gebaut“ traktieren. Natürlich geht es nicht ohne solche Aussagen eines themenorientierten Grundwissens, in das sich jeder fachlich orientierte Ansatz einfügen muß, und das sich auch in der Ägyptologie auf immer höheren Ebenen etabliert – was übrigens den nicht nur positiven Nebeneffekt hat, daß immer breitere Leserkreise vom Zugang zur Thematik abgehängt werden. Es geht um etwas sehr viel Grundsätzlicheres, was nicht zuletzt meine Hoffnung nährt, daß (nahezu) jeder Leser und jede Leserin den betreffenden Aussagen wird zustimmen können, auch wenn sie die Schlußfolgerungen, die ich ziehe, nicht mit mir teilen.

Um es auf ein resümierendes Niveau herunterzubrechen: Im Grunde gibt es nur drei Aussagen, die ich in diesem Beitrag aufstellen und auf denen ich mein interpretatives Gebäude errichten werde. In den Grabdekorationen des Alten Reiches wird etwas ausgesagt über den „Ort (Raum)“, über die „Zeit“ und beides vor dem Hintergrund der Lebenssituation dessen, in dessen Grab man sich befindet. Das hört sich zunächst einmal tiefgeistig an; und läßt der Leser seinen Assoziationen im Ausgang der bedeutungsschweren Begriffe „Raum“ und „Zeit“ allzu freies Spiel, dann könnte er in der Tat die Erwartung hegen, ihm stünde die schwierige Lektüre eines hochanspruchsvollen, da hochphilosophischen Werkes bevor.

Aber es geht um sehr einfache Dinge – und insofern ist die Philosophie doch nicht ganz außen vor. Wenn etwa das Motiv einer „dekorativen“ Bildfolge einen Mann zeigt, der die Pflugschar eines Rindergespans in den Boden drückt, um ausgesäte Getreidekörner unterzupflügen, dann wird etwas über den *Ort* ausgesagt, an dem er das tut – das Alluvium im Umfeld der Siedlung, in der er wohnt – und die *Zeit*, in der er es tut – das Ende der sog. Nilschwelle, die grob in den Monat November unseres Kalenders fällt. Kommt noch das Dritte: Der Arbeiter agiert nicht für sich, sondern stets im Hinblick auf einen Grabherrn, eine Kulturempfängerin – kurz: den- oder diejenige, dem/der das Grab „gehört“, in dem das betreffende Bild angebracht ist, und vor dem auch der moderne Betrachter steht. Und der Besitzer des Grabes befand sich *immer* in einer bestimmten Situati-

on seines Lebens, als er die Einrichtung der Anlage und die Anbringung der Dekorationen initiierte bzw. als man Selbiges für ihn initiierte, was angesichts der nicht auszuschließenden *post mortem*-Fälle allerdings berechtigten Anlaß geben könnte, über die Brauchbarkeit des Begriffes „Lebenssituation“ für diesen speziellen Zusammenhang nachzudenken.

Der aufmerksame Leser wird die Lücke bemerkt haben, die einerseits zwischen dem Arbeiter besteht, der sich auf irgendeiner Alluvialfläche zu irgendeiner Novemberzeit des Alten Reiches abmüht bzw. abmühen sollte, und dem Grabherrn auf der anderen Seite, von dem wir auf Anhieb nie wissen, ob er noch lebte, als er seinen vermeintlichen Blick auf den Arbeiter warf, oder nicht. Doch mit dem Lückenschluß sind wir bereits mitten drin im interpretativen Geschäft – wie übrigens auch mit „Ort“ und „Zeit“, verteilten sich die Landschaftsräume im oberägyptischen Niltal bekanntermaßen doch auf einer ganz anderen Fläche als im unterägyptischen Mündungsdelta und setzten viele der in den Dekorationen gezeigten Prozesse und Tätigkeiten mit einem kaum weniger als bekannt voraussetzenden Zeitversatz ein. Darum also wird es letztlich gehen: *wo* und *wann* die diversen Ereignisse und Tätigkeiten, die in den Grabdekorationen festgehalten sind, stattfanden, und *wie* man das sich daraus ergebende Geschehenskonglomerat mit der Person dessen verbinden kann, der in der jeweiligen Anlage bestattet und verehrt wurde.

Bevor ich mich jedoch der eigentlichen Themenstellung zuwende, möchte ich noch einige Worte zur Sekundärliteratur und meinen Umgang mit derselben verlieren, die ich – wenn überhaupt – nur spärlich erwähne, und deren Angabe gerade der an wissenschaftliche Literatur und ebensolche Gepflogenheiten gewöhnte Leser hin und wieder vermissen wird. Um von vornherein jedwede Mißverständnisse auszuschließen: Quellenangaben sind absolut notwendig, und ohne dieselben hat eine Abhandlung keinerlei historischen Wert. Mit den vorgegebenen Primärquellen einschließlich des am Schluß dieses Bandes beigefügten Abbildungsteiles sind nun allerdings die entsprechenden Angaben gleichsam innerer Bestandteil der zu lösenden Aufgabe, was eine neuerliche und ggf. mehrfach wiederholte Nennung zumindest entbehrlich, wenn nicht gar überflüssig macht. Allenfalls die zwischenzeitliche Neubearbeitung des Grabes des *Št-ḥtpw: Ḥtj* in

Kanawati 2002 wäre an den betreffenden Stellen noch nachzutragen.

Sodann verweise ich an einigen Stellen auf Sachverhalte, denen die Wissenschaft bislang, wenn überhaupt, nur beiläufige Beachtung geschenkt hat und eine entsprechende Untersuchung, auf die man verweisen könnte, deswegen fehlt. Ich denke da z.B. an das Verhältnis zwischen „dekorierten“ und „nicht dekorierten“ Gräbern, das innerhalb einer Nekropole oder auch innerhalb einer größeren Region erfaßt und ausgewertet werden könnte, und aus dem sich m.E. wichtige Informationen zu den hier verfolgten Fragestellungen abgewinnen ließen; oder an das in archäologischen Veröffentlichungen immer wieder erwähnte Phänomen der „Wiederverwendung“ von Teilen aufgelassener Anlagen als Baumaterialien, das meiner Überzeugung nach weitaus mehr aussagt über die bezügliche Konzeptualisierung und Wahrnehmung der Alten Ägypter als jedes Detail einer wie auch immer ausgeführten Dekoration.

Ich verzichte an dieser Stelle auf Klagen über jene Auswirkungen, die dem Leser von manchen Autoren durch den Umgang mit ihren Fußnoten beschert werden, der ab und an bestens dazu geeignet erscheint, Glaubensdiskussionen zur Abfassung wissenschaftlicher Texte aufkommen zu lassen. Es gibt vielmehr noch einige weitere *in der Sache liegende* Gründe, die mich veranlaßt haben, von der üblichen Vorgehensweise des Arbeitens mit dichten Querverweisen auf relevante Sekundärliteratur abzugehen. Keineswegs möchte ich den Eindruck erwecken, in den letzten Jahren und Jahrzehnten hätte es keine Untersuchungen zu den Grabdekorationen des Alten Reiches und ihren Strukturprinzipien gegeben. Ganz im Gegenteil – Harpur 1987, Fitzenreiter 1999, 2001 oder neuerdings Van Walsem 2005 haben ebenso umfangreiche wie tiefeschürfende Abhandlungen publiziert, die ich für ausgezeichnet halte, und deren Ergebnisse meiner Einschätzung nach unser Verständnis der Quellenart nachhaltig fördern. Doch fallen die methodenkritischen Ansätze z.T. so fundamental verschieden aus, daß gerade angesichts des Umfangs eine adäquate Auseinandersetzung mit ihnen ihrerseits einen monographischen Umfang erreichen würde – ganz abgesehen von dem unerwünschten Effekt, daß man mehr über Methoden und Prinzipien als über die Quellen reden würde, die das eigentliche Thema bilden.

Ein ähnliches Problem ergibt sich im Hinblick auf die Einzel- und Detailuntersuchungen, die in großer Menge zu einer entsprechend großen Zahl von Aspekten der Dekorationen erschienen sind. Eine geradezu klassisch zu nennende Arbeits- und Themenstrategie stellt die Isolierung eines bestimmten Motiv- oder Szenentyps dar, der nach Sammlung und Sortierung aller relevanten Belege auf seinen Inhalt und sogar auf seine Bedeutung hin analysiert wird. Auch hier sind die methodischen Ausgangspunkte teilweise so disparat, daß sich die Ergebnisse ohne ausführliche – und das bedeutet in diesem Zusammenhang „umständliche“ – Zwischenanalysen kaum verwenden lassen. Das Problem läßt sich auch nicht umgehen, indem man auf *alle* in Frage kommenden Untersuchungen „querverweisen“ würde, was allenfalls die Belesenheit des Autors demonstriert, zur Sache selbst aber kaum etwas beiträgt. Wollte man etwa die bei *K3-j-h3p: Tj-jkr* belegte Motivfolge zur Tauromachie unter bloßem Verweis auf die jüngere Sekundärliteratur (Behrens 1986 / Kanawati 1991 / Galán 1994 / Seidlmayer 1999) erklären, würde man den Leser mit recht unterschiedlichen, ja widersprüchlichen Verfahrensweisen und Ergebnissen zu ein und demselben Primärquellencorpus konfrontieren – was zwar durchaus der Aufgabe eines Verweises auf die Sekundärliteratur entspricht, den Leser aber in die wenig glückliche Lage versetzt, nach der Lektüre genau so viel zu wissen wie vorher. Wissen ist nun einmal nicht dadurch zu gewinnen, indem man die Menge relevanter Sekundärliteratur aufaddiert und ggf. eine wie auch immer beschaffene Summe zieht.

Vor dem Hintergrund dieser Problematik hat die Ägyptologie übrigens ein Instrument für sich entdeckt, das – so diskussionswürdig, ja umstritten seine jeweilige Ausführung auch sein mag – die wissenschaftliche Kommunikation an diesem Punkt erheblich erleichtern könnte, wenn man es nur konsequent genug einsetzen würde. Ich meine die diversen Lexika und Enzyklopädien, deren Hauptzweck die Zusammenstellung des fachlichen Grundwissens einschließlich einer verbindlichen Terminologie und zugehöriger Querverweise ist (z.B. Porter & Moss & Malek 1974, 1981 / Helck & Otto & Westendorf 1975-1992 / Arnold 1994 / Bard 1999 / Redford 2004). Angesichts des immer wieder bemühten „aktuellen Forschungsstandes“, auf dessen Höhe man doch bitte schön zu sein habe, wollte man in

der wissenschaftlichen Welt wirklich wahrgenommen werden – vom *ernst* genommen werden einmal ganz zu schweigen – angesichts dieser Bemühungen verwundert es ab und an schon ein wenig, mit welcher Hartnäckigkeit dieselbe wissenschaftliche Welt an ihren althergebrachten Kommunikationsmechanismen – und nichts anderes ist wissenschaftliche Literatur – festhält. Nun ist das in Lexika und Enzyklopädien abgebildete Wissen nicht stabil und schon gar nicht absolut, auch wenn das bloße Material des Datenträgers das anzudeuten scheint, und auch manche Autoren und Herausgeber ihre Beiträge mit einem solchen Anspruch abzufassen scheinen. Möglicherweise aber ist es gerade diese Etikettierung, weswegen der Einsatz dieser Instrumente in der wissenschaftlichen Literatur so verpönt ist.

Auf den folgenden Seiten habe ich mich um die Verwendung jener Terminologie bemüht, die in den meisten relevanten und fachlich anerkannten Lexika etabliert wurde. Unter den jeweiligen Stichworten wird der Leser, der sich wirklich weiter mit der Sache beschäftigen will, dann auch jene Querverweise finden, durch die er sich ansonsten hier quälen müßte. Dieses Verfahren löst vieles, aber keineswegs alles – und so kann auch ich auf Sekundärliteratur und Querverweise nicht völlig verzichten. Das mag den Puristen unter den Lesern zumindest ansatzweise beruhigen; in mir bleibt indes ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit, auch wenn das wiederum angesichts des wissenschaftlichen Anspruchs, den ich durchaus erhebe, befremden mag.

Das bringt mich zu einem weiteren Punkt. Die Digitalisierung der Medien und die Zunahme der weltweiten Vernetzung der Kommunikationsströme in den letzten ca. 20 Jahren haben nicht nur eine bislang unbekannte Rasanz in eine Entwicklung gebracht, die bereits zu Beginn des modernen technologischen Zeitalters vor etwa 200 Jahren in Gang gesetzt wurde; sie haben vor allem die kommunikative Situation, in der sich Autor und Leser – auch und gerade im wissenschaftlichen Bereich – gegenüber treten, ebenso grundlegend verändert, wie sie beginnen, das zu verändern, was wir gemeinhin unter Wissen verstehen. Das hat letztlich zur Folge, daß sich die Mechanismen und Instrumente verändern müssen, mit denen wir mit Wissen umgehen. Daß etwa Bibliographien und vergleichbare Materialsammlungen in gedruckter Form ihren digitalen *pendants* in Hinsicht auf Nutzbarkeit hoffnungslos unterlegen

sind – was gelinde gesagt noch recht positiv formuliert ist – und deswegen in absehbarer Zeit aus dem Bereich der wissenschaftlichen Nutzung verschwinden werden, ist nur eines von vielen Indizien, die erkennen lassen, worauf wir uns in naher Zukunft zubewegen.

Vor allem aber hat die angesprochene Entwicklung den Effekt, daß die Quantität des Wißbaren in einer kaum noch einzugrenzenden Weise ansteigen wird. *Welcher* Stein in *welcher* Mauerlage *welcher* Pyramide über *welche* Wegstrecke hinweg und *in welcher* Zeit aus *welchem* Steinbruch gebracht und *in welcher* Lage ebendort gebrochen worden wäre, nachdem er sich über *wieviele* Jahrtausende dort aus *welcher* geologischer Aktivität heraus entwickelt hätte – für kaum eine Fragestellung dürfte sich keine Leserschaft finden, deren Interessen nicht durch Kommunikationströme – und deren Vermehrung ist das eigentlich Neue – abgedeckt würden. Es dürfte mit fortschreitender Zeit immer schwieriger, wenn nicht gar unmöglich werden, diesen sich stetig weiter potenzierenden Wissensquantitäten noch Herr zu werden, wenn man nicht die Strategien des Umgangs damit entsprechend anpaßt – und u.a. die Funktion und Leistungsfähigkeit geprinteter Medien und der darin eingesetzten Techniken wie etwa die der Fußnote überdenkt.

Angesichts der zahlreichen leicht zugänglichen *online*-Kataloge sowohl tatsächlicher als auch virtueller Bibliotheken, die bibliographische Angaben in einer vom Einzelnen nicht zu übertreffenden Genauigkeit „verzetteln“, erscheint das Anliegen, zukünftig in Büchern und Zeitschriften auf Literaturverzeichnisse und entsprechende Querverweise zu verzichten und so ein nicht unerhebliches Maß an Papier einzusparen, nicht ganz so ketzerisch, wie es vor dem Hintergrund althergebrachter Arbeitsweisen daherkommt. Auch ein Lexikon bzw. eine *Datenbank* wie etwa die unschätzbar wertvolle *Topographical Bibliography* von Bertha Porter und Rosalind L.B. Moss würde m.E. mehr als zahlreiche Querverweise überflüssig machen, wenn man es denn schaffen würde, sie konsequent in digitale Form umzusetzen und *via Internet* punktgenau zu aktualisieren. Einen Schritt weiter geht schließlich der Versuch, *Wissen* in freier, d.h. nicht an Institutionen gebundener, Kommunikation zu etablieren – eine Idee, für die augenblicklich der Name „wikipedia“ steht, und deren Ansatz sich m.E. gerade eine *Wissenschaft* wie

die Ägyptologie zunutze machen könnte, um der Dynamik eines allseits verbindlichen Grundwissens gerecht werden zu können.

Ich vermag nicht zu sagen, welche Rolle dem geprinteten Medium in Zukunft für die wissenschaftliche Kommunikation zufallen wird. Es wird auch weiterhin eine Rolle spielen – und vielleicht auch eine sehr wichtige. Doch um diese Möglichkeit nicht leichtfertig zu *verspielen*, bedarf es einer grundlegenden Neuorientierung in Hinsicht auf die formalen Strukturen. Fußnoten z.B. werden niemals verschwinden, weil der Informationsbedarf, der ihre Existenz begründet, immer vorhanden ist und auch stetig weiter steigt. Ob sie indes in der durch das gedruckte Medium bestimmten Form als „Fußnote“ weiterexistieren können, wage ich angesichts einer sich stark wandelnden Kommunikationslandschaft, in die sich auch eine Wissenschaft wie die Ägyptologie einfügen muß, zu bezweifeln.

Absoluthitätsanspruch, Methodenvielfalt, Literaturflut oder Komplexität der kommunikativen Instrumente – all dies sollte letztlich nicht dazu führen, die gedankliche Transparenz und Nachvollziehbarkeit von Überlegungen und Argumentationsketten zu beeinträchtigen, was nicht nur einer innerwissenschaftlichen Kommunikation abträglich wäre, sondern ggf. auch die Außenwahrnehmung einer ganzen Wissenschaft negativ beeinflussen würde.

Das Grab des Alten Reiches

Das duale Prinzip

Bereits zu Beginn der 3. Dynastie um 2700 v.Chr. hatte sich in der funeren Architektur des Alten Ägypten ein Prinzip etabliert, das die Auftrennung der baulichen Struktur des Grabes in zwei klar voneinander abgesetzte Bereiche forderte. Neben den *unterirdischen* Schächten und Kammern, die für die Bestattung des Leichnams vorgesehen waren, existierten die *oberirdischen* Räumlichkeiten, in denen die Angehörigen bzw. die Priester der zuständigen Nekropole die Rituale der posthumen Verehrung des Verstorbenen zelebrierten. Mit Bestattung und Kultbetrieb hatte das Grab zwei von Hause verschiedene Funktionen zu erfüllen. Es war nicht nur „Grab“ im Sinne des Ortes der „Grablegung“, d.h. der Platzierung der materiellen Überreste des Verstorbenen, sondern stets auch „Kapelle“, d.h. eine Stätte der ver-

ehrenden Erinnerung an ihn. Obwohl baulich in einer einzigen Anlage vereint, waren die Prozesse von Bestattung und Kultbetrieb doch grundsätzlich zwei verschiedene Vorgänge, und entsprechend erfüllten die zugehörigen Raumeinheiten unterschiedliche Funktionen.

Diese Trennung bedeutete indes nicht das Ende jeglicher Wirkung, die von der gegenseitigen Bezüglichkeit der beiden Geschehenskonglomerate ausgehen sollte. Insbesondere das architektonische Gesamtkonzept des Grabes läßt die starke Beeinflussung erkennen, die ihm seitens der funeren Dualität widerfuhr. Idealerweise wurde die Kammer mit dem Sarg des Verstorbenen nicht nur tief in den Boden *unter* den Kultbereich abgesenkt, sondern auch mit Bezug auf ihre Lage im gegenseitigen Flächenverhältnis *hinter* die dort befindliche Kultstelle gebracht. Diese Raumverhältnisse stellen geradezu die paradigmatische Grundkonstellation dar, in der sich das monumentale Grab des Alten Reiches (ca. 2700-2200 v.Chr.) dem modernen Betrachter präsentiert – nicht nur im königlichen, sondern auch im privaten Bereich. In diesem Konzept hatte sich die Scheintüre als die wichtigste bauliche wie auch epigraphische Einheit des oberirdisch gelegenen Kultbereiches etabliert. Sie stellte eine gleichwohl imaginäre Verbindung zu den unterirdischen Teilen her und avancierte zum Bindeglied zwischen beiden Bereichen, sowohl in baulicher, als auch in ideeller Hinsicht.¹

Die Lage der Bestattungs- oder Sargkammern tief unter der Erdoberfläche machte die Einrichtung von Schächten oder Rampen erforderlich, die den Zugang während der Leichenablage ermöglichten. Hierbei handelte es sich um rein funktional bestimmte Baueinheiten, die ausschließlich dem Zweck dienten, den Verstorbenen zu seiner *idealiter* unerreichbaren und deswegen unantastbaren Ruhestelle zu überführen. Die Wahl des Baugrundes sowie der

1 Emery verwendet das Begriffspaar „super- vs. substructure“ bereits zur Beschreibung der frühgeschichtlichen Monumentalmastabas in Saqqara, zu deren Errichtung überwiegend Lehmziegel und Holzbalken als Baumaterialien eingesetzt werden (Emery 1949, 1954, 1958). Reisner nutzt das Begriffspaar sogar zur Beschreibung vorgeschichtlicher Grubenbestattungen, bei denen allerdings die oberen Bereiche in baulicher Hinsicht wesentlich bescheidener ausfielen und archäologisch heute zumeist auch nicht mehr nachweisbar sind (Reisner 1936: 1, 6 / Arnold 1977: 826ff. / Wiebach 1981: 92-95).

Bauform des Grabes, die stark von zeit- wie auch örtlichen Verhältnissen beeinflusst werden konnte, bestimmte die Lage dieser Einheiten. Bei der Mastababauweise befand sich der Schacht grundsätzlich außerhalb der Kulträumlichkeiten; sein Abgang lag überwiegend auf dem „Dach“ des Tumulus. Diese Situation ist charakteristisch für alle Mastabas, die im Zuge der Umsetzung des jeweils anzusetzenden „Generalplanes“ in den verschiedenen Kernnekropolen von Gisa errichtet wurden, so auch für die hier zu besprechende Mastaba des *št-ḥtpw: Ḥtj* (SH.Abb.1). Bei der Felsbauweise war man dagegen zumeist zu einer Innenlage des Schachtabgangs gezwungen. In der Regel richtete man diesen im Boden des Kultraumes oder auch einer benachbarten Raumeinheit ein. Solche Verhältnisse findet man etwa im Felsgrab des *K3-j-ḥ3p: Tj-jqr* (KH.Abb.1), das uns gleichfalls noch beschäftigen wird.

Nach dem Abschluß der Bestattung wurden die Schächte mit schwer beweglichen Materialien wie Steinen oder Schutt verfüllt und auf diese Weise dauerhaft verschlossen. Am Rande sei angemerkt, daß man für diesen Vorgang auch immer wieder Bauteile zwischenzeitlich aufgelassener Anlagen wie etwa massive Scheintüren, Opferplatten, Dekorblöcke etc. verwendete – ein Indiz für die oft nur begrenzte Wirkungsdauer, die funere Einrichtungen trotz aller Bemühungen ihrer Inhaber erreichten. Vor allem aber deuten solche in der Wissenschaft oft nur am Rande abgehandelten Befunde an, daß das Grab und seine Dekorationen *per se* keinen informativen Aussagegehalt besaßen. Die Folge der ober- und unterirdischen Raumeinheiten repräsentierten zwar eine Art „Haus“ oder „Eigenheim“ des Verstorbenen. Doch waren die Bilder und Texte an den Wänden dieses „Heimes“ keineswegs in der Lage, aus sich heraus zu „funktionieren“, d.h. Ideen bzgl. jenseitiger oder gar eleyisinischer Welten zu transportieren und auf imaginäre Weise zu konservieren – und somit den „Besitzer“ in seinem „Haus“ vor dem Vergessen zu bewahren. Wenn die juristischen und ökonomischen Voraussetzungen, unter denen man die gesamte Anlage eingerichtet hatte, nicht mehr gegeben waren, dann handelte es sich im Grunde nur noch um bloße Bausubstanz, die man, wie etwa der Fall des Mastabateiles des berühmten Grabes der Brüder *Nj-nḥ-ḥnmw* und *Ḥnmw-ḥtpw* in Saqqara beweist (Altenmüller & Moussa 1977), zur Errichtung neuer Architekturen ausschachten konnte, ohne daß man

dadurch in irgendeiner Weise die Integrität einer Person, in welcher Welt auch immer befindlich man diese sich vorstellte, angetastet hätte.

Der unterirdische Teil des Grabes, der zumeist aus einer völlig schmucklosen Kammer bestand, nahm den Sarg mit dem Leichnam und ggf. einige Opfergaben auf, die während der Bestattung abgelegt werden mußten. Da Sargkammern von Hause *niemals* für einen längeren oder gar wiederholten Aufenthalt von Personen vorgesehen waren, fielen sie im räumlichen Vergleich mit den oberen Bereichen klein und beengt aus. Der Zugang während des Vorgangs der Bestattung dürfte sich höchst mühevoll gestaltet haben, was allenfalls durch die Tatsache abgemildert wurde, daß diese Kammern eben nur dieses eine Mal besucht werden sollten. Die vollständige Verfüllung des Zugangs zu den unterirdischen Raumeinheiten ist ein starkes Indiz dafür, daß die Schächte nach der Grablegung weniger *verschlossen* als vielmehr zur Gänze aus der baulichen Substanz *entfernt* werden sollten. Nach erfolgter Grablegung des Leichnams sollten sie schlichtweg nicht mehr existent sein. Hierfür spricht zudem die allgemeine Bauausführung der unterirdischen Einheiten, deren Wände in der Regel im rohen Ausarbeitungszustand belassen und keiner Glättung unterzogen wurden. Folgerichtig findet man an den Wänden der unterirdischen Schächte und Sargkammern auch keinerlei Bilder oder Texte – ein Sachverhalt, der sich erst im Übergang zur 6. Dynastie und damit nach mehr als 300 Jahren Überlieferungsgeschichte ändern sollte.²

Entwicklungsgeschichtlich gesehen existierten in den unterirdischen Bereichen von Hause weder textliche Kommentare noch irgendwelche Abbildungen, die sich auf unterweltliche oder jenseitige Verhältnisse bezogen hätten. Die auch in der Ägyptologie gerne vertretene Vorstellung von der „magischen“ Lebens- und Gütersicherung, die durch die flach-

² Schwierig bleibt die Erklärung der sog. Ersatzköpfe, die in den Schächten einiger Mastabas in Dahschur, Saqqara/Abusir und Gisa entdeckt wurden. Ihre Existenz könnte andeuten, daß man ansatzweise darüber nachdachte, dem Schacht mehr als eine reine Zweckfunktion zuzugestehen (Vandersleyen 1977: 13). Allerdings spricht die Verteilung dieser Funde eine klare Sprache: 28 Stücke stammen aus Gisa, nur 3 Köpfe aus Saqqara und Dahschur; zudem wird das Gros der Köpfe (23 Stück) in die Zeit Snofru - Khafre (Chephren) gelegt. Die sog. Ersatzköpfe sind also keine übliche Ausstattung der Grabschächte und lassen sich somit auch nicht für die Erklärung der Schachtfunktion im allgemeinen heranziehen.

bildlichen Motiv- und Szenenfolgen geleistet worden wäre, weist an diesem Punkt eine fundamentale Schwäche auf, da sie die strikte räumliche Trennung des Verstorbenen von den (vermeintlichen) Zeugnissen seines jenseitigen Wohlergehens bislang nicht erklärt hat. Die Tatsache, daß die betreffenden Räume, Wände und Steinblöcke immer wieder recht schnell für neue Bauvorhaben „außer Betrieb“ genommen, d.h. zerstört, werden konnten, tut ihr Übriges, diesen stark auf das Jenseits und die hiermit verbundenen Vorstellungen ausgerichteten Erklärungsansatz in argumentative Bedrängnis zu bringen.

Im deutlichen Gegensatz zu Sargkammer und Schacht blieben die oberirdischen Räume des Grabes nach der Bestattung des Leichnams stets zugänglich. Hier sollten die Angehörigen bzw. die zum Ritualdienst verpflichteten Priester jene Handlungen an den verschiedenen Festtagen des Jahres durchführen, die der Erinnerung an den Verstorbenen dienten und ihn auf diese Weise „am Leben erhielten“. Dabei war der Eingang in die oberirdischen Raumeinheiten keineswegs jederzeit geöffnet oder gar für jedermann frei zugänglich. Ganz im Gegenteil: Er wurde durch Türen und Verschlußmechanismen reguliert, die sich nur bei gegebenen Anlässen autorisierten Personen öffneten. Die Existenz von Türen, d.h. leicht zu bedienender Verschlußsysteme, ist ein sicherer Hinweis auf die *gewollte* Zugänglichkeit von Räumen. Denn Türen werden immer nur dort eingebaut, wo ein Minimum an Personenverkehr ihre Montage nützlich oder notwendig erscheinen läßt. Sie ermöglichen dabei nicht nur befugten Personen den Zutritt zu den sich anschließenden räumlichen Einheiten, sondern sie verhindern im umgekehrten Sinne auch den Zugang, wenn die erforderlichen Kriterien nicht erfüllt werden.

Die markante zweiteilige Raumstruktur, die das ägyptische Grab des Alten Reiches auszeichnete, spiegelt exakt die Vorgänge wider, für die man die Anlage eingerichtet hatte. Die Funktion bestimmte im wesentlichen die bauliche Struktur, und der Erfolg des Konzeptes wird nicht zuletzt daran erkennbar, daß es über Generationen und Jahrhunderte hinweg in seinen Grundzügen unverändert umgesetzt wurde. Das bedeutet aber auch, daß die gesamte Struktur nicht nur von einer räumlichen, sondern auch von einer zeitlichen Komponente beeinflusst

wurde. Zuerst deponierte man den Leichnam in der unterirdischen Kammer. Bis zu diesem Zeitpunkt erfüllten die oberen Räume keine Funktion, blieben also bis dahin gleichsam „außer Betrieb“. Erst nach Abschluß der Bestattungsfeierlichkeiten, die in der Versiegelung der Sargkammer und der Entfernung des Schachtes mündeten, setzte der Betrieb in den oberen Bereichen ein. Erst jetzt begann der posthume Kultvollzug, in den die Angehörigen der Verstorbenen sowie die Priester der Nekropole eingebunden waren, und dessen baulicher Rahmen von den oberirdisch gelegenen Höfen, Gängen und Räumen des Grabes gebildet wurde. Hier in den Kulträumen sollte sich zukünftig alles abspielen, was in irgendeiner Weise mit der Anlage in Zusammenhang stand. Der auf lange Zeiträume hin angelegte Ritualbetrieb brachte es also mit sich, daß die oberen Bereiche des Grabes nicht nur später, sondern vor allem auch wiederholt und immer wieder aufgesucht wurden. An diesem Punkt bestand ein weiterer grundlegender Unterschied zu den unterirdischen Kammern, die von ihrer gesamten baulichen Ausführung her nur auf einen einmaligen Besuch angelegt waren.

Das duale Bauprinzip, dem das Grab des Alten Reiches verpflichtet war, forderte also zwei räumlich klar voneinander getrennte Einheiten, die im wesentlichen die vorgesehenen personellen Verhältnisse abbildeten. Im Grunde war dieses Prinzip nichts anderes als die architektonische Umsetzung der Aufenthaltsverhältnisse der in den Kult eingebundenen Parteien. In den oberen Räumen agierten die Kultabsender, d.h. die Personen, die die kultischen Botschaften formulierten und diese durch den Vollzug des Rituals gleichsam abschickten. Die unteren Kammern dagegen waren den Kultadressaten vorbehalten, d.h. jenen Personen, an die die Botschaften gerichtet waren, und die diese, wenngleich auch nur *idealiter*, entgegennahmen.

Bereits dieser zugegebenermaßen mehr als schattenhafte Abriß des architektonischen Grundkonzeptes, das für alle großen Privatgräber ab dem Ende der 3. Dynastie (ca. 2620 v.Chr.) verbindlich war, wirft ein erstes bezeichnendes Licht auf die Funktion der Dekorationen bzw. der epigraphen Programmatik, die, wie angedeutet, grundsätzlich nur in den oberen Räumen angebracht wurden. Deswegen erscheint es nur folgerichtig, die komplexen Ereignis- und Handlungsfolgen, die in den teilweise wand-

füllenden Bild- und Textfolgen überliefert sind, zuerst mit den *Kultabsendern* in Verbindung zu bringen, deren Tätigkeiten sie in einer noch näher zu beschreibenden Art und Weise bedingten. Von ihrer historischen Entwicklung her gehört die „Dekoration“ in die oberen Bereiche des Grabes, in denen sie den informativen Hintergrund des sich hier abspielenden Kultbetriebes bildete. Die Angehörigen und Priester verrichteten ihre Dienste stets mit Blick auf die Bilder und Texte an den umliegenden Wänden, so daß es naheliegt, in dieser im Grunde sehr einfachen Konstellation zwischen epigrapher Information einerseits und anwesendem Kultabsender andererseits einen Hinweis auf die Funktion des Programms zu sehen. Die unterirdischen Raumeinheiten dagegen, die nicht nur den Körper des Verstorbenen bargen, sondern auch gleichsam zu seiner neuen „Lebenswelt“ wurden, blieben dagegen anepigraph.

Anepigraphie und epigraphie Anlagen

Die Fokussierung der wissenschaftlichen Betrachtung auf dekorierte Grabanlagen bzw. solche mit epigrapher Ausstattung läßt den archäologischen Gesamtbefund in einer gewissen Schiefelage erscheinen, da im Verlaufe des Alten Reiches bekanntermaßen nicht jedes Grab, nicht einmal jedes monumentale Grab, mit Bildern oder Texten ausgerüstet wurde. Tatsächlich lassen Nekropolenfelder wie etwa Dahschur oder Gisa, die auf einen einzigen Gesamtentwurf hin ausgerichtet waren, erkennen, daß weitaus mehr Anlagen *ohne* Dekorationen gebaut wurden als solche, deren Innenräume man in welchem Umfang auch immer zusätzlich mit bild- oder inschriftlichen Informationen ausgestattet hätte. Diese Verhältnisse ändern sich nicht beim Blick auf die sog. Provinznekropolen, deren Anlagen zwar weitaus mehr den naturräumlichen Gegebenheiten vor Ort verhaftet waren, die gleichwohl aber stets die für eine Nekropole erforderlichen äußeren Begrenzungen aufwiesen, was als Mindestanforderung für die entsprechenden statistischen Überlegungen anzusehen wäre. Die Zahl der anepigraphen Anlagen in zumindest einigermaßen überschaubaren Nekropolen wie etwa Deir el-Gebrawi, el-Hawawish oder el-Hagarsa übersteigt die der bild- oder inschriftlich ausgestatteten Anlagen stets um ein Vielfaches.

Ob die hier als undekoriert bzw. anepigraph apostrophierten Anlagen ausnahmslos in alter Zeit jég-

licher Ausstattung entbehrten, erscheint angesichts der grundlegenden Bedeutung, die den mit Texten und Bildern übermittelten Informationskonglomeraten für das Funktionieren des Kultbereiches eines Grabes zufiel, schwer vorstellbar. Durchaus ist damit zu rechnen, daß bei Gräbern, bei denen der archäologische Befund keine epigraphische Ausstattung enthält, die fraglichen Informationen auf andere Weise eingebracht und weitergegeben worden waren, bzw. daß die fraglichen Anlagen überhaupt nicht in der Weise „in Betrieb“ gegangen sind, wie wir uns das im Ausgang von den dekorierten Monumentalanlagen gerne vorstellen.

Die Problematik wird an diesem Punkt von einer Reihe von Faktoren verkompliziert, deren erschöpfende Behandlung nicht nur erheblichen Platz beanspruchen, sondern auch nicht unerheblich von der vorgegebenen Thematik wegführen würde. Man müßte u.a. die Rolle der jeweils vorliegenden bzw. nicht vorliegenden Bestattungen untersuchen. Es wäre u.a. zu hinterfragen, ob eventuell Usurpationen der Kultbereiche oder Zweit- und Drittbelegungen in den Sarkkammern erfolgten. Weiterhin wäre damit zu rechnen, daß ursprünglich vorhandene epigraphische Bestandteile zu einem späteren Zeitpunkt nicht nur überarbeitet, sondern sogar zur Gänze entfernt worden wären. Und schließlich müßte überlegt werden, ob Grabhäuser nicht auch „auf Vorrat“ gebaut wurden und leer blieben, da man sie aus welchen Gründen auch immer nicht belegen konnte oder wollte, mithin in ihnen niemals eine Bestattung vollzogen wurde und ein posthumer Kultbetrieb stattfand.

Auch wenn es in diesem Zusammenhang nicht möglich ist, das für ein annähernd ausreichendes Verständnis der funeren Anlagen des Alten Reiches wichtige Verhältnis zwischen epigraphischen und anepigraphischen Anlagen zu analysieren, so bietet uns die angesprochene Problematik doch Anlaß genug, die Abklärung einiger Begriffe durchzuführen, die für den weiteren Verlauf unserer Überlegungen von grundlegender Bedeutung sind, und denen der Leser auf den folgenden Seiten immer wieder begegnen wird. Im Einzelnen geht es um die Begriffe „Dekoration“ bzw. „Epigraphik“ sowie um den eng mit diesen vergesellschafteten Begriff „Programm“. Als „epigraph“ sei bezeichnet jedwede Form der inschrift-/textlichen oder bildlichen Ausstattung eines Grabes unangesehen des jeweils vorliegenden Umfangs. Eine einfache kurze Titelfolge mit absch-

ließendem Namensweis, die den Rundbalken eines Grabeingangs belegt, ist demnach in gleicher Weise als ein dekoratives oder epigraphisches Element anzusehen wie die motiv- und szenenreichen Bildfolgen, die sich über mehrere Register verteilt an den Wänden mehrerer aufeinanderfolgender Räume befinden können.

Unter „Programm“ verstehen wir die *Gesamtheit aller dekorativen bzw. epigraphischen Elemente und Einheiten* eines Grabes. Diese wurden keineswegs nach individuellen Kriterien auf den Flächen der vorhandenen baulichen Substanz verteilt, sondern vielmehr sowohl im Hinblick auf ihre Positionierung, als auch auf ihre formale Ausrichtung, als auch auf ihren informativen Wertehalt in systematischer, d.h. Regeln gehorchender, Weise ausgewählt, angeordnet und miteinander vernetzt. Bezugsverhältnisse bestehen hierbei sowohl zwischen den einzelnen epigraphischen Einheiten untereinander als auch zwischen diesen und der umliegenden baulichen Struktur. Wie schon für „epigraph“ so gibt es auch mit Bezug auf den Begriff „Programm“ grundsätzlich keinerlei Umfangsbeschränkungen. Ein kleines Grab, für dessen epigraphische Ausstattung man sich auf eine schmucklose Scheintüre beschränkte, verfügt demnach in gleicher Weise über ein vollständiges „Programm“ wie eine aus mehreren Gängen, Höfen und Räumen bestehende Anlage, deren Wände man mit ebenso ausgedehnten wie detailreichen Bild- und Textfolgen belegt hatte.

Trotz der gebotenen Knappheit, in der die Materie hier zusammengefaßt ist, und die den kundigen Leser mit manchem zum Widerspruch reizenden Satz konfrontiert, rückt dieser Abschnitt doch zwei Sachverhalte von grundlegender Bedeutung in den Mittelpunkt der Betrachtung. Zum ersten ist die „Grabdekoration“, d.h. die epigraphische Programmatik, keineswegs ein allgemein verbindliches Ausstattungsmerkmal der funeren Architektur des Alten Reiches. Vor dem Hintergrund des archäologischen Gesamtbestandes bleibt sie im Grunde auf wenige Anlagen beschränkt, deren Inhaber in der Regel Angehörige der höchsten Gesellschaftsschichten oder aber in den Betrieb der kultischen Verehrung derselben eingebunden sind. Insofern können die in den epigraphischen Programmen geschilderten Verhältnisse nicht ohne weiteres verallgemeinert und auch nur unter sorgfältig abgesteckten Voraussetzungen als kulturspezifische Phänomene eingestuft werden.

Zum zweiten ist die epigraphische Programmatik von Hause keine Kunst. Ästhetische Gesichtspunkte spielen deswegen für das Verständnis ihrer Bedeutung allenfalls eine untergeordnete Rolle. Den oben gegebenen Definitionen zufolge repräsentiert weder die epigraphische Einheit noch ein ebensolches Programm ein Kunstwerk in dem Sinne, daß es nach dem freien Entwurf eines menschlichen Individuums in frei zu wählender Anzahl und ebensolcher Art und Weise hervorgebracht worden wäre. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Wie sich aus den folgenden Ausführungen noch ergeben wird, handelt es sich bei dem, was wir üblicherweise als Grabdekorationen des Alten Reiches bezeichnen, um Konglomerate von Bildern und Texten, deren Auswahl, Aufbau und Anordnung in hohem Maße von konstruktiven Normen, Vorgaben und Regeln bestimmt wurden. Das Ziel dieser Abhandlung ist es nun aber nicht, diese Regeln in vollem Umfang vorzustellen, mithin eine „Grammatik“ der epigraphischen „Pro-Grammatik“ zu präsentieren, auch wenn das Vorhergehende eine solche Erwartung in nicht geringem Maße nährt. Die Beschränkung auf drei ausgewählte Programmbeispiele, deren repräsentativer Charakter überdies erst noch nachzuweisen wäre, schließt ein solches Vorhaben von vornherein aus. Wir beschränken uns an dieser Stelle auf die Einsicht, daß die epigraphische Programmatik auf Standards aufbaut, die ihrerseits den inhaltlichen Charakter des Programms als solchen begründen und die Rolle seiner ästhetischen Wahrnehmung in den Hintergrund rücken.

Architektur und Programm

Der Baugrund für die Einrichtung eines Grabes wurde stets mit höchster Sorgfalt gewählt. Weiterhin ist davon auszugehen, daß vor allem im Einzugsbereich der gigantischen Residenznekropole des Alten Reiches die jeweilige Örtlichkeit nicht vom späteren Grabherrn gewählt, sondern vom König respective dem dafür zuständigen Personal zugewiesen wurde. Der rechtmäßige Erwerb von „Grund und Boden“ ist ein nicht unwesentlicher Bestandteil des immer wieder verkündeten *htp-dj-nswt* „königlichen Gnadenerweises“, der dem „Besitzer“ die Ausübung seines Rechtes auf Bestattung und posthumen Kultbetrieb ermöglicht. Wie angedeutet wurde die bauliche Struktur des Grabes in streng standardisierter Form angelegt und ausgerichtet. In vergleichbarer Weise verfuhr man mit der epigraphischen

Ausstattung. Wie ein Grabbau nicht willkürlich „irgendwo und irgendwie“ in die Landschaft gesetzt wurde, so war auch die Anbringung von Texten oder Bildern an seinen Wänden nicht den individuellen Vorlieben eines Grabherrn oder des jeweils vor Ort arbeitenden „Dekorateurs“ oder „Künstlers“ anheimgestellt. Wie die Architektur so war auch die epigraphische Programmatik bestimmten Regeln unterworfen, die stark in die Ausführung einer Grabdekoration hineinregierten. Angesichts solcher Verhältnisse erscheint es wenig verwunderlich, daß auch das gegenseitige Bezugsverhältnis beider Faktoren durch eine ausgeprägte Regelmäßigkeit charakterisiert ist. Ausgehend von den Funktionen der einzelnen Raumeinheiten und ihrer Teile gab es verbindliche Vorschriften, welche Art von Text und welche Art von Bild an welcher Stelle innerhalb der Gesamtanlage zu plazieren war. Das erinnert in gewisser Weise an die engen Bezüge zwischen epigraphischer Ausstattung und Raumfunktion, das bereits 1962 von Dieter Arnold für die Tempel des Neuen Reiches nachgewiesen wurde. Im Grunde sind auch die Verhältnisse im Bereich der unterirdischen Sarkammern, die von jeglicher epigraphischer Ausstattung freizuhalten waren, Ausdruck der hier tief in die Architektur und die mit ihr verbundene Epigraphik einwirkenden Regelmäßigkeit.

Der Aufbau des epigraphischen Programms wurde maßgeblich von der Kultstelle bzw. dem äußeren Eingang zu den Kulträumlichkeiten bestimmt, die *per definitionem* den oberirdischen Bereichen angehörten. Die Belegung der Kultstellen bzw. Eingänge mit epigraphischen Einheiten war obligatorisch; *vice versa* war es völlig ausgeschlossen, daß man im Ablauf der Raumeinheiten eines Grabes irgendwelche epigraphische Einheiten plazierte hätte, ohne bereits die Kultstelle oder den Eingang mit Texten oder Bildern ausgerüstet zu haben. Die epigraphische Ausstattung von Kultstelle und Eingang stellte einen verbindlichen Standard, eine Art Basisnorm dar, ohne deren Berücksichtigung anderweitig gesetzte Ikonographien sinnlos und die Kulträumlichkeiten letztlich ohne Funktion geblieben wären. Ein epigraphisches Programm ohne direkten Bezug zu Eingang und Kultstelle gab es nicht.

Diesen restriktiven Positionsvorgaben entsprachen Art und Inhalt der einzusetzenden Einheiten. Unabdingbar im epigraphischen Programm eines Grabes war die Nennung der am Kult beteiligten Partei-

en, insbesondere der Grabinhaber oder Kultempfänger. Deren personelle Identität wurde mit Hilfe relevanter Titelfolgen sowie den untrennbar mit diesen verbundenen Namensweisen fixiert. Diese Angaben konnten zusätzlich mittels figürlicher Darstellungen determiniert werden. Die Sicherung der personellen Identität ist eine der wesentlichen Leistungen des epigraphen Programms eines Grabes in der Zeit des Alten Reiches. Die große Bedeutung, die dieser Art von Informationen für die Existenz eines Grabes und den Ablauf seines Betriebes zukam, ist ausschlaggebend für die hohe Quantität der erhaltenen Figuren, Titelfolgen und namentlichen Nennungen, die die allgemeine archäologische Belegsituation im Bereich der Privatgräber dieser Epoche heute auszeichnet.

Eine vergleichbare Bedeutung fiel der Sicherstellung der Legitimation von Bestattung und Kultbetrieb zu. Keine „Dekoration“ verzichtete auf die Angabe, der jeweilige Kultempfänger hätte ein *Recht* erworben, in der jeweiligen Anlage bestattet zu werden und ebendort einen posthumen Kultbetrieb zu unterhalten. Da die betreffenden epigraphen Einheiten die Richtigkeit aller mit der Anlage in Zusammenhang stehenden Prozesse proklamieren sollten, befinden sie sich wie schon die personellen Angaben stets im direkten Einzugsbereich der Kultstellen bzw. der mit diesen korrespondierenden äußeren Eingänge. Der Legitimation von Bestattung und Kultbetrieb verdanken die vermeintlich so stereotypen *htp-dj-nswt*-Formeln ihre prominente Stellung innerhalb der Grabepigraphik des Alten Reiches. Kaum ein Eingangsbereich, kaum eine Scheintüre, bei der man auf diese Angaben verzichten hätte – und wenn sie innerhalb des aktuellen archäologischen Befundes nicht vorhanden zu sein scheinen, so legt der jeweilige Erhaltungszustand nahe, daß sie sich einst in den heute zerstörten oder verlorenen Teilen befanden. Die *htp-dj-nswt*-Angaben sind keineswegs inhaltsentleerte „Formeln“. Es handelt sich vielmehr um die in Stein gefaßten *Verbriefungen fundamentaler Rechte*, die sich der Kultempfänger zu Lebzeiten erworben hatte und die für das Funktionieren der Anlage an sich unabdingbar waren – daß nämlich die Bestattung und der nachfolgend einsetzende Kultbetrieb von einem Gott in seinem Gebiete gnadevoll gewährt und vom König als rechtens bestätigt worden waren. Daß die Einwerbung des Baugrundes

gleichfalls in den Rahmen der erhaltenen Rechte gehörte, war bereits angedeutet worden.

Unabhängig von der Tatsache, daß sich infolge der mannigfaltigen Binnenbezüge zwischen dem Eingangsbereich eines Grabes und seiner Kultstelle sowie der sowohl regional als auch chronologisch sich wandelnden Ausdetaillierung beider Raumeinheiten durchaus gewisse Möglichkeiten zur Gestaltungsvariation ergaben, die man ihrerseits für die Postulierung diverser Typologien einsetzen könnte, stellte die Belegung von Eingang bzw. Kultstelle mit Bildern und Inschriften eine Art *epigraphe Grundausstattung* dar, ohne die kein Programm auskommen konnte. Eine Grabdekoration ohne Ausstattung des Eingangs und/oder der Kultstelle war von der Idee des Grabes her gar nicht möglich und hat es in der Zeit des Alten Reiches auch nicht gegeben. Die Identitätssicherung der am Kult beteiligten Personen, insbesondere der Kultempfänger, und die Legitimation der kultrelevanten Vorgänge waren hierbei die beiden Basisfunktionen, der die epigraphe Programmatik von Hause verpflichtet war, und deren Einheiten und Elemente folgerichtig in jeder Grundausstattung abgebildet werden mußten. Um es vereinfacht zu formulieren: Am Eingang und/oder an der Kultstelle wurde festgehalten, wer bestattet und posthum verehrt wurde, und daß hierfür die notwendigen Berechtigungen bestanden.

Schon oben war darauf hingewiesen worden, daß die Räume des posthumen Kultbetriebes durch eine Türe nach außen hin abgeriegelt wurden. Diese Türe gliederte den Bereich der oberirdischen Räumlichkeiten seinerseits in zwei Teile. Jenseits der Türschwelle erstreckte sich jener Bereich, den nur Personen mit besonderer Zugangsberechtigung betreten durften. In der Regel waren das die Angehörigen der Verstorbenen bzw. die für den Ritualdienst eigens verpflichteten Priester. Unabhängig von der Frage, wie diese Berechtigungen im einzelnen ausfielen, grenzte also die Türe den Personenkreis, der als Empfänger der durch die epigraphe Ausstattung überlieferten Informationen in Betracht kam, erheblich ein. Der Bereich *vor* der Türe konnte dagegen im Grunde von jedermann aufgesucht werden, wenn er nur Zugang zur Nekropole erhielt. Vor dem Hintergrund dieser Verhältnisse wird verständlich, warum die epigraphe Grundausstattung einen festen Bestandteil des Eingangs bildete. Die Identität des Kultempfängers und die Legitimation zur Einrich-

tung des Grabes sind Basisinformationen, ohne die eine Anlage *a priori* nicht funktionieren konnte, so daß es zweckhaft erschien, diese einem möglichst großen Kreis kompetenter Personen zugänglich zu machen. Auch und vielleicht gerade vor dem Hintergrund des generationenübergreifenden Zeithorizontes, in dem ein Grab funktionieren sollte, war eben die Menge der Besucher, die vor der Türe verweilten und die in diesem Bereich festgehaltenen Information „auswerteten“, weitaus größer als die Zahl der Personen, die besagte Türe durchschritten bzw. überhaupt durchschreiten konnten.

Mit dem Ausklingen der 3. Dynastie entwickelte die funeräre Epigraphik aus für uns vorerst nur unscharf erkennbaren Gründen eine Art Seitenzweig, bei dem man das angesprochene Programm von Eingangs- und Kultstellenausstattung geradezu exorbitant um zusätzliche Elemente und Einheiten erweiterte, so daß ganze Räume und vereinzelt sogar geschlossene Raumfolgen von motiv- und szenenreichen Bildsequenzen bedeckt schienen. Bekannte Vertreter solcher Ausstattungen sind etwa die Mastaba des *Tj* (Damas & Épron 1939/Wild 1955), der Felsgrab-/Mastaba-Komplex der Brüder *Nj-nh-hnmw* und *Hnmw-htpw* (Altenmüller & Moussa 1977) oder die allein schon aufgrund ihrer äußeren Dimensionen auffallenden Mastabas der *Mrrw-k3-j*-Familie (z.T. Duell 1938a-b) und des *Pth-šps* (z.T. Verner 1977) in Saqqara bzw. Abusir. Wie andere Gräber des Alten Reiches auch enthalten die oberirdischen Kultbereiche dieser monumentalen Anlagen umfangreiche und hochkomplexe Bild- und Textfolgen, die sich über mehrere Räume und Gänge hinweg erstrecken. Geradezu signifikant wirkt der Sachverhalt, daß diese „Dekorationen“ im Bereich des Kultraumes, d.h. des Raumes, in dem sich die Scheintüre und damit die Kultstelle befindet, auf alle vier Wände ausgreifen, so daß sie aus dem vom Standpunkt des im Raum stehenden Betrachters „rund herum“ zu laufen scheinen, weswegen man solche Ausstattungen auch als „rundum-epigraph“ bezeichnen könnte. Dies ist gleichwohl nur eine provisorische Bezeichnung, da der vermeintlich runde Umlauf, den die formale Vorgabe der vorliegenden Wandflächen suggeriert, nicht notwendigerweise die inhaltliche Struktur des jeweils zugrundeliegenden Programms spiegelt und überdies eine ganze Reihe von Programmen existieren, in denen man Wandabschnitte oder gar ganze Wände von epigrapher Ausstattung freihielt.

Nur ein Bruchteil der in Steinbauweise ausgeführten Gräber des Alten Reiches verfügten über eine epigraphische Grundausrüstung – und nur ein Bruchteil dieser Anlagen wiederum wurden in „rundum-epigrapher“ Art und Weise ausgestattet. Nicht zu Unrecht erwartet der Leser eine statistische Unterfütterung dieser Aussage, was allerdings einmal mehr in einer der Aufgabenstellung angemessenen Kürze nicht zu leisten ist. Zu komplex ist bereits die Problematik um die gegenseitige Abgrenzung epigrapher und anepigrapher Anlagen; zu kompliziert erscheint auch die zeitlich und örtlich ausdifferenzierte Formen- und Typenvielfalt der epigraphischen Grundausrüstung, als daß man sie mittels einfacher „Zähltabellen“ ohne jeden weiteren Kommentar präsentieren könnte; und letztlich trübt auch der Stand der wissenschaftlichen Erfassung und Publikation den Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse nicht unwesentlich ein. So bitte ich den Leser um ein wenig Nachsicht, wenn ich mit einer recht „grobem“ Terminologie aufwarte, die zudem den nicht gänzlich von der Hand zu weisenden Eindruck erwecken mag, hier werde doch das eine oder andere in ähnlich grober Weise argumentativ „über den Kanten gehauen“. Doch geht es mir an dieser Stelle nicht darum, die Verhältnisse dieser oder jener Anlage zu erklären, sondern um die Erstellung eines Rahmens, der so weit, d.h. allgemein, gefaßt ist, daß in ihn nicht nur jene Gräber eingefügt werden können, die das hier postulierte Erklärungsgefüge stützen, sondern vor allem auch jene Befunde, die das allem Anschein nach nicht tun. „Kultstelle“, „Eingang“, „Grundausrüstung“ und „rundum-epigraph“ – der Leser möge sich bitte daran erinnern, daß es mir zuerst um Aussagen mit allgemein verbindlichem Charakter geht, d.h. um Aussagen, denen er zustimmen kann. Die Wahrscheinlichkeit eines diesbezüglichen Erfolges sinkt, je höher die Zahl der eingesetzten t.t. und je komplexer deren Binnenverhältnis ist.

Grundzüge der geistesgeschichtlichen Entwicklung: Eine Hypothese

Auch wenn wir uns thematisch bedingt im (vermeintlich) engen zeitlichen Rahmen des Alten Reiches (ca. 2700-2200 v.Chr.) bewegen, sollte der Leser daraus nicht den Schluß ziehen, in dieser Epoche habe sich ideengeschichtlich nicht viel getan. Der Zeithorizont eines halben Jahrtausends verbietet von vornherein einen solchen Grundansatz.

Im Folgenden werde ich auf einige, wie ich finde, *fundamentale* Veränderungen hinweisen, die während des Alten Reiches stattgefunden haben, und die die Konzeptualisierung von Bestattung und posthumem Kultbetrieb und entsprechend die bezügliche epigraphische Programmatik beeinflusst haben *könnten*. Tatsächlich stellt sich mir angesichts dieser Verhältnisse die Frage, was in diesem ideengeschichtlichen Umfeld das Bemerkenswerte eigentlich ist: der grundlegende Wandel und die ideellen Veränderungen innerhalb des Alten Reiches – oder die nicht minder ausgeprägte diesbezügliche Kontinuität.

Die weithin sichtbare Markierung der Begräbnisstätte des Königs in Gestalt der „reinen“ Pyramidenform, eingeführt in der Regierungszeit des Snofru gegen 2590/2580 v.Chr., ist Ausdruck eines geistesgeschichtlichen Prozesses, dessen gesamte Entwicklung darauf hinauslief, sowohl die Form als auch die Funktion funeärer Bauwerke auf das Engste miteinander zu verbinden. Der Zweck der Anlage sollte bereits bei ihrem ersten Anblick – auch und gerade aus weiter Ferne – sofort erkennbar sein. Daß es in baulicher Hinsicht bei der Realisierung des angesprochenen Entwicklungsabschlusses, d.h. auf dem Weg zur „reinen“ Pyramidenform, nicht ohne Probleme abging, ist ein Indiz für die enorme Dichte der Intensität, mit der man das Vorhaben vorantrieb – und damit für die Bedeutung der Vorgänge in ideengeschichtlicher Hinsicht.

Etwa zeitgleich entstanden in den inneren Bereichen der Grabanlagen die ersten Ausstattungen mit Bildern und Texten, die sich nicht auf die Kultstellen bzw. deren engere Umgebung beschränkten, sondern auf deren umliegende Teile ausgriffen. Mit der ausklingenden Zeit des Snofru, etwa ab 2580 v.Chr., wurden nicht mehr ausschließlich die Kultstellen epigraphisch ausgestattet, sondern auch die Wände der Räume und Pfeiler, die diese wichtigsten, „heiligsten“ Stellen umgaben. Der Taltempel des südlichen Pyramidenkomplexes des Snofru darf bislang als das älteste Bauwerk gelten, dessen Wände mit dem belegt wurden, was gemeinhin als „Dekoration“ gilt (Fakhry 1961). Es kann kein Zufall sein, daß man – zumindest nach vorherrschender Auffassung – etwa zur selben Zeit damit begann, vergleichbar aufwendige Ausstattungen auch in nicht-königlichen Grabanlagen anzubringen. Zu nennen wären hier u.a. die aufgrund der unzulänglich dokumentierten Fund-

situationen allerdings nur schwerlich näher zu fassenden Komplexe des *H^c-b3w-skr* oder des *3htj-^c3* in Saqqara (Porter & Moss 1981: 449-450, 500) – vor allem aber die wegen ihrer Zeitstellung geradezu berühmt gewordenen Gräber des *Hzzj-r^c* in Saqqara (Quibell 1913), und dann von *Nfr-m3^ct* und *Jtt* sowie *R^c-htp* und *Nfirt* in Meidum (Harpur 2001), deren Ikonographien gerade im Hinblick auf ihre frühe Datierung bereits am Eingang der 4. Dynastie eine mehr als erstaunliche Komplexität aufweisen. Wie werden auf die zeitliche Stellung dieser Gräber und ihrer „Dekorationen“ gleich noch einmal zu sprechen kommen.

Es ist ein ebenso bemerkenswerter wie unhinterfragter Sachverhalt, daß die Programmatik der epigraphischen Ausstattung erst mit einem markanten zeitlichen Versatz von etwa 75-100 Jahren „in Fahrt kam“. Erst mit dem Ausklang der 4. Dynastie bzw. mit der einsetzenden 5. Dynastie (2514-2458 v.Chr.) und damit etwa drei bis vier Generationen später wurden mehr und mehr Programme entworfen und teilweise in wände- und geradezu raumfüllender Manier mit der zugehörigen Architektur verbunden, deren Umfang sich – zumindest im privaten Bereich – gleichfalls in proportionalem Verhältnis auszudehnen schien. Es mag mehr als nur ein argumentationstechnisches Mosaiksteinchen in dem hier aufzufaltenden gedanklichen Gefüge sein, wenn die Programme der gerade angedeuteten Frühphase, d.h. der 4. Dynastie, die man – sozusagen gegen den Trend der Zeit – mit einer umfangreicheren Ausstattung bestückte, heute durchweg in die Regierungszeiten der Könige Mykerinos, Shepseskaf und Userkaf gesetzt werden: z.B. die Felsgräber des *Dbh-n-j* (Gisa 90, Lepsius), des *Nb-j-m-3htj* (Gisa 86, Lepsius) oder der zu Recht bekannt gewordene Einbau der *Mr-s-^cnh* oder *Mr-sj-^cnh* (Gisa 7530sub, Reisner), alle drei in Gisa gelegen (Hassan 1943: 125ff., 159ff. / Dunham & Simpson 1974).

Genau in dieser Zeit, d.h. am Übergang von der 4. zur 5. Dynastie zwischen Mykerinos und Sahure (2514-2458 v.Chr.), kam es in ideengeschichtlicher Hinsicht erneut zu einem höchst bedeutsamen Entwicklungsschritt. Man erfand, konzeptionierte und setzte in Monumentalbauweise um das, was heute üblicherweise als „Sonnenheiligtum“ bezeichnet wird (Arnold 1994: 241-242). Die überaus enge Beziehung dieser Einrichtungen zum Nekropolenwesen ergibt sich aus ihrer Lage innerhalb der zeit-

genössischen Friedhöfe, die, wie die Ägypter formulierten, „unter Gott“ waren (*hrt-ntr*). Dies wiederum bildete eine wichtige Voraussetzung für die eigentliche Funktion der sog. Sonnenheiligtümer, nämlich Stätte zu sein für die rituelle Verehrung der Sonne und des Königs, ihres Sohnes, die beide nach dem Aufstieg des letzteren zum Himmel miteinander vereinigt sind.

Einmal mehr ist es die Situation des archäologischen Befundes, die dem modernen Betrachter Kummer bereitet und eine befriedigende Gesamtschau auf die tatsächlichen Verhältnisse verhindert. Das Ganze wirft mehr Fragen auf, als es Antworten anbietet. Warum hat man die Institution des Sonnenheiligtums überhaupt eingeführt? Warum löste man sie mit *3ht-r^c*, dem Sonnenheiligtum des eher peripheren Herrschers Menkauhor, wieder auf? Warum konnten bislang nur zwei der sechs namentlich bekannten Heiligtümer, nämlich die des Userkaf bzw. des Niuserre, lokalisiert werden? Waren tatsächlich alle Sonnenheiligtümer einheitlich konzipiert?

Wie dem auch immer sei, eines wird deutlich erkennbar: In den berühmten Bildern der sog. Weltkammer, des „room of the seasons“, im Sonnenheiligtum *Ḫsp-jb-r^c* des Königs Niuserre wurde ein zentrales Thema der funerären Ikonographie direkt aufgenommen und im Hinblick auf alle relevanten Sachverhalte, Ereignisse und Handlungen streng und sorgfältig systematisiert (Edel & Wenig 1974). Wollte man das angesprochene Thema unter eine Überschrift, einen einzigen Titel bringen, so ließe sich dieser etwa wie folgt formulieren: „Die erneuerbaren Ressourcen des Landes und ihre ökonomische Nutzung“.

Es geht um die Materialien und Produkte, die dem Landschaftsraum der Flußoase abzugewinnen sind und die für wesentliche Teile des kulturellen Betriebes eingesetzt werden können. Deswegen finden sich sowohl in der Weltkammer als auch in den hochherrschaftlichen Privatgräbern umfangreiche Motiv- und Szenenfolgen zum Ackerbau, zur Sumpf- und Marschenwirtschaft, zur Beschaffenheit der Wüste, oder zu den sog. Sonderkulturen, d.h. Garten-, Gemüse- und Weinbau. Aus demselben Grund enthält die Weltkammer aber auch keine Themen wie etwa die Stein-, Holz- oder Metallverarbeitung. Tatsächlich handelt es sich bei den Bildsequenzen des „room of the seasons“ um nichts anderes als ein Onomasticon des Landschaftsraumes Ägypten

einschließlich der Anleitung zu seiner ökonomischen Nutzung, oder wie wir heute beginnen zu erkennen: seiner (irreparablen) Ausbeutung. Daß die Bezeichnung „Weltkammer“, die sich im deutschsprachigen Raum eingebürgert hat, nicht ganz den Kern des behandelten Themas trifft, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst.

Wenn man von einer einheitlichen Konzeption der Sonnenheiligtümer ausgeht – was keineswegs sicher ist – dann läßt sich die Entwicklung an diesem Punkt annäherungsweise wie folgt umreißen. Am Ende der 4. Dynastie, etwa zwischen 2520 und 2480 v.Chr., wurde der Umweltraum Ägypten auf sein ökonomisches Potential hin analysiert. Das Ergebnis dieser Studien wurde über die Institution der Sonnenheiligtümer generalisiert, in eine tradierungsfähige Form gebracht und somit für die kommenden Generationen gesichert. In dieser Form diente das auf diese Weise gespeicherte Wissen als Grundlage der Versorgungsverhältnisse des sich von nun an entwickelnden Nekropolenwesens – jener Prozesse und Verhältnisse also, die in den relevanten Abschnitten der epigraphen Programme der 5. und 6. Dynastie in vermeintlich so reichhaltiger wie vielfältiger Weise festgehalten wurden. M.E. ist es tatsächlich so, daß sich die Bewegung der Ideen von den „Sonnenheiligtümern zu den Gräbern“ vollzieht, keineswegs umgekehrt, wie es der aktuelle archäologische Befund, i.E. die augenblicklich vorliegende Datierungssituation, und die daraus abgeleitete allgemeine Entwicklung nahelegen scheinen.

Der nächste tiefgreifende Entwicklungsschritt erfolgte etwa ein Jahrhundert später, in der Spanne der Regierungszeiten der Könige Djedkare-Asosi bis Teti (2380 bis 2312 v.Chr.). Zunächst wurde mit Djedkare-Asosi die Institution der Sonnenheiligtümer eingestellt. Die Gründe hierfür sind uns völlig unbekannt. Weiterhin zeigt der Einsatz des Instrumentes der funerären Epigraphik eine deutliche Verschiebung in topographischer Hinsicht. Etwa seit Djedkare-Asosi und Unas wurden mehr und mehr Anlagen in den sog. Provinzen, d.h. im heutigen Mittel- und Oberägypten, mit umfangreichen Bild- und Textsequenzen belegt. Die Entwicklung in den beiden einander gegenüber stehenden Regionen, Residenz vs. Provinz, erfolgte durchaus gegenläufig. Während in der Residenz ab etwa Teti die Menge der Programme einschließlich ihres Umfanges deutlich zurückgeht, ist in derselben Zeitscheibe für die sog. Pro-

vinzen ein vergleichsweise starker Anstieg zu verzeichnen, sowohl im Hinblick auf die Zahl als auch auf die Volumina der jeweils ausgeführten Programme.

Das herausragende Indiz für den tiefgreifenden, sich während dieser Zeit vollziehenden ideengeschichtlichen Entwicklungsschritt liegt aber nicht in irgendeiner Quantität der Belegverteilung, sei es der Nekropolen, der Gräber, der epigraphen Programme oder einzelner Themen dieser Programme. Der fragliche Hinweis ist in den unterirdischen Bereichen der Grabanlagen verortet: Ab der Regierungszeit des Unas (ca. 2342 v.Chr.) wird die von der Pyramide abgedeckte Sargkammer des Königs epigraph ausgestattet. Nur kurze Zeit später, bereits ab Teti (2322 v.Chr.), sind Fälle wie etwa in der Mastaba des *Mrrw-k3-j: Mrj* belegt, in denen auch in privaten Anlagen entsprechend verfahren wird. Allerdings wird die Ikonographie der unterirdischen Kammern in der privaten Grabarchitektur nur höchst selten und wenn, dann auch in markant abweichender Form eingesetzt – ein Sachverhalt, der andeutet, wie problematisch es letztlich war, die bis dahin anepigraphen Bereiche zu Informationsträgern umzuwidmen. Sieht man einmal von den in diesem Zusammenhang wertlosen Bauinschriften ab, wurden – wie bereits ausgeführt – die unterirdischen Räumlichkeiten vor der Zeit des Unas *niemals* mit irgendwelchen Texten oder Bildern belegt, weder im Bereich der privaten noch der königlichen fune­rären Architektur.

Die Konzeptionierung der sog. Pyramidentexte, wie sie bereits unter Unas vorliegen, zeigt des weiteren, daß hier mitnichten ein geistesgeschichtlicher Prozess von grundlegendem Charakter *in Gang gesetzt* wurde. Der fragliche Prozess dauerte vielmehr schon längere Zeit an und wird hier unter Unas für uns heutige Betrachter nur zum ersten Male sichtbar. Hier, am Ende des 24. Jahrhunderts v.Chr. beginnt jenes Phänomen sein nicht unerhebliches Gewicht in die Schale der interpretatorischen Abwägung zu werfen, das man als „überlieferungsgeschichtliche Hypothek“ bezeichnen könnte, und das fortan in immer stärkerem Maße die quellengeschichtliche Entwicklung der alten Kultur am Nil bestimmen wird.

Um 2600 v.Chr. hatte man mit der „reinen“ Pyramide die von nun an bestimmende Form der Kennzeichnung der königlichen Sargkammern gefunden. Gleichzeitig hatte man ein verbindliches Konzept zur

Planung von Nekropolen etabliert. Man baute ganze „Grab-Städte“, in denen sich wie in „wirklichen“ Städten Haus an Haus und Straße an Straße reihte – und in denen sich wahrscheinlich auch der „städtische“ Betrieb, d.h. der Ritual- oder Kultbetrieb stark an den ökonomischen Vorgängen des „wirklichen“ Lebens orientierte. Im Verlaufe des kommenden Jahrhunderts sah man die Notwendigkeit, einen nicht unwesentlichen Teil der für die Unterhaltung der Nekropolen erforderlichen Vorgänge eigens zu analysieren und die Ergebnisse in umfangreichen Listen für eine generationenübergreifende Datentradierung aufzubereiten. Warum man das Bedürfnis empfand, Objekte wie Bäume, Pflanzen und Tiere sowie Arbeitsprozesse wie den Acker- oder Gartenbau, mithin Sachverhalte, die seit Jahrhunderten bestens bekannt waren – was nicht zuletzt den Erfolg der Kultur mitbegründet haben dürfte – warum man also diese Dinge neuerlich einer tiefgehenden intellektuellen Durchdringung unterzog, wissen wir nicht. Aber man tat es und entwickelte um 2500 v.Chr. sogar eine völlig neue Art von „Heiligtum“, um die gewonnenen Ergebnisse nicht verloren gehen zu lassen. Vielleicht ging es um die Optimierung von Arbeitsprozessen; vielleicht ging es um die Suche nach neuen, bis dahin nicht bekannten Ressourcen; vielleicht ging es aber auch „nur“ um einen höheren Differenzierungsgrad in der Erfassung wohlbekannter Vorgänge, der durch die stetig steigenden buchhalterischen Anforderungen des laufenden Nekropolenbetriebes notwendig geworden war.

Wie dem auch immer sei – in den kommenden etwa 150 Jahren geschah dann das, was sich in der weiteren Entwicklung wie eine Art „Hypothek“ auswirken sollte. Man dachte nicht mehr nur über die Dinge und Prozesse der „Wirklichkeit“ nach, wie etwa was ein Rind ist und wie dasselbe zu halten wäre, sondern man begann mehr und mehr auch über die relevanten Überlieferungen nachzugrübeln, die sich zwischenzeitlich, d.h. nach mehr als 250 Jahren, begannen zu etablieren. Wie man der Rezeption der sog. Pyramidentexte entnehmen kann, fallen die Ergebnisse dieses Diskurses übrigens sehr heterogen aus, was nur den wirklich wundert, der nicht an innerwissenschaftliche Diskussion und Kommunikation gewöhnt ist. Die Auseinandersetzung mit den eigenen Überlieferungen führte schließlich um 2350 v.Chr. zur Entdeckung der unterirdischen Kammern als Datenträger – ein Sachverhalt, der, wie

bereits vermerkt, auf die fundamentale Bedeutung der hier ablaufenden geistesgeschichtlichen Prozesse hindeutet. Was vorher *a priori* nicht „beschreibbar“ (i.S. mit Inschriften zu belegen) war, wird nun zum Träger tiefschürfender Beschreibungen und Erörterungen.

Welche Folgen das Ganze für unser Verständnis von der epigraphen Programmatik zeitigt, ist in wenigen Worten nicht zusammenzufassen. Wie die „Entdeckung“ der unterirdischen Bereiche zeigt, scheint es ab der Zeit des Unas möglich gewesen zu sein, *Interpretationen* von Überlieferungen, d.h. Programminhalten, zu fixieren, was in der Folge die Eindeutigkeit bzw. Einwertigkeit der Programmaussage nachhaltig erschüttert haben dürfte. Die weitere Entwicklung der Programminterpretation und -konzeption bis hin zum Ende des Mittleren Reiches um 1800 v.Chr. scheint in verschiedene Richtungen auseinanderzudriften: manche Programme scheinen „klassische“ Grundsätze und Gestaltungsprinzipien weiterzutradieren, was besonders für die provinziellen Nekropolen anzunehmen ist. Andere Ausstattungen wiederum wirken geprägt von einer Art intellektuellen Auseinandersetzung mit dem überlieferten Gedankengut. Wir werden uns mit dieser Problematik an dieser Stelle nicht weiter beschäftigen, da die im Folgenden zu diskutierenden Programme aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Epoche vor Unas, d.h. vor Einsetzen der Wirkung der überlieferungsgeschichtlichen Hypothek, stammen bzw. entsprechenden Gestaltungsprinzipien verpflichtet sind, wie ich das für Grab und Programm des *K3-j-h3p: Ttj-jqr* in El-Hawawisch behauptete.

Die Götter in den epigraphen Programmen des Alten Reiches

Wir sprechen über Gräber und damit über Religion. Und wer über Religion – und zumal die des Alten Ägypten spricht – wird nicht umhinkommen, zumindest einige Worte auf einen Faktor zu verwenden, den man den Gepflogenheiten nicht nur einer öffentlich wirksamen Publikationslandschaft zufolge als das Element schlechthin empfinden muß, das die ägyptische Religion auszeichnet: Götter. Von Vornherein will ich gar nicht erst versuchen, tiefschürfende oder gar philosophische Betrachtungen anzustellen über das Wesen von Göttern und ihre besondere Bedeutung für das, was hier als Religion bezeichnet wird. Das hängt zunächst damit zusammen, daß ich von

diesen Dingen nichts verstehe. Viel entscheidender ist ein ganz anderer Sachverhalt, den uns die Quellen selbst anbieten, und der mich – läge die Sachlage wirklich anders als hier beschrieben – durchaus in ein argumentationstechnisches Dilemma bringen könnte. Es geht um die Frage, in welchem Umfange und in welcher Genauigkeit Götter in den epigraphen Programmen des Alten Reiches abgebildet bzw. inschriftlich erfaßt oder erwähnt sind.

Die Antwort fällt ebenso einfach aus wie die Quellenlage eindeutig ist: Gar nicht! Das ist nicht ganz richtig, und deswegen hat der Leser Anspruch auf einen erläuternden Zusatz. Natürlich sind Götter wie etwa Osiris, Sokar oder Anubis für das Verständnis der Zusammenhänge, in den die Vorgänge um ein Grab, d.h. Bestattung und Kultbetrieb, eingebunden sind, wichtig, und insofern sind sie vor allem in den Inschriften ständig präsent. Die allgegenwärtigen *htp-dj-nswt*-Formeln, die in keinem ordnungsgemäß ausgeführten Programm fehlen dürfen, sprechen nicht nur von der „Gabe des Königs“, auf die die gesamte Anlage letztlich zurückgeht, sondern in denselben sachthematischen Zusammenhängen auch immer wieder von der „Gabe des Anubis“ (*htp-dj-Inpw*) bzw. „des Osiris“ (*htp-dj-Wsjr*). Letztlich ist alles, was mit dem Grab und der Nekropole geschieht, unter dem Einfluß der Götter geradezu *verortet*, lautet die allgemeine Bezeichnung für Nekropole doch *hrt-ntr* „was unter Gott ist“. Das ist zunächst einmal eng topographisch – und nicht anders zu verstehen. Tatsächlich ist *hrt-ntr* immer das abgegrenzte Gebiet im weiteren Umfeld einer Stadt, in dem die Verstorbenen bestattet und der zugehörige Erinnerungskult betrieben wird. Folgerichtig ist die allgemeine Bezeichnung der Personale, die in diesen Bereichen arbeiten, *hmw-ntr* „Diener (des) Gottes“ bzw. *hmw-k3* „Diener (des) Ka“. Auch das ist ganz konkret zu verstehen: In der Regel sind mit den erwähnten „Dienern“ die Männer gemeint, die sich um die materiellen Belange des Kultbetriebes, d.h. um Fleisch, Backwaren, Getränke, Blumen etc. kümmern. Weniger handelt es sich um Personen, deren Aufgabe die intellektuelle Durchdringung und Bewahrung eines wie auch immer gearteten religiösen Wissens gewesen wäre.

Die Rolle, die die Götter im Nekropolenwesen und insbesondere im Ablauf der Vorgänge eines einzelnen Grabes spielen, entspricht im Grunde der des Königs. Dieser bzw. die von ihm autorisierten Per-

sonale erteilen die Erlaubnis zur Errichtung des Grabes und zur Durchführung des Kultbetriebes, was der Kultempfänger seinerseits über die sog. *htp-dj-nswt*-Formeln publizieren muß. Die Vorstellung von den ideellen Zusammenhängen des Nekropolenwesens geht in etwa dahin, daß der König in Übereinkunft mit den Göttern die Bedingungen des Gesamtbetriebes schafft, und insofern sind König und Götter im Grab bzw. in der Nekropole omnipräsent. Für die verschiedenen in den epigraphen Programmen gezeigten Ereignisse und Arbeitsabläufe spielen sie indes keine Rolle. Der Rinderhirte, der das Kalben der Mutterkuh überwacht; der Vogelfänger, der die Fangeinrichtungen des Vogelherdes installiert; der Ackerbauer, der die Getreidehalme absichelt und bündelt; oder der Schreiber, der die Zähllisten der Rinder- und Antilopenherden zu buchhalterischen Dokumenten zusammenfaßt – sie alle sind vor Ort zunächst auf ihr Können und ihr Wissen angewiesen und haben sich ggf. vor ihrem Vertragspartner, dem Grabbesitzer und späteren Kultempfänger oder dessen Helfern und Helfershelfern zu verantworten.

Es ist unnötig, in diesem Zusammenhang argumentative Konstrukte etwa von der Form zu erzeugen, daß Kommunikation mit den Göttern nur dem König vorbehalten wäre, und man jene deswegen im Grab nicht abgebildet hätte. Die Begegnungsstätte mit den Göttern ist der Tempel – und damit wären wir an einem völlig anderen Ort. Das „Spiel der Götter“ findet auf einer anderen Ebene statt, und insofern ist es nur folgerichtig, wenn ein moderner Betrachter sie in den epigraphen Programmen der Gräber des Alten Reiches vergeblich sucht. Damit sei nicht behauptet, der Rinderhirte oder Ackerbauer vor Ort hätte nicht an Götter geglaubt; oder es wäre der „Dekorateur“, der entsprechende Szenen entworfen und ausgeführt hat, gewesen, der nicht geglaubt hätte, Hirte und Bauer stünden unter göttlicher Obhut. „Die Götter und das Funktionieren der Welt“ und die ökonomischen Prozesse um die materielle Versorgung einer Stadt – es sind zwei unterschiedliche logische Ebenen, die die moderne Betrachtung manchmal miteinander vermengt, obgleich sie doch wenig miteinander zu tun haben. Die Erklärung des einen durch den Verweis auf das andere ist ein bißchen, wie wenn man den Versuch unternimmt, eine Geschichte des Alten Ägypten zu schreiben und dabei mit dem Urknall beginnt – nicht wirklich falsch ... aber auch nicht wirklich hilfreich.

Im Verlaufe der ägyptischen Geschichte werden sich die Verhältnisse grundlegend ändern, was nicht zuletzt mit der bereits geschilderten „Entdeckung“ der unterirdischen Raumeinheiten als epigraphische Datenträger zusammenhängt. Vor dem Hintergrund der Dekorationen der späteren Epochen, vor allem des Neuen Reiches und später (ab ca. 1500 v.Chr.), erscheint es nur einsichtig, eine enge Verbindung zwischen den argumentativen Faktoren „Götter“ und „jenseitige Welten“ zu sehen. Wenn es so etwas gibt wie eine „eleysinische Welt“, ein „Jenseits“ oder eine wie auch immer geartete „Meta-Welt“, dann ist dies der Ort, an dem die ägyptischen Götter zu Hause sind. Und wenn diese Welten in welchem Zusammenhang auch immer angesprochen, abgebildet bzw. beschrieben werden, dann müßten auch die Götter in ihnen erwähnt, abgebildet bzw. beschrieben sein. Der Leser wird ahnen, worauf dieses Gedankenspiel um das Nicht-Vorhandensein eines in der Erklärung der Grabdekorationen des Alten Reiches ab und an verwendeten Faktors hinausläuft: In den epigraphen Programmen dieser Epoche gibt es keine Götter, da ihre Themen keine jenseitigen Welten, keine Meta-Welten behandeln. Umgekehrt formuliert: Die Motiv- und Szenenfolgen der epigraphen Programme überliefern Ereignisse und Vorgänge des Diesseits – oder um es vereinfacht auszudrücken: sie spiegeln die Realität.

Historische Dokumente

Ich möchte versuchen, den argumentativen Strang an dieser Stelle noch ein kleines Stück weiterzuknüpfen. Epigraphische Programme bestehen zu einem nicht unwesentlichen Teil aus Texten oder Inschriften – ein herkömmliches Verständnis des Begriffes zugrundegelegt. Ich denke hierbei weniger an die „Bei-Schriften“, die dem, was wir als Bilder bezeichnen, „bei-geschrieben“ sind und ein Ereignis oder eine Tätigkeit kommentieren; auch nicht an die Reden und Rufe, die den im direkten Bildanschluß befindlichen menschlichen Figuren „in den Mund gelegt“ sind und deren verbale Äußerungen wie in einem Comic wiederzugeben scheinen. Ich habe vielmehr die geradezu unzählbar häufigen Titel und Titelreihen im Blick, die jede namentliche Nennung, auch ohne Darstellung einer direkt zugehörigen Figur, einleiten und *a priori* in keinem Programm fehlen können. Vor allem aber denke ich an jene *formal* in sich geschlossenen Texte, die ein bestimmtes Ereignis,

eine Episode oder einen für das Leben des Kultempfängers bzw. den Betrieb seiner rituellen Verehrung relevanten Sachverhalt thematisieren. Sie alle weisen eine Eigenschaft auf, von der ich glaube, daß nahezu jeder kundige Leser ihre Existenz vorbehaltlos anerkennen wird: Sie enthalten historisch relevante Informationen. Ja noch mehr – sie sind zum weitaus überwiegenden Teil als Ganze darauf angelegt, einen wie auch immer beschaffenen Sachverhalt der *Wirklichkeit* zu beschreiben und für kommende Generationen festzuhalten. Es geht um eine real existierende Person; ein Ereignis, das tatsächlich zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort stattgefunden hat; oder Verhältnisse, die entsprechend getroffener Vereinbarungen bestehen oder bestehen sollen. Ich denke hierbei etwa an die berühmten Aktenauszüge, die den Hauptteil des Programms des *Mtn* ausmachen und in einer der Sache angemessenen Nüchternheit um die Besitzverhältnisse des Kultempfängers und seiner Dynastie kreisen (Gödecke 1976 / (Strudwick 2005: 192ff.); an die Vereinbarungen der Brüder *Nj-ḥh-hnmw* und *Hnmw-ḥtpw*, die diese mit den Priestern ihrer Anlage getroffen haben (Altenmüller & Moussa 1977: 87-88 / (Strudwick 2005: 194); oder an die immer wieder in der Wissenschaft behandelten Berichte von den Reisen des *Hrw-ḥwj=f*, die diesen im Ausgang von Elephantine tief in das Gebiet des heutigen Sudan geführt haben (Strudwick 2005: 328ff.). Solche Quellen sind auch in jüngster Zeit wiederholt zusammengestellt und kommentiert worden (Kloth 2002 / Strudwick 2005), was für das Interesse spricht, das ihnen in der wissenschaftlichen Welt entgegengebracht wird. Letztlich dürfte es gerade der *historische* Charakter dieser Texte und Inschriften sein, der dieses Interesse begründet, da er Einsichten in eine Epoche verspricht, deren Verständnis aufgrund der zeitlichen Distanz von mehr als 4.000 Jahren und der dadurch begründeten Verluste so schwierig anmutet.

Einmal mehr komme ich in diesem Zusammenhang auf einen Sachverhalt zu sprechen, der auf den ersten Blick belanglos anmutet und keiner eigenen Erwähnung wert scheint, dessen vermeintliche Trivialität sich bei näherem Hinschauen aber als Zeichen seiner fundamentalen Bedeutung erweist, die ihm für unser Verständnis der epigraphen Grabprogrammatisierung zukommen sollte. Alle Dokumente der gerade angesprochenen Quellenart sind Bestandteile der „Dekorationen“ der jeweiligen Anlagen. Sie sind

damit ebenso Teile der epigraphen Programme wie etwa die Scheintüren, *ḥtp-dj-nswt*-Formeln, Speiseischnen und Opferlisten, die figürlichen Darstellungen der Kultempfänger und schließlich die umfangreichen Motiv- und Szenenfolgen, die vor allem in „rundum-ausgestatteten“ Räumen wie auch Raumfolgen die Phantasie der modernen Betrachter beflügeln und sie zu manch tiefschürfenden wie bedeutungsschweren Verständnisanalysen veranlassen. Vergleichbares ist natürlich auch für die Titelsequenzen und namentlichen Nennungen festzuhalten. Auch sie sind zunächst feste Bestandteile der epigraphen Programmatisierung, und das Spektrum ihrer wissenschaftlichen Auswertung (z.B. Baer 1960 / Martin-Pardey 1976 / Kanawati 1977 / Strudwick 1985) zeigt ganz jene Nüchternheit, die dem Tenor ihres „dekorativen“ Aussagegehaltes letztlich zueigen ist. Titel und Titelsequenzen sind zuerst bloße Ansammlungen und Auflistungen vornehmlich personenbezogener Informationen, deren wichtigste Funktionen die Sicherstellung und generationenübergreifende Tradierung entsprechender Identitäten waren.

Es fällt mir stets schwer, jenen Schritt in die „übertragene“, „metaphorische“ oder gar „symbolische“ Bedeutung hinein zu machen – oder wie auch immer man jene Sinnebene bezeichnen möchte – die in manchen modernen Interpretationen den Grabdekorationen des Alten Reiches zugeordnet wird. Daß Bilder und Texte *nicht* entsprechend ihrer jeweils dargestellten bzw. beschriebenen Inhalte zu verstehen sind, erscheint mir angesichts der großen Tiefe der historischen Aussage der gerade erwähnten Quellen nur schwer vorstellbar. Warum etwa sollte im epigraphen Programm der Brüder *Nj-ḥh-hnmw* und *Hnmw-ḥtpw* der Auszug aus den Verträgen bzgl. der verpflichteten Priester, der im Kontext von Grab und Kultbetrieb ja durchaus einen ganz konkreten Zweck hat, auf einer anderen „tieferen“ Bedeutungsebene positioniert sein, als die Motiv- und Szenenfolgen zum Marktgeschehen sowie zum Fisch- und Vogelfang in den umliegenden Bildanschlüssen (Altenmüller & Moussa 1977: 66ff.)? Warum sollten die für den Ablauf des Kultbetriebes des *Mtn* relevanten Vermögensverhältnisse, die mittels entsprechender Aktenauszüge auf den steineren Wänden seines Kultraumes verewigt wurden, auf eine andere Weise „wirken“ oder „funktionieren“ als das gleichfalls ebendort befindliche Jagdszenarium, das den Fang von Gazellen und Kuhantilopen festhält?

Dieses direkte Nebeneinander, das die Forschung gelegentlich an dieser Stelle konstruiert; dieses oft sogar bruchlose Ineinander epigrapher Einheiten und Elemente auf der einen Seite, die in einem „übertragenen“ Sinne zu verstehen sein sollen, und solchen auf der anderen, die einen von niemandem bezweifelte Direktbezug zur realen Welt aufweisen, setzt einen Prozeß der Wahrnehmung von Wirklichkeit bei *gleichzeitiger* Umdeutung derselben voraus, den die allgemeine Quellensituation um die epigraphische Programmatik m.E. nicht hergibt, und der mir überdies als viel zu kompliziert erscheint, um mit ihm die Entstehung und Entwicklung von epigraphischer Programmatik bzw. „Dekoration“ überhaupt vorstellen zu können. Dabei ist das Problemfeld um jene Motiv- und Szenentypen noch gar nicht angesprochen, denen aufgrund der allgemeinen kontextuellen Einbindung schwerlich eine „übertragene“ Bedeutung zugewiesen werden kann, z.B. die Herstellung der Grabausstattung oder die ab und an belegten Statueneinführungen in das Grab.

Der kundige Leser spürt, an welchem sensiblen Punkt in methodenkritischer Hinsicht wir angelangt sind, und welche Folgen es eventuell haben könnte, wenn wir die Historizität des Aussagegehalts der epigraphischen Programmatik des Alten Reiches im Grundsatz anerkannt haben und nun bemüht sind, ihre historische Relevanz gegen die „in einem übertragenen Sinne“ zu verstehenden Teile abzugrenzen. Angesichts der nicht geringen Menge an Sekundärliteratur, deren Autoren und Autorinnen sich um das Phänomen der „Meta-Bedeutungen“ der Grabdekorationen verdient gemacht haben, wäre eine methodologische Abhandlung erforderlich, für die an dieser Stelle aber weder der Platz ist, noch eine entsprechende Themenstellung vorliegt. So ziehe ich mich vorerst auf eine Position zurück, die Dekorationen so zu nehmen, wie sie auf Anhieb daherkommen: als mehr oder weniger komplexe Aussagecorpora mit direktem Bezug zur Wirklichkeit, kurz – als historische Quellen.

Allerdings will ich mit dieser Position mitnichten ausschließen, es hätte jemals übertragene Bedeutungsebenen im Bereich der Grabdekorationen gegeben. Wie absurd eine solche Behauptung wäre, das lehrt ein einfacher Blick auf die Bild- und Textausstattungen der königlichen Bestattungsbereiche in Theben-West. Doch liegen diese zeitlich mehr als 1.000 Jahre später als die epigraphischen Programme

des Alten Reiches, und ihre Entwicklung baut auf einer vergleichbar langen Überlieferungsgeschichte auf. Damit sind wir bei der allgemeinen zeitlichen Stellung der Quellen angelangt, die eine nicht unwichtige Rolle für das Verständnis meines Ansatzes spielt.

Einmal mehr stelle ich eine einfache, um nicht zu sagen triviale Aussage, der – wie ich glaube – jeder Leser und jede Leserin zustimmen können, an den Beginn meines Gedankenganges. Die Quellen, mit denen wir uns beschäftigen, stammen aus der Zeit des Alten Reiches (2700-2200 v.Chr.), nicht der ältesten Epoche des Alten Ägypten, wohl aber der ersten und damit ältesten „Blütezeit“ der Kultur, die ihre weitere Entwicklung in einigen Bereichen nachhaltig beeinflusste. Nun dürfte es ein für jedermann leicht einzusehendes Faktum sein, daß Früheres Späteres beeinflussen kann – in umgekehrter Richtung eine Beeinflussung aber *a priori* ausgeschlossen ist. Wie soll das auch gehen, da das Spätere ja zum Zeitpunkt des Früheren noch gar nicht existierte? Mancher Leser wird angesichts solcher Selbstverständlichkeiten mürrisch reagieren – aber genau an diesem Punkt ergibt sich für die ägyptologische Betrachtung ein Problem, dessen Grundsätzlichkeit in unverbrüchlichem Miteinander zur Selbstverständlichkeit, ja Banalität des erwähnten Sachverhaltes steht. Da die allgemeine Primärquellensituation des Alten Reiches aufgrund seiner zeitlichen Stellung deutlich spärlicher ausfällt als die der späteren Epochen, ist die Ägyptologie immer wieder gezwungen, von Sachverhalten des Mittleren (ca. 2000-1800 v.Chr.) oder Neuen Reiches (ca. 1500-1000 v.Chr.) auf solche des Alten Reiches rückzuschließen – was in vielen Fällen methodisch völlig berechtigt ist und auch immer wieder zu guten Resultaten führt, andererseits aber doch die eine oder andere Tücke birgt.

Zur Erklärung von Grabdekorationen wird gerne das Instrument der „Parallelisierung“ herangezogen. Man sucht zu einem bestimmten Text oder Bild, das Bestandteil eines bestimmten Programmes ist, die „Parallelen“ in anderen Programmen, d.h. die verschiedenen Belege eines Motiv- oder Szenentyps, und nutzt die Übereinstimmungen zur Rekonstruktion etwaiger Lücken bzw. zieht die fast immer vorliegenden Unterschiede *en detail* zur Erklärung des Gesamtbefundes, vor allem der Bedeutung heran. Ganz unabhängig von der Frage, was im Einzelnen

eigentlich als „Parallele“ postuliert wird – ein Problemfeld, das, nebenbei bemerkt, ein eigenes methodisches Minenfeld darstellt – können auf diese Weise Quellen nicht nur verschiedener Zeitstufen, ja gar verschiedener Epochen in ein argumentatives Netzwerk verwoben werden. Die Szenarien des hochherrschaftlichen Grabherrn, der in den Sümpfen der Fisch- und Vogeljagd nachgeht, lassen sich so etwa von den Belegen der frühen 5. Dynastie (ca. 2480-2430 v.Chr., Userkaf bis Neferefre) bis hinunter zu denen aus der Mitte der 18. Dynastie (ca. 1380-1350 v.Chr., Amenhotep III) verfolgen und miteinander vergleichen. Es ist ein phaszinierendes Phänomen der Kultur, daß ihr Quellenbestand eine solche Betrachtungsweise überhaupt ermöglicht. Aber trotz aller *formalen* Übereinstimmungen darf der Betrachter nicht außer Acht lassen, daß die Länge der Zeiträume, die er im Zuge seiner Erklärungen ab und an durchmißt, ein Indiz für eine veränderte Konzeptualisierung, ja sogar Wahrnehmung derer sein kann, die die fraglichen Quellen erschaffen haben. Die Darstellung der Fischjagd aus dem Beginn der 5. Dynastie kann etwas ganz anderes bedeuten als die „Parallele“ der mittleren 18. Dynastie – und vielleicht *muß* sie etwas anderes bedeuten, nimmt man nur die Länge der Zeit, die beide Quellen auseinanderliegen.

Auch wenn die Zeitspanne des genannten Beispiels die Schärfe des methodischen Problems besonders nachdrücklich veranschaulicht, sollte der moderne Betrachter auch im Falle kürzerer Zeitabstände auf der Hut sein und sorgfältig abwägen, *aus welcher Quelle auf welche Quelle* er rückschließt. So sind etwa Grabdekorationen und Pyramidentexte nicht zuletzt aufgrund ihrer Chronologie dankbare Vergleichskandidaten, zumal den bild- wie textlichen Darstellungen ab und an dieselben sachthematischen Motive zugrundeliegen. Daraus allerdings den Schluß zu ziehen, beide Quellenarten setzten auf denselben *ideellen* Grundlagen auf, was für entsprechende Erklärungen postuliert werden muß, ist zwar durchaus ägyptologische Gepflogenheit, m.E. allerdings eine nicht ungefährliche argumentative Vereinfachung der intellektuellen Gesamtsituation der Epoche. Wenn man entsprechend verfährt, dann wäre es notwendig zu erklären, warum die Situation des jeweils zugrundeliegenden Datenträgers in beiden Fällen so verschieden ausfällt. So reizvoll die gegenseitige Bezugnahme zwischen den Pyramidentexten des Unas oder des Teti mit annähernd zeit-

gleichen epigraphen Programmen privater Würdenträger auch wäre – der moderne Betrachter hätte zunächst zu begründen, warum sich die eine Quelle im unterirdischen, die andere hingegen im oberirdischen Bereich des jeweiligen Grabes befindet – ganz zu schweigen von der Frage, warum die oberirdischen Räumlichkeiten der zugehörigen Pyramidentempel von entsprechenden Ausstattungen freigehalten worden wären. Die Problematik verschärft sich zusehends, wenn ältere Programme – zumal solche mit vermeintlich paradigmatischem Charakter wie *Mr-sj-^cnh* (Gisa 7530sub / Dunham & Simpson 1974) *Jj-mrjj* (Gisa 6020 / Weeks 1994), oder *Tj* (Dau-mas & Épron 1939 / Wild 1955) in den Blick genommen werden. Warum schweigt die Quelle, aus denen die Pyramidentexte erwachsen, in diesen Zeitstufen? Warum bleiben die Wände der königlichen Sarkkammern in diesen Zeiten leer?

Kehren wir zur Frage der allgemeinen Zeitstellung zurück, die die Quellenart unseres Interesses, die sog. Grabdekorationen des Alten Reiches, an den Anfang der bezüglichen historischen Entwicklung setzen. Grundsätzlich halte ich es für nicht unproblematisch, von Jüngerem auf Älteres, von Späterem auf Früheres zu schließen, da vornehmlich die ideengeschichtlichen Entwicklungen, ganz gleich, ob sie sich nun kontinuierlich oder sprunghaft vollziehen, den Blick auf die jeweils vorliegenden tatsächlichen Verhältnisse verstellen könnten. Das Konzept eines späteren Programmes *könnte* ein ganz anderes sein als das seines früheren *pendants*, obwohl die Form der jeweiligen Ausführungen weitgehend die gleiche ist. Das wiederum bringt uns nun zu einem letzten grundsätzlichen Problemfeld, das das Verständnis der epigraphen Programmatik und die Interpretation ihrer Inhalte nachdrücklich beeinflusst, und von dem der Leser bereits ahnt, daß ich auch hier manch altgewohnter Ansicht skeptisch gegenüberstehe: das Problem der Datierung.

Das Problem der Datierung

Chronologie und Datierung sind Basisbereiche jeder historisch arbeitenden Wissenschaft, und die Art der Verankerung der einer Untersuchung zugrundegelegten zeitlichen Ansätze beeinflusst maßgeblich die Stabilität der jeweils gezogenen Schlußfolgerungen. Die Situation um das „Datieren von Gräbern“ ist nun keineswegs so sicher und eindeutig, wie es die Menge relevanter Erörterungen glauben machen

könnte, und von der jede ein bestimmtes Kriterium bzw. ein Konglomerat derselben zum Ausgangspunkt entsprechender Überlegungen macht (u.a. Baer 1960 / Kanawati 1977, 1980 / Strudwick 1985 / Harpur 1987 / Cherpion 1989 / Seidlmayer 1997). Zuletzt hat Peter Jánosi am Beispiel der frühen und damit primären Abschnitte der Nekropole Gisa die ganze Komplexität der Problematik noch einmal zusammengefaßt (Jánosi 2004: 40ff.), was erkennen läßt, wie viel wir letztlich noch nicht wissen – trotz der nicht gerade kleinen Zahl relevanter Publikationen der letzten Jahre und Jahrzehnte.

Gemeinhin basiert die Beschreibung jedweder kulturgeschichtlicher Entwicklung auf abgesicherten und hinlänglich eingegrenzten Datierungen der relevanten Quellen. Was die funeräre Epigraphik des Alten Reiches betrifft, so ist ganz allgemein zu konstatieren, daß diese beim gegenwärtigen Forschungsstand noch keineswegs in einer für wissenschaftliche Aussagen erforderlichen Eindeutigkeit vorliegen, obwohl, wie erwähnt, die Problematik schon mehrfach Gegenstand umfangreicher Untersuchungen war. Hierbei stellen bereits die unliebsamen Längen der Datierungsspannen „frühest-/spätestmöglich“, die nicht selten 100 Jahre und mehr betragen, eine erhebliche Hürde dar. Nicht weniger schwer wiegt die oftmals unterschätzte Problematik um die Bezugspunkte der vorgelegten Chronologien. Gerade im Falle einiger Programme, die an den Angelpunkten der historischen Entwicklung zu liegen scheinen, wird nicht erkennbar, worauf sich die jeweils vorgelegte und überwiegend akzeptierte Datierung eigentlich bezieht. Um es auf den Punkt zu bringen: In den fraglichen Fällen wird nicht klar, was eigentlich datiert wird: Die Person, die bauliche Anlage, das epigraphische Programm oder irgendeine der möglichen Verbindungen dieser Faktoren?

Bereits oben war auf die besondere Bedeutung hingewiesen worden, die die Zeit des Snofru für die historische Entwicklung der altägyptischen Grabikographie besaß. Gegen die Masse des baulichen Volumens aufgerechnet, das sich die Ägypter für ihr Bestattungswesen in den Folgezeiten leisteten, insbesondere in der geradezu ins Gigantöse reichenden Nekropole von Gisa, scheint die epigraphische Programmatik nicht annähernd Schritt mit der Architektur halten zu können, wenngleich der archäologische Befund den Blick des modernen Betrachters ein wenig eintrüben dürfte. Von den grob aufgerechnet

etwa 1000 bis heute bekannten Gräbern des Alten Reiches, die über eine epigraphische Ausstattung verfügen, kommen nur etwa 75-80 Fälle, also weniger als 10% für eine Datierung in die 4. Dynastie (2614-2477 v.Chr.) in Frage (vgl. Porter & Moss 1974, 1981 / Harpur 1987: 265ff., Tab. 1). Von diesen wiederum befinden sich allein 60 Anlagen in den verschiedenen Abschnitten der Nekropole von Gisa. Diese frühen Programme, für die ein zeitlicher Ansatz in die 4. Dynastie wahrscheinlich – keineswegs jedoch in allen Fällen sicher ist – zeigen nur ansatzweise die Themenvielfalt und den Detailreichtum der späteren Epochen. Zu einem nicht unerklecklichen Teil beschränkte man sich auf die bereits in den beiden ersten Dynastien der ägyptischen Geschichte belegte epigraphische Grundausstattung. D.h. man richtete eine schlichte Kultstellenmarkierung ein, ohne andere Bereiche der Anlage zusätzlich mit Texten oder Bildern zu belegen.

Unter den gerade erwähnten etwa 75-80 Gräbern, die gemeinhin der 4. Dynastie zugerechnet werden, existieren allerdings elf Anlagen, deren Programme „rundum-epigraphisch“ Züge aufweisen, und in denen in einer bemerkenswert ausführlichen Art und Weise Themen wie z.B. der Ackerbau, die Wildtierwirtschaft oder die Sumpf- und Marschenwirtschaft behandelt werden. Hierbei wiederum können Fälle wie *Mr-s-ḥnh* oder *Mr-sj-ḥnh* (Gisa 7530sub, Reisner. Dunham & Simpson 1974), *Nb-j-m-ḥhtj* (Gisa 86, Lepsius) und *Dbh-n-j* (Gisa 90, Lepsius. Hassan 1943: 125ff., 159ff.) aufgrund der dynastischen Einbindung der in ihnen dargestellten Personen mit einiger Sicherheit in die ausgehende 4. bzw. einsetzende 5. Dynastie (Mykerinos - Sahure, 2514-2458 v.Chr.) plaziert werden. Sie sind in diesem besonderen Zusammenhang also ganz unproblematisch, da sie zumindest in chronologischer Hinsicht eng an die „dynamische Phase“ der epigraphischen Programmatik ab 2458 v.Chr. herandrücken, d.h. sie stehen an ihrem Beginn.

Dennoch werden auch für den frühen Horizont der 4. Dynastie (ab 2614 v.Chr.) einige wenige, nichtsdestotrotz auffallende Anlagen veranschlagt, deren epigraphische Ausstattungen gerade im Hinblick auf die vermutete zeitliche Stellung nicht nur eine mehr als erstaunliche Komplexität, sondern auch eine gemessen an der allgemeinen Stilentwicklung überraschend hohe Ausführungsqualität aufweisen. Zu nennen sind der Grabkomplex des *H-zjj-r* in Saqqara (Quibell 1913) sowie die Anlagen von *Nfr-m-ḥt* und

Jtt bzw. von *R^c-htp* und *Nfrrt* in Meidum (Harpur 2001). Aufgrund der biographischen Angaben zu den Kultempfängern ist es *communis opinio*, die Meidum-Gräber unter Snofru und Cheops einzuordnen (2614-2556 v.Chr.). Wegen eines Stempelabdrucks in der Bestattung wird *Hzzj-r^c* gar noch früher, unter Djoser (3. Dyn., 2665-2645 v.Chr.) datiert.

Damit sind diese und einige wenige weitere Programme schwerlich in die oben skizzierte Entwicklung der Grabepigraphik des Alten Reiches einzuordnen: Sie stehen geradezu markant außerhalb von ihr. Nun wäre es nicht unmöglich, die Sache mit dieser Feststellung als erledigt zu betrachten. Hier lägen eben jene Ausnahmen vor, die die Regeln, die man postuliert hätte, bestätigten. Wenn man es allerdings ernst damit meint, die epigraphische Programmatik der ägyptischen Gräber als Spiegelbild kulturrelevanter Entwicklungsprozesse zu betrachten, dann passen diese „Ausreißer“ in der Tat nicht ins Bild. Es handelt sich weniger um lästige Einrübungen am Rande eines ideengeschichtlichen Szenariums als vielmehr um markante Sonderfälle – unübersehbare Markierungen, deren Existenz die gesamte Entwicklung in einem anderen Licht erscheinen läßt.

Würde man der üblicherweise vorgeschlagenen Datierung der Meidum-Programme und vergleichbarer Fälle folgen, so läge bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt im Entwicklungsablauf der funerealen Epigraphik, d.h. zu Beginn der 4. Dynastie um 2600 v.Chr., ein vollständig ausgebildetes ikonographisches System vor, das Techniken, Einheiten und sogar Details abbildet, die sich erst ab der zweiten Hälfte der 5. Dynastie, und damit annähernd 200 Jahre später, in hinreichender Quantität parallelisieren lassen. Dieser Ansatz ist nicht unmöglich. Doch läßt er die Frage unbeantwortet, warum die epigraphische Programmatik nach Snofru und Cheops für etwa 50-75 Jahre völlig auszusetzen scheint, was die „rundum-epigraphische“ Ausstattung angeht, um dann etwa ab Mykerinos (2514-2486 v.Chr.) bzw. Neferirkare (2458-2438 v.Chr.) geradezu sprunghaft die hohe Belegintensität der späteren Epochen anzustreben.

Auch wenn dies wiederum durch einen Hinweis auf die Lückenhaftigkeit und damit Zufälligkeit des archäologischen Befundes abgefangen werden könnte, so stellt sich doch gerade angesichts dieser vermeintlich so frühen Beleg die Frage, ob die aktuellen Datierungsgepflogenheiten nicht eine charakteristische Unschärfe aufweisen, die ursächlich für

die an dieser Stelle auftretende Unsicherheit ist. Tatsächlich sind bei näherer Befundüberprüfung Indizien erkennbar, die zur Klärung in dieser Richtung beitragen könnten. So werden etwa die epigraphisch ausgestatteten Kultbereiche in Meidum mehrfach umgebaut und nach einer uns unbekanntem Zeitspanne durch Vermauerung gleichsam „offiziell“ geschlossen (Harpur 2001). Bei *Hzzj-r^c* befinden sich die fraglichen Motiv- und Szenenfragmente in einem für epigraphische Programme ganz ungewöhnlichen Außenkorridor, den man offensichtlich *nachträglich* vor den Hauptbau gesetzt hatte (Quibell 1913).

Im Grunde sind solche Verhältnisse nicht ungewöhnlich. Es gibt eine nicht unerkleckliche Anzahl von Gräbern, in denen man längere Zeit nach ihrer Errichtung die Architektur umgestaltete und damit nicht zuletzt auch maßgeblich in den Kultbetrieb eingriff, wenn man ihn nicht sogar ganz aussetzte. Gerade das Beispiel von *Hzzj-r^c* zeigt, daß die Faktoren „Architektur“, „epigraphisches Programm“ und „Kultempfänger“ in chronologischer Hinsicht nicht zwingend eine unauflösbare Einheit bilden, sondern durchaus in zeitlicher Verschränkung zusammengesetzt sein können. Was das Verhältnis zwischen Architektur und Programm bzw. Person betrifft, so ist die ägyptologische Forschung leidlich an den zeitlichen Versatz gewöhnt. Diesbezüglich sei nur auf die um die Cheops-Pyramide in Giza angeordneten Friedhöfe verwiesen, in denen immer wieder bereits vorhandene und damit ältere Tumuli für die deutlich späteren Bestattungen einschließlich der zugehörigen Programme genutzt wurden. Das Phänomen der zeitlichen Verschiebung gilt es aber auch für das Verhältnis zwischen Kultempfänger und epigraphischem Programm zu beachten, das selbstredend auf ihn zugeschnitten ist, gleichwohl aber zu einem *späteren* Zeitpunkt angebracht worden sein kann. D.h. die Lebenszeit des Kultempfängers fällt mitnichten notwendigerweise mit der Ausführung des relevanten epigraphischen Programms zusammen, auch wenn dies in vielen Fällen die geschmeidigsten Argumentationsketten ergibt. Im Zusammenhang der Besprechung des Programms des *K3-j-h3p: Ttj-jqr* werden wir wieder auf dieses Phänomen stoßen. Es ist also nicht von der Hand zu weisen, daß etwa aus Gründen einer Umstrukturierung des Kultbetriebes die bekannten Marschenszenen des *Hzzj-r^c* nicht unter Djoser (2665-2645 v.Chr.), sondern erst sehr viel später, vielleicht gar erst Mitte der 5. Dynastie

(um 2450 v.Chr.) angebracht wurden – ein Sachverhalt, der übrigens nichts an der Richtigkeit der bisherigen Interpretation der biographischen Daten zur Person des *Hzzj-r^c* ändert (Harpur 1987: 177).

Wenngleich in vielen Fällen unverdächtig und zweifellos auch richtig, so ist die chronologische Identität von Person und Programm im Zusammenhang der Datierungsproblematik keineswegs eine unausweichliche Notwendigkeit, sondern muß von Quelle zu Quelle, d.h. von Programm zu Programm, von Grab zu Grab eigens überprüft werden. Schon ein provisorischer Abgleich relevanter Ausstattungen konfrontiert den Prüfenden mit dem angesprochenen Datierungsproblem. Nur am Rande seien etwa die Programmgruppen um *šm-nfr I* bis *šm-nfr III* und *š3t-htpw: Htj* in Gisa erwähnt sowie deren vermeintliche „Kopien“ hierzu u.a. bei *Nswt-nfr*, ebenfalls in Gisa (Junker 1934; 1938; Kanawati 2002). Auch die beiden großen Programme des *K3=j-h3p: Ttj-jqr* sowie seines Sohnes *špsj-pw-mnw: Hnj* in El-Hawawish (Kanawati 1980, 1981) geraten bei näherer Betrachtung in den Dunstkreis dieses speziellen Aspektes der Datierungsproblematik. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang auch wahrscheinlich posthum errichtete Verehrungskapellen, wie etwa für *nby* in Meir, für die ein Bau durch Familienangehörige in dritter oder vierter Folgegeneration nicht auszuschließen ist (Blackman 1914).³

Datierungen sind ein eigenes, überaus komplexes Forschungsfeld, dessen bisherige Ergebnisse trotz umfangreicher Bemühungen seitens der ägyptologischen Forschung noch keineswegs durch jene Eindeutigkeit ausgezeichnet sind, die für die abschließende Erörterung bestimmter kulturrelevanter Fragestellungen weniger wünschenswert als vielmehr absolut notwendig wäre. Da sind zum einen die teilweise doch recht langen Datierungsansätze der einzelnen Anlagen, die die Beurteilung ihrer relativen Chronologien mehr als stark belasten. Zum anderen bringt die Erkenntnis von der nicht immer

³ Wenn uns an diesem Punkt die archäologische Aufnahme und die „Rekonstruktion“ der Kulträumlichkeiten nicht einen Streich spielt. Unterirdische Bereiche werden von Blackman 1914 nicht erwähnt. Es ist allerdings nicht auszuschließen, daß er ihnen keine Aufmerksamkeit schenkte und sie schlichtweg übersah. Heute ist der Boden des Kultraumes sauber durchbetoniert, was eine Nachkontrolle des Befundes nicht völlig ausschließt, sie aber angesichts des Aufwandes doch eher unwahrscheinlich macht.

gegebenen Einheit zwischen Kultempfänger und epigraphem Programm einen unerwarteten und vor allem gänzlich unerwünschten Eintrübungseffekt. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen sei der Faktor „Chronologie“ auf den folgenden Seiten nur mit Behutsamkeit eingesetzt, nicht zuletzt um den Verdacht zumindest zu entkräften, hier werde eben zu Beweisendes als Grundlage des Beweises vorausgesetzt.

Landschaften – Das Programm des *K3=j-m-nfrt*

Die Architektur des Grabes

Es sind vor allem zwei Faktoren, die das Programm des *K3=j-m-nfrt* für den Einstieg in meine Art und Weise des Argumentierens und Interpretierens geeignet erscheinen lassen. Zum ersten zeichnet sich die Architektur der Anlage durch einen einfachen und auf Anhieb überschaubaren Aufbau aus. Es wird sich zeigen, daß die maximal vierteilige Raumfolge auf einen Plan aufsetzt, der in der 4. und 5. Dynastie im Einzugsbereich der ausgedehnten Residenznekropole Memphis weit verbreitet war und eine durchaus übliche Form der Kultarchitektur dieser Zeit repräsentiert. Zum zweiten ist in diese Architektur ein epigraphes Programm eingebettet, das ungeachtet seiner inneren Komplexität eine vergleichbar klare wie auch andernorts häufig belegte Struktur aufweist. Soweit erkennbar spiegelt dieses Programm den Kultbetrieb einer einzigen Person, des besagten Grabherrn *K3=j-m-nfrt*, wider. Architektur und epigraphes Programm werden sich also aufgrund der in personeller Hinsicht vorliegenden einfachen Verhältnisse rasch dem Verständnis des modernen Betrachters erschließen, sowohl im Hinblick auf die beiden Faktoren an sich als auch auf ihre gegenseitige Bezüglichkeit.

Sieht man einmal von dem vollständig verlorenen Tumulus sowie den unterirdischen Bereichen der Mastaba des *K3=j-m-nfrt* ab, so bestand die Architektur zum Zeitpunkt der Abtragung des Kultraumes im Jahre 1903 aus drei bzw. maximal vier Raumeinheiten, deren Längsachsen und Seitenwände in einer für die Sakralarchitektur der Residenz typischen Weise auf die Lagen der vier Himmelsrichtungen ausjustiert worden waren (KMN.Abb.1). Eingeleitet wurde die gesamte Raumfolge durch einen abgedeckten Gang, der ursprünglich die beachtliche

Länge von mindestens 12 m bei einer durchgehenden Breite von 1,20 m erreichte. Dieser Eingangskorridor verfügte wie auch der Kultraum selbst über eine annähernd nord-/süd-ausgerichtete Längsachse, die eine leichte und infolgedessen zu vernachlässigende Ausrichtungsabweichung von etwa 2° aufwies. Er mündete in einen Vorraum, dessen Längsachse um 90° gedreht war und dem entsprechend in ost-/westlicher Richtung verlief. Die geometrische Grundform dieses Raumes war rechteckig. Seine Längsseiten erreichten jeweils eine Länge von 3,07 m, seine Schmalseiten 1,63 m. Ab- bzw. Durchgänge lagen in der Nordwand (zum Eingangskorridor) bzw. in der Westwand (in Richtung Kultraum). In der südwestlichen Ecke befand sich überdies eine 80 x 95 cm große Nische, die den Raum bei flüchtiger Betrachtungsweise markant zu erweitern schien.

Von der westlichen Seitenwand des Raumes führte ein kurzer und durchaus nicht unüblich schmaler Tiefgang (1,85 x 0,61 m) geradewegs in den eigentlichen Kultraum. Auch dieser wies eine rechteckige Grundform auf. Bei einer Länge von 4,24 m und einer Breite von 1,55 m erreichte er etwa 6,57 qm. Die Längsachse war nord-/süd-ausgerichtet, so daß die westliche bzw. östliche Seitenwand als Längswände, die beiden übrigen dagegen als Schmalwände fungieren konnten (vgl. Mariette 1886: 242 / Simpson 1992: 2) – ein ebenso typisches wie verbindliches Konzept für die Ausrichtung der privaten Kulträume in der Residenznekropole etwa ab dem Beginn der 4. Dynastie.

Wenn man die Frage nach einer eventuellen räumlichen Umstrukturierung außer Acht läßt und davon ausgeht, daß die vier aufeinanderfolgenden Raumeinheiten ein in sich geschlossenes Konzept bilden, dann führte der Weg zum Ritualopfer den Priester zunächst den Eingangskorridor entlang, bis er den querliegenden Vorraum erreichte. Hier vollzog er den einzigen Richtungswechsel im Verlauf seines Weges. Er wendete sich nach rechts, durchschritt den Torweg und gelangte geradewegs in den Kultraum und vor die ihm nun direkt gegenüber befindliche Scheintüre, die die Kultstelle und damit den Zielpunkt der kultischen Bewegung insgesamt markierte (KMN.Abb.1).

Auch wenn die Architektur des Grabes in dieser Form eine klare und auf Anhieb leicht verständliche Abfolge der Raumeinheiten und des durch diese vor-

gegebenen Wegeverlaufes zu präsentieren scheint, so wirft die nähere Betrachtung doch einige Probleme auf, deren Behandlung für die Absicherung der späteren Bild- und Textinterpretation nicht unerheblich ist. Da ist zunächst der vermeintliche Raum am Ende des langen Korridors, der den Tiefgang mit dem dahinter befindlichen Kultraum abdeckt und dessen Längsachse unmotiviert „nach rechts verschoben“ erscheint, wenn man diese sowohl mit dem Tiefgang als auch mit der in der Flucht liegenden Scheintüre in eine direkte Verbindung bringt (vgl. KMN.Abb.1). Überdies ist keineswegs gesichert, daß hier ein geschlossener, d.h. gegen Lichteinfall weitgehend abgedeckter Raum vorlag, wie es die Beschreibung bei Simpson 1992: 4 vermuten läßt. Wenngleich die frühe Aufnahme Mariette 1886: 242-249 fast ausschließlich den Texten und Bildern des Grabes gewidmet ist und die Architektur wenn überhaupt en *passant* behandelt, so liefert sie für diesen Punkt einen zwar kurzen, nichtsdestotrotz aber signifikanten Hinweis. Mariette 1886: 243 bezeichnet die architektonische Einheit, mit der er die Beschreibung des epigraphen Programms beginnt, als „façade“. Dieser Terminus deutet an, daß er vor einer *Außenwand* stand bzw. die betreffende Wand als solche interpretierte. Auch die Simpson 1992: Pl. 1a gegebene Photographie der Situation *in situ* weckt Zweifel an der Vorstellung, der fragliche Bereich wäre einmal vollständig abgedeckt gewesen und hätte damit eine eigenständige, geschlossene Raumeinheit gebildet. Es ist hingegen zu vermuten, daß die fragliche Einheit *offen* angelegt war, um als „Lichtraum“ ausreichende Helligkeit den Inschriften und Bildern der ihm gegenüberliegenden Fassade zu spenden.

Dieser Lichtraum wartet mit einer weiteren Besonderheit auf. Seine Lage scheint nämlich ein wenig aus der Grundgeometrie des Gesamtplanes herauszufallen, da sich in seiner südwestlichen Ecke eine „Seitennische“ befand. Die Frage, ob dieser Nische einst tatsächlich eine eigene Funktion innerhalb des Kultbereiches zufiel, ist allein anhand des Planes nicht zu beantworten, zumal sie keinerlei epigraphische Ausstattung aufwies. So scheint es, wie bereits Simpson vermerkt, mehr als spekulativ, diese Nische mit Statuenfunden in Verbindung zu bringen, deren Titel- und Namensfolgen den Kultadressaten des Grabes assoziieren (Porter & Moss 1981: 468 / Simpson 1992: 4). Wichtiger als solche und ähnliche

Überlegungen ist in diesem Zusammenhang die Beachtung der Lage der Öffnung, die gleichsam die Schnittstelle zwischen Lichtraum und Torweg bildet. Diese entspricht nämlich nur dann den für Eingangssituationen üblichen Regularien, wenn man die vermeintliche Nische als Teil einer ursprünglich vorhandenen Fassade auffaßt, der besagter Lichtraum *nicht* vorgelagert war, da er als solcher gar nicht existierte. Erst bei dieser Konstellation stellt sich jene Symmetrie ein, die für die Eingänge in die Kultbereiche des Alten Reiches typisch ist, und bei der die Lage von Ein- bzw. Tiefgang zum Kultraum exakt auf die Mitte der Fassade ausgerichtet waren.

Die Geometrie von Tiefgang und Kultraum läßt also vermuten, daß die hier als Lichtraum bezeichnete Einheit erst zu einem späteren Zeitpunkt einem bereits vorhandenen Raumbestand vorgebaut wurde. Infolgedessen rechnete auch die vermeintliche Nische nicht zum ursprünglichen Plan und spielte in der entsprechenden Ausstattung der Anlage keine Rolle. Auf dieser Linie ist auch der beachtlich lange Eingangskorridor zu sehen, für dessen Errichtung möglicherweise die Nähe eines unmittelbar östlich von *K3-j-m-nfrt* gelegenen Tumulus genutzt wurde – eine bauliche Vorgehensweise, die z.B. in den Straßen der Kernnekropolen von Gisa während der 6. Dynastie durchaus gang und gäbe war. Da für Korridor und Lichtraum keine epigraphen Ausstattungselemente nachweisbar sind, handelt es sich auch nicht um integrale Bestandteile der ursprünglichen Planung und damit des Kultbereiches des *K3-j-m-nfrt*. Sie können also in einer entsprechenden Interpretation unberücksichtigt bleiben.



Dennoch sind die beiden sekundären Raumeinheiten nicht ganz ohne Wert für die hier verfolgten

Fragestellungen, enthält doch die Art und Weise ihrer Positionierung wie Ausrichtung einen Wink auf die grundsätzliche Wirkungsweise der sog. Dekorationen. Die Westwand des späteren Lichtraumes bildete ursprünglich die außen liegende Fassade des gesamten Kultbereiches, d.h. seine Eingangswand. Über den Durchlaß im Zentrum der Wandfläche hatte man einen schweren, aus einem einzigen Block bestehenden Architrav aufgesetzt, der die für Eingangsdekorationen charakteristischen Titelfolgen des Grabinhabers mit abschließendem Namensserweis und figürlicher Darstellung trug (Simpson 1992: 4, Fig. 2, Pl. 2b). Im Zuge des neuzeitlichen Abbaus der Anlage wurde dieser Block deutlich früher als der Kultraum selbst aus dem vorhandenen Baubestand herausgelöst und bereits 1907 – und damit sieben Jahre früher als die übrigen Teile des Kultraumes – unter der Nr. 07.1005 im Museum of Fine Arts in Boston archiviert. Die übrigen Wandteile der Fassade waren dem bloßen Augenschein nach undekoriert, was mitverantwortlich dafür gewesen sein dürfte, daß man ihnen keine weitere Notiz schenkte, geschweige denn sie abtransportiert hätte. Das ist bedauerlich, da nach heutigem Kenntnisstand die epigraphische Ausstattung zumindest der sog. Pfostenflächen auf der Fassade direkt neben dem Durchlaß obligater Bestandteil *jeder* Eingangsdekoration war, wenn sie denn planmäßig und vollständig ausgeführt werden konnte (Harpur 1987: 44ff.). Es ist müßig, darüber zu diskutieren, ob sich ursprünglich an den fraglichen Wandflächen tatsächlich keine weiteren epigraphen Einheiten befanden. Sicher ist jedoch, daß die Fassadenblöcke unterhalb des Architravs eine deutlich schlechtere Qualität aufwiesen und ihre Oberfläche deswegen nicht über jene Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einwirkungen verfügte, die für die gute Erhaltung der Inschriften des Eingangssturzes und damit seiner musealen Attraktivität verantwortlich zeichnet (Simpson 1992: Pl. 1a).

Warum man den Kultbereich des *K3-j-m-nfrt* nachträglich um einen Lichtraum und einen Korridor erweiterte, wissen wir im Grunde nicht. Doch die Lage der beiden Einheiten läßt vermuten, daß es zwischenzeitlich, d.h. mehrere Jahre bzw. Jahrzehnte nach Fertigstellung der Mastaba und Ingangsetzung ihres Kultbereiches, im Bereiche des Eingangs recht beengt zugeht. Nimmt man nur die östliche Seitenwand des Korridors als Hinweis auf hinzugekom-

mene bauliche Substanz und konstruiert eine direkte Verlängerung über den Lichtraum hinweg, dann türmte sich bereits in einer Entfernung von weniger als 1,50 m direkt gegenüber der Fassade die Außenwand einer inzwischen neu errichteten Mastaba auf. Weniger die möglichen epigraphen Einheiten beiderseits des Eingangstores als vielmehr die sorgfältig ausgeführten Inschriften des Architravs oberhalb wären in ihrer Erkennbarkeit und damit in ihrer Wirkung auf die davorstehende Person zumindest in Teilen beeinträchtigt gewesen. Vor dem Hintergrund dieser räumlichen Verhältnisse läßt sich ansatzweise überschauen, warum man den Eingang in den Kultraum um die Fläche des Lichthofes nach Osten hin erweiterte. Immerhin erreichte man auf diese Weise eine Verdoppelung der Entfernung zwischen Eingang und gegenüberliegender Wand von 1,50 m auf 3,07 m. Der Argumentationsgang ist zugegebenermaßen etwas „konstruiert“, zumal die rundumdekorierten Bereiche des Kultraumes dem Betrachter eine maximale Entfernung von gleichfalls „nur“ 1,55 m aufzwingen. Dem wiederum ließe sich mit Verweis auf die jeweiligen Inhalte der epigraphen Einheiten entgegenreten, die ihrerseits deren Funktion beeinflussten. Die Wahrnehmbarkeit der Informationen des Eingangsbereiches, die um die personale Identität des Kultempfängers sowie die Berechtigung des für ihn in Gang gesetzten Kultbetriebes kreisten, spielten – so die Begründung – eine wesentlich wichtigere Rolle als die Motiv- und Szenenfolgen des Kultraumes, der nur einem streng ausgewählten Personenkreis mit anzunehmendem Vorwissen zugänglich war. Welche Verhältnisse *de facto* in der Antike vorlagen, vermögen wir heute nicht mehr mit absoluter Sicherheit zu erkennen. Deswegen sei es mit dem Hinweis auf einen *möglichen* Bezug zwischen epigrapher und baulicher Ausstattung an dieser Stelle genug.

In der wissenschaftlichen Aufnahme des Grabes bis zur Zerlegung und zum Abtransport seines Kultraumes im Jahre 1903 wurde indes einem weiteren architektonischen Detail keine Beachtung geschenkt, das in vergleichbarer Weise einen grundlegenden Rückschluß auf die Funktionsweise der Epigraphik gestattet. Gemeint sind die hölzernen Türen, die etwa seit Beginn der 4. Dynastie für alle gedeckten Kultbereiche vorgesehen wurden und vornehmlich die innersten und „heiligsten“ Bereiche gegen unbefugten Zutritt abschirmten. Archäologisch läßt sich

ihre Lage zumeist mittels der bodenseitigen Pfostenlöcher nachweisen, die der Aufnahme der unteren Türzapfen dienten. Vergleichbare Löcher, Rillen und Vertiefungen in den Decken oder Seitenwänden, die ebenfalls der Türfixierung oder -führung dienten, sind dagegen weitaus seltener erhalten. Interessanter sind in diesem Zusammenhang allerdings die Wandflächen, die der Anschlag der geöffneten Türen beanspruchte, und die ab und an, eine entsprechend umfangreiche epigraphische Ausstattung vorausgesetzt, eigens von Bildern und Texten freigehalten wurden. Aufgrund des archäologischen Befundes werden wir uns mit dieser Problematik noch einmal im Zusammenhang der Besprechung des *š3t-htpw*-Programms beschäftigen. Für *K3-j-m-nfrt* ist vorerst nur zu konstatieren, daß keine entsprechenden Hinweise vorliegen, was offensichtlich damit zusammenhängt, daß man dem Sachverhalt bei der wissenschaftlichen Aufnahme der Anlage keine Bedeutung beigemessen hat. Unbedingt aber ist davon auszugehen, daß im Verlauf des Tiefganges einstmals eine Tür existierte, wenngleich wir nicht wissen, an welcher Stelle genau sie zu lokalisieren wäre; ob sie sich nach links (Süden) oder rechts (Norden) hin öffnete, und ob sie in irgendeiner Weise die hier befindlichen Darstellungen abdeckte oder nicht. Der einzige Sachverhalt, der sich in diesem Zusammenhang mit einer gewissen Sicherheit festlegen läßt, betrifft die Lage der Türe in Bezug auf den epigraphisch ausgestatteten Rundstab. Da dieses Element von außen frei einsehbar bleiben mußte, ist die Lage der Türe in westlicher Richtung hinter dem Rundstab anzunehmen.

Mag man den mangelhaften Aufnahmebefund um die Türe noch als *petitesse* abtun, so wiegt das Fehlen jeglicher Angaben zu den unterirdischen Bereichen des Grabes weitaus schwerer im durchaus sensiblen Kräfteverhältnis zwischen abgesicherten Sachverhalten und bloß erschlossenen oder gar nur vermuteten Informationen. Es macht wenig Sinn, darüber zu lamentieren, warum man zu dem Zeitpunkt, als die Anlage noch als Ganze existierte, im Zuge der wissenschaftlichen Aufnahme den fraglichen Schächten und Sargkammern keinerlei Aufmerksamkeit schenkte. Auch Wissenschaft ist der historischen Prozeßhaftigkeit unterworfen. Deswegen mutiert jede Kritik, die aus einer bloßen Rückschau vorgetragen wird – und zumal aus einer solchen mit einem Zeit- wie auch Wissensversatz von

annähernd 100 Jahren – schnell zur Besserwisserei, und käme sie zeitbedingt mit noch so guten Argumenten daher. Tatsache ist: Es gibt kein sicheres informatives Datum bzgl. der unterirdischen Bereiche des Grabes des *K3=j-m-nfrt*. Es könnten zwei oder gar drei Sargkammern existiert haben, deren durchaus wünschenswerte Aufnahmebefunde durch die unvermeidlichen Sekundärbestattungen späterer Epochen wahrscheinlich nicht wenig verkompliziert worden wären. Es könnte aber auch so gewesen sein, daß das Grab in enger Anlehnung an das integrierte epigraphische Programm nur eine einzige Sargkammer barg, in der auch nur eine einzige Person, nämlich *K3=j-m-nfrt*, bestattet war. Letztlich muß sogar die Frage gestattet sein, ob es überhaupt jemals einen unterirdischen Bereich gegeben hat, mithin ob wir es bei der vorliegenden Anlage nicht mit einem reinen „Erinnerungsbauwerk“, d.h. mit einer Art Gedenkkapelle, zu tun haben, bei der ein Bestattungsbereich funktionsbedingt überhaupt nicht vorgesehen war. In der fune­riären Landschaft des Alten Ägypten sind solche Anlagen eher selten. Zudem wird ihre Funktion in der wissenschaftlichen Reflektion immer noch gerne übersehen. Doch es hat solche Kapellen gegeben, wie der bereits oben erwähnte Fall des bekannten „Grabes“ des Edelmannes *nbtj* in Meir (Blackman 1914) beweist.

In welche Richtung der moderne Betrachter seine Vorstellungen im Hinblick auf die Bestattungsbereiche des *K3=j-m-nfrt* auch entwickeln mag – er bewegt sich hierbei ganz im Bereiche des Spekulativen. In argumentationstechnischer Hinsicht muß das nicht unbedingt ein Nachteil sein. Zwar läßt sich aus einem fehlenden Datenkonglomerat naturgemäß keinerlei Bestätigung für ein wie auch immer geartetes Erklärungsmodell ziehen. Unangenehme Gegenargumente oder gar Widerspruchskonstellationen stellen sich aber auch nicht ein. Selbstredend käme die vorliegende Situation auch einer etwaigen Gegenposition zugute. In welche Richtung auch immer die Interpretation des epigraphischen Programms des *K3=j-m-nfrt* gehen wird – eine Uneinvernehmlichkeit mit den Befunden um die (möglichen) Bestattungsbereiche wird sich nicht einstellen; und das wiederum mag für den Anfang manch kritischen wie berechtigten Widerspruch seitens des kundigen Lesers ausschließen.

Die epigraphische Ausstattung des Eingangs

Alle Einheiten und Elemente, die vom epigraphischen Programm des *K3=j-m-nfrt* heute noch vorhanden sind, rechnen zum ursprünglichen Plan der Anlage und sind dem entsprechend auf die Raumfolge von Vorhof, Eingang und Torweg sowie Kultraum abgestimmt. Der von Mariette 1886 vermerkte, in Nord-/Süd-Richtung verlaufende Eingangskorridor sowie der sog. Lichtraum, die sich in der Publikation bei Simpson 1992 unverändert wiederfinden, waren nach heutigem Kenntnisstand sekundäre Einheiten. Sie waren epigraphisch nicht besetzt bzw. mögliche Ausstattungen sind heute verloren. Beide Raumeinheiten werden in den weiteren Ausführungen keine Rolle mehr spielen.

Nimmt man die originale Raumfolge der Anlage in den Blick, so wird auf Anhieb eine Zweiteilung erkennbar: Dem eigentlichen Kultraum, der mit einer Lichtabdeckung, d.h. einer Decke, angelegt ist und über eine rundum-epigraphische Ausstattung verfügt, ist ein Eingangsbereich vorgeschaltet, der sich im wesentlichen auf eine nicht näher einzugrenzende Vorfläche („Vorhof“), die diesen nach Westen hin abschließende Außenfassade sowie den vorderen (östlichen) Abschnitt des Tiefgangs beschränkt. Die Schnittstelle beider Bereiche wurde durch eine hölzerne Türe markiert, deren exakte Lage, wie bereits erwähnt, heute nicht mehr rekonstruierbar ist. Über die Ausrichtung oder die Größe des Mastabatumulus, der die Raumfolge umgab, wissen wir ebenso wenig wie über die genauere Lage des Kultbereiches innerhalb der Gesamtfläche dieses Tumulus. Weitere in diesem Zusammenhang relevante Details wie etwa die Form der Außenwände der Mastaba oder auch ihr Böschungswinkel sind gleichfalls unbekannt.

Was die epigraphische Ausstattung des Eingangs betrifft, so sind heute nur noch zwei Bestandteile sicher greifbar. Neben dem Architrav, der den Durchlaß in den Tiefgang und damit ins Innere der Kultbereiche abdeckte und sich heute im *Museum of Fine Arts* in Boston/USA befindet, haben wir nur noch von dem obligaten Rundstab Kenntnis, der wie immer ein kurzes Stück nach Beginn des Tiefgangs dessen Decke zierte. Im Zuge der Verbringung der Anlage wurde er vom Architrav bzw. von den Blöcken des Kultraumes getrennt. Er ist heute verschollen. Die Angaben dieses Rundstabes beschränkten sich auf einen einzigen Titel des Grabinhabers, dem in obli-

gater Weise die Nennung seines Namens nachgeschaltet war: *z3b d-mr K3=j-m-nfrt* (Mariette 1886: 243). Der in Boston befindliche Architrav überliefert dagegen eine deutlich längere Titelfolge. Sie verläuft über drei waagrechte Schriftzeilen hinweg und wird von einem senkrecht verlaufenden Namensereis nebst figürlicher Darstellung abgeschlossen. Die Paläographie dieser Schriftzeilen sowie die verwendete Relieftechnik deuten darauf hin, daß sie nicht zeitgleich bzw. nicht von demselben Dekorateur angefertigt wurden, der auch für den Kultraum verantwortlich zeichnete (Simpson 1992: 4, Fig. 2, Tf. 2b).

Dem aufmerksamen Betrachter wird nicht entgehen, daß zu Beginn der überaus sorgfältig ausgeführten Identitätsangaben des Architravs keine *htp-dj-nswt*-Formeln zu finden sind, die für die vollständige Ausstattung eines Grabeingangs – wie übrigens auch des Grabes selbst – unverzichtbar sind. Denn diese Textwendungen verkünden in komprimierter Form die Legitimation sowohl der Grablegung als auch des sich anschließenden Kultbetriebes. Daß es hiermit bei *K3=j-m-nfrt* seine Richtigkeit hatte, geht aus den äquivalenten Angaben der Scheintüre hervor. An insgesamt drei Stellen ihrer Inschriften heißt es ausdrücklich, der König und der Gott Anubis hätten das Privileg erteilt, daß er, der Grabherr *K3=j-m-nfrt*, bestattet werden und ihm hernach rituelle Verehrung widerfahren dürfe (vgl. KMN.Abb.6). Heutzutage verfügt der geschulte Betrachter über ein hinreichendes argumentatives Rüstzeug, die auf den ersten Blick disparaten Sachverhalte miteinander zu verknüpfen und wenn schon nicht die endgültige Erklärung für die vermeintlich fehlenden Inschriften anzubieten, so doch zumindest den Rahmen abzustecken, in den sich die diversen Erklärungsmöglichkeiten einordnen müssen.

Da ist zunächst ganz allgemein auf den Erhaltungsumfang der Eingangsausstattung hinzuweisen, der so überaus begrenzt ausfällt, daß wir nicht einmal sicher sein können, ob von der ursprünglichen Ausführung überhaupt noch ein Stück vorhanden ist. Von der möglichen epigraphen Ausstattung der Fassadenwände ist wie eben besprochen gar nichts erhalten. Sieht man von den bereits mehrfach erwähnten Architravinschriften ab, so gilt gleiches bzgl. der Bilder und Texte im unmittelbaren Bereich des Durchgangs selbst. Angesichts dieser Situation erscheint es müßig, überhaupt zu diskutieren, ob die fraglichen *htp-dj-nswt*-Formeln einstmals existierten,

und wenn ja, an welcher Stelle wir sie wieder einfügen müßten. Dafür käme natürlich zuerst besagter Architrav in Frage. Der paläographische Vergleich seiner Inschriften mit der Ausstattung des Kultraumes führt aber zu dem Schluß, daß beide Einheiten nicht von denselben „Dekorateuren“ angefertigt wurden (Simpson 1992: 4). Dies wiederum kann dahingehend interpretiert werden, daß Architrav und Kultraum nicht zeitgleich sind – eine Schlußfolgerung, die aber keineswegs zwingend ist. Denn angesichts der besonderen Qualität des Steinmaterials, aus dem der Architrav gefertigt wurde, und dessen Beschaffenheit ihn ebenso markant gegen die übrigen Bereiche der Fassade absetzt wie es ihn an den Kultraum und insbesondere an dessen Scheintüre heranbringt, ist nicht auszuschließen, daß er seine Inschriften direkt nach dem Bruch und der Glättung seines Blockes und damit an einem Ort fernab seiner späteren Bestimmung erhielt. D.h. die schriftkundigen Männer (*zšw*), die im Kultraum arbeiteten, wären eben andere gewesen als diejenigen, die *zur gleichen Zeit* im Steinbruch fern der Grabbaustelle tätig waren. Natürlich kann das fragliche Gedankengefüge auch von der zeitlichen Distanz der beiden epigraphen Einheiten ausgehen, was allerdings nicht nur die Zahl, sondern vor allem auch die Art der Erklärungsmöglichkeiten in nicht unbedingt wünschenswerter Weise in die Höhe treibt. So ist es u.a. nicht von der Hand zu weisen, daß der Architrav erst sehr viel später im Zuge einer „Reparatur“ an die Stelle über dem Durchgang gelangte, von der man ihn dann in das *Museum of Fine Arts* in Boston/USA abtransportierte. In welche Richtung auch immer der moderne Betrachter in diesem Falle gedanklich operiert, er kann letztlich nicht völlig ausschließen, daß der Architrav mit seinen auffallend sorgfältig gearbeiteten Textzeilen die ursprüngliche epigraphische Ausstattung über dem Durchgang ersetzt hätte, mithin sich hier eine geradezu paßgenaue Stelle auftäte, an die man die so schmerzlich vermißten *htp-dj-nswt*-Formeln einfügen könnte.

Welche Konstellation der ursprünglichen Eingangsddekorationen der Betrachter auch immer favorisieren wird – es gibt keinen *zwingenden* Grund zu der Annahme, daß man beim Aufbau und der Ausgestaltung des fraglichen Abschnitts des epigraphen Programms von den üblichen Verfahrensweisen abgewichen wäre (vgl. (Harpur 1987: 44ff.)). Mithin spricht vieles – keineswegs alles – dafür, daß der Ein-

gangsbereich des Grabes des *K3=j-m-nfrt* einstmals genau jene Bestandteile aufgewiesen hätte, die seiner Funktion gemäß erforderlich waren, und die er deswegen mit den Ein- und Zugängen vieler anderer epigraphen Anlagen seiner Epoche teilte. Auch bei *K3=j-m-nfrt* dürfte es also Bilder und Inschriften im Bereich des Eingangs gegeben haben, die sowohl über die personellen Identitäten der Kultabsender und -empfänger als auch über die Legitimationen bzgl. der Bestattung und des posthumen Kultbetriebes informierten.

Der Kultraum: Die Rolle der Scheintüre

Vom Vorhof wird der Besucher über einen kurzen, gedeckten Korridor (1,85 m) direkt in den Kultraum mit seiner rundum-epigraphen Ausstattung geleitet (vgl. KMN.Abb.1). Im Verlauf des Ganges befand sich die schon mehrfach erwähnte Türe, die nur privilegierten Personen Durchlaß gewährte. Als die Anlage noch nicht zerlegt war, beobachtete Mariette an den Seitenwänden des Tiefgangs einige Schiffsdarstellungen, die allerdings schon seinerzeit stark verblaßt waren. Es ist nicht völlig auszuschließen, daß diese Szenen einst die Wandflächen des Korridors vor der Türe bedeckten. Hält man sich jedoch an die Wortwahl Mariettes, der von „peintures sur stuc à l'ocre rouge“ und damit wahrscheinlich von Vorzeichnungen spricht, dann erscheint es in argumentationstechnischer Hinsicht doch um einiges günstiger, die Schiffe mit den Vor- und Entwurfszeichnungen des Kultraumes in Verbindung zu bringen, was zur Folge hätte, daß sie einst die Wandflächen hinter der hölzernen Eingangstüre bedeckt hätten (Mariette 1886: 243).

Angesichts des aktuellen Befundes wirkt die Behandlung dieser Problematik erneut ein wenig akademisch, da der moderne Betrachter einmal mehr im Grunde nichts als die vagen Beschreibungen Mariettes in den Händen hält. Ohne die Sache über Gebühr strapazieren zu wollen, sei noch einmal darauf hingewiesen, daß der Türe des oberirdischen Kultbereiches eines Grabes nicht ausschließlich eine architektonische Funktion zufiel, nämlich die, sich zu öffnen bzw. zu schließen. Als Teil des oberirdischen Bereiches markierte sie vor allem die Schnittstelle zwischen den offenen, d.h. jedermann zugänglichen und einsehbaren, Bereichen und den geschlossenen Räumen, in denen sich ausschließlich Personen mit entsprechender Zugangsberechtigung aufhalten

sollten. Dies wiederum hatte Auswirkungen auf die Inhalte der epigraphen Botschaften, die an den umliegenden Seitenwänden angebracht waren. Bzgl. der Schiffsdarstellungen ließe sich dahingehend spekulieren, daß sie je nach ihrer Position im Gangverlauf entweder rituell motivierte Reisen und Transporte, z.B. eine Statuenprozession, oder aber bloße Frachtfahrten festgehalten hätten. Erstere hätten sich außenseitig, letztere dagegen innenseitig, d.h. hinter der Türe, und damit in direkter Nähe zu den Motiv- und Szenenfolgen des Kultraumes befunden.

Es sind die Dekorationen dieses Kultraumes, deretwegen man ihn 1903 in seine Blöcke zerschnitt, um ihn 12 Jahre später im *Museum of Fine Arts*, Boston/USA wieder zusammzusetzen und als Schaustück einer altägyptischen Grabkammer einem breiten Publikum präsentieren zu können. Die rundum-epigraphische Ausstattung des Raumes, die sich über alle vier Wände hinweg erstreckt; der erstaunlich gute Erhaltungszustand der Texte und Bilder, bei denen nach mehr als 4.000 Jahren zumindest in Abschnitten sogar noch die Farben erhalten sind; die Qualität der szenischen Ausführung, die vor allem die Reliefs der oberen Wandabschnitte auszeichnet, all dies macht(e) den Kultraum des *K3=j-m-nfrt* – wie übrigens jeden Kultraum, der in dieser Zeit aus ähnlichen Beweggründen von Ägypten in eines der großen Museen der Welt verbracht wurde – zu einer archäologischen Kostbarkeit und damit zu einem (vermeintlich) wohlbekanntem Gegenstand ägyptologischen Wissens, an dem sich eine Interpretation überprüfen läßt, die versucht, den Aussagegehalt des epigraphen Programmes als Ganzem nachzuspüren.

Der Kultraum des *K3=j-m-nfrt* verfügt über eine klare und einfache Geometrie. Sein Grundriß ist rechteckig, die Längsachse nord-/süd- ausgerichtet. Entsprechend fungieren die Nord- bzw. Südwand als *Schmalwände*, die den Raum auf eine Breite von 1,55 m bringen. Folgegemaß bilden Ost- und Westwand die *längsseitigen* Wände des Raumes, die ihn ihrerseits auf eine Länge von 4,24 m bringen. Exakt in die Mitte der Ostwand ist der Ausgangsdurchlaß gelegt, der diese Wand somit in zwei längengleiche Hälften teilt. Exakt auf die Mitte der westlichen Längswand ist auch die Lage der großen Scheintüre ausgerichtet, deren getreppte Nische, der „Eingang in die Meta-Welt“, die Längsachse des Tiefgangs aufnimmt und sich damit genau in der Flucht von Aus-

gangsdurchlaß und Tiefgang befindet. Diese Raumgeometrie deutet darauf hin, daß die Scheintüre sowohl Ausgangspunkt als auch Fokus für die gesamte Raumkonstruktion bis hin zum Vorhof war. Dafür läßt sich auch auf die besondere materielle Beschaffenheit der Scheintüre verweisen, deren monolithischer Block im Unterschied zu den übrigen Wandteilen aus Tura-Kalkstein und damit aus einem besonders wertvollen Steinmaterial geschnitten worden war. Auch die Inschriften der Scheintüre weisen eine Ausführungsqualität auf, die markant über die Umgebungsdekorationen hinausgeht (Simpson 1992: 8). Im Zuge der Bauausführung hatte man also zuerst die große Scheintüre implantiert und erst danach die übrigen Wände und Raumeinheiten aus großen Blöcken um diese herum zusammengesetzt.

Das epigraphische Programm des *K3-j-m-nfrt*, i.e. die formale Aufeinanderfolge der Szenen und Motive einschließlich ihrer exakten Verteilung auf den Wandflächen des Raumes ist seit den Tagen Mariettes bekannt – und nimmt man nur die Art der Beschreibung, dann scheint das moderne Verständnis in eine ebenso klare wie unzweifelhafte Einsicht gegossen zu sein, weisen doch die betreffenden Vorgehensweisen von Mariette 1886 bis Simpson 1992 keine prinzipiellen Unterschiede auf. Man arbeitet das Programm sozusagen „wandweise“ ab, wobei es im Grunde gleichgültig ist, ob man hierbei *im* oder *gegen* den Uhrzeigersinn vorgeht. Ersteres findet sich im Zuge der stark mechanisierten Beschreibungen bei Porter & Moss 1981: 467-468 und dann auch bei Harpur 1987: 434-435; gegen den Uhrzeigersinn operieren dagegen Mariette 1886: 243-246 und in seiner Folge Simpson 1992. Allenfalls die Anfangs- bzw. Endpunkte der Beschreibungen variieren von Fall von zu Fall, was aber für das jeweils vorliegende Programmverständnis ohne Belang ist. Mariette etwa beginnt mit den Motivfolgen des Rinderabtriebs im nördlichen Teil der Ostwand (vgl. KMN.Abb.2 und 4 links), um nach einem nahezu vollständigen Umlauf mit der Registratur der Getreidebestände in den Domänen im Südteil derselben Wand abzuschließen (vgl. KMN.Abb.4 rechts). Ähnlich Simpson, der mit den Marschenszenarien der Nordwand einsetzt (KMN.Abb.5) und nach einem vergleichbaren Umlauf mit den Entwürfen des unteren Abschnitts der Nordhälfte der Ostwand endet (KMN.Abb.2). Den umgekehrten Wegeverlauf beschreiten Porter & Moss, die den Anfangspunkt bei den Bildfolgen des

Ackerbaus im Südteil der Ostwand setzen (vgl. KMN.Abb.4 rechts). Wand für Wand und Register für Register werden die Motive und Szenen des Programms gelistet, bis man nach einem vollständigen Durchlauf denselben Schlußpunkt setzt, den etwas später auch Simpson ansteuern wird (KMN.Abb.2). Diese und ähnliche Beschreibungen erwecken *cum grano salis* den Eindruck, die Bilder und Texte im Kultraum des *K3-j-m-nfrt* hätten weder rechten Anfangs- noch Endpunkt. Überdies verfügten sie, sieht man einmal von der Wandflächen- und Registerteilung ab, über keine stringenten „inneren“ Gliederungsmittel und entbehrten dem entsprechend einer gewissen Aussagentiefe.

Dieser Vorgehensweise, die in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht durchaus ihre Berechtigung hat, ist entgegenzuhalten, daß es in der funeren Architektur des Alten Reiches durchaus ein Element gibt, um das nicht nur in stets gleichbleibender Weise die Architektur aufgebaut wurde, sondern das auch eine vergleichbar konstante epigraphische Programmatik aufweist. Nach den Eingangsüberlegungen sowie den Gedanken zur Baufolge des Grabes wird der Leser nicht überrascht sein, wenn hier die Scheintüre als dieser „ein-eindeutige“ Bezugspunkt sowohl der Architektur als auch der epigraphischen Programmatik, d.h. der Dekorationen, postuliert wird. Wie keine andere Einheit weder baulicher noch epigraphischer Natur vereinigt die Scheintüre die Eigenschaften beider Faktoren in sich. Sie ist Architektur, da ihre Lage maßgeblich den Plan der umliegenden Räume beeinflusst und die Ausgestaltung ihrer Nischen zugleich direkt in die vorhandene bauliche Substanz ausgreift. Sie ist ebenso epigraphisches Programm, da man auf sie in äquivalenter Weise die Abfolge der umliegenden Bild- und Texteinheiten ausrichtet und sie zuallererst als epigraphischen Informationsträger nutzt. Ein Programm ohne Scheintüre gibt es grundsätzlich nicht; gleichwohl kann sich aber ein Programm auf die Scheintüre als einziger epigraphischer Einheit beschränken. Mit diesen Zwischenüberlegungen läßt sich also durchaus ein Ankerpunkt setzen, von dem aus der moderne Betrachter die formale Struktur des Programms des *K3-j-m-nfrt* aufschlüsseln und eine tiefergehende Einsicht in das Verständnis seines Inhaltes gewinnen kann – und dieser Ankerpunkt ist die Scheintüre im Zentrum der westlichen Längswand. Sie wurde als erstes bauliches Element plaziert; und auf sie wur-

den sowohl die Bild- und Textfolgen der umliegenden Wände des Kultraumes als auch der Wegeverlauf der davor befindlichen Raumfolgen ausgerichtet (vgl. KMN.Abb.1, KMN.Abb.6).

Nun ist die text- und bildliche Ausstattung einer Scheintüre bis tief in die 6. Dynastie hinein in ein enges Korsett gezwängt, das die Verwendung weniger Elemente und Einheiten vorschrieb (Wiebach 1981). Im Bereich der bildlichen Motivik beschränkte man sich auf ein streng eingegrenztes *corpus* von Figuren, Motiven und Szenen, wie etwa auf die sog. Speisetischszene, ein Schlachtmotiv oder zusätzliche Türdarstellungen. Bei den Texten überwiegen die Titelfolgen und Namenserverweise der Kultempfänger, die mit legitimativen Einheiten wie etwa den sog. *htp-dj-nswt*-Formeln vergesellschaftet wurden (Barta 1968 / Lapp 1986). Nimmt man die epigraphische Ausstattung der Scheintüren etwas näher in den Blick, so fallen die figürlichen Darstellungen der Kultempfänger stets durch ihre Größenverhältnisse auf. Sie wirken wie visuelle Bezugspunkte einer sonst nur schwerlich auf Anhub durchschaubaren Zeichnermannigfaltigkeit. Die Scheintüre des *K3=j-m-nfrit* zeigt auf diese Weise insgesamt sechs Figuren, die alle den Kultempfänger selbst repräsentieren. Infolge ihrer Größe heben sie sich markant gegen die unmittelbare epigraphische Umgebung ab und ermöglichen es, diese auf eine einfache und schnelle Weise zu gliedern: Je zwei Einheiten befinden sich auf den beiden Pfostenflächen beiderseits der Türnische, dazu zwei weitere Einheiten im Sturzbereich oberhalb derselben (KMN.Abb.6).

Wie überall im Bereich der sog. Grabdekorationen zeigt auch das Kultstellenprogramm bei *K3=j-m-nfrit* das, was ich hier einmal als „Determinativ-/Ikonogramm-Problematik“ bezeichnen möchte, da die Figuren des Kultempfängers jeweils den Abschluß einer Inschrift markieren, die Titelfolgen und Namensnennungen enthalten. Es stellt sich die grundsätzliche Frage, ob es sich bei den figürlichen Einheiten der Scheintüre um die bildlichen Determinative zu den Inschriften handelt, oder nicht doch vielmehr um eigenständige Ikonogramme, die durch die jeweils vorgeschalteten Inschriften determiniert werden. Unabhängig davon, welchen Standpunkt der moderne Betrachter in dieser Sache bezieht, sind in diesem Zusammenhang zwei Punkte von Bedeutung:

(1) Als Zentraleinheit von Architektur und epigraphischer Programmatik fungiert die Scheintüre als Bezugspunkt

schlechthin.

(2) Das epigraphische Programm bzw. die „Dekorationen“ der Scheintüre werden mittels des Instrumentes der differierenden Größenverhältnisse strukturiert.

Manchen Leser wird es immer noch überraschen, daß an dieser Stelle – ganz gegen ägyptologische Gepflogenheit – die Begriffe von „Text“ bzw. „Inscription“ und „Bild“ kaum eine Rolle spielen, ich mithin das üblicherweise bestehende Spannungsverhältnis zwischen beiden ignoriere. Er mag sich vorerst mit der Tatsache trösten, daß ägyptische Texte und Inschriften, und zumal solche als Bestandteile sog. Dekorationen, stets aus der Aneinanderreihung kleiner Bilder bestehen, die angesprochene Trennung also rein formaler Natur ist und im wesentlichen aus Gründen der Beschreibungstechnik postuliert wird. Keineswegs trifft sie den inhaltlichen Kern des hier im Hintergrund stehenden Problems – und im Grunde vermögen wir bis heute nicht zu sagen, an welchem Punkt ein Text, d.h. eine Folge von Schriftzeichen, zum „Bild“ mutiert oder *vice versa* ein Bildmotiv als inschriftliches Informationsdatum aufzufassen ist, d.h. zur „Inscription“ wird.

Figuren und Motive: Größenverhältnisse

Ungeachtet dieser mehr prinzipiellen Überlegungen gilt es nun einen Weg zu finden, der uns von der Scheintüre des *K3=j-m-nfrit* zu den Bildern und Texten der umliegenden Wandflächen führt bzw. umgekehrt von diesen direkt zur Scheintüre. Es wird das Instrument der differierenden Größenverhältnisse sein, dessen Einsatz wir auch in anderen Bereichen der epigraphischen Programmatik immer wieder beobachten können und das einen ersten Schritt auf diesem Weg ermöglichen wird. Nur auf den ersten Blick verwirrt die vermeintliche Vielfalt der Bilder und Bildfolgen, aus denen sich die sog. Dekorationen eines altägyptischen Grabes zusammensetzen. In den summarisch angelegten Aufeinanderfolgen der Figuren, Motive und Szenen, die man ihrerseits mittels der sog. Registerteilung vorsortiert hatte, wurden stets Figuren eingestreut, die sich infolge ihrer Dimensionen auffällig gegen die direkte Bildumgebung absetzen. Diese „großen“ Figuren, die sich bis zur vierfachen Höhe über die übrigen Darstellungen hinaus erheben können, repräsentieren in der Regel die Grabinhaber bzw. Kultempfänger, d.h. jene Personen, die nach Ausweis der relevanten epigraphen

Informationen in der Sargkammer der Anlage bestatet sind und in den Kulträumen posthume Verehrung erfahren. Die Identität dieser Figuren ergibt sich aus den jeweils direkt beigeschriebenen Titelfolgen und Namenserweisen oder aber, sollten diese Angaben wider Erwarten fehlen, aus dem epigraphen und architektonischen Zusammenhang, in den die jeweilige bauliche Einheit eingebettet ist, und der seinerseits die entsprechenden Angaben bereithält. Die personelle Identität der „großen“ Figuren steht niemals in Zweifel – und es ist eine der wichtigsten Leistungen des epigraphen Programms insgesamt, diese Angaben zu liefern und vor allem sie zu konservieren.

Auch das epigraphische Programm des Kultraumes des *K3=j-m-nfrt* enthält drei Figuren, die sich aufgrund ihrer Größe markant gegen die jeweilige Bildumgebung absetzen. Diese Figuren befinden sich an der nord- (KMN.Abb.5) bzw. südlichen Schmalwand (KMN.Abb.7) sowie am südlichen Abschluß der östlichen Längswand (KMN.Abb.3-4). Ihre personelle Identität erhalten diese Figuren auf zweifache Weise: (1) Die Großformatigkeit verbindet sie unmißverständlich mit den personenrelevanten Informationen der Scheintüre, die ausschließlich *K3=j-m-nfrt* als Kultempfänger verkünden. Schon vor dem Hintergrund dieses Sachverhaltes kann es sich in den gegebenen Fällen ausschließlich um *K3=j-m-nfrt* selbst handeln. (2) Überdies wurden den großformatigen Figuren Titelfolgen mit abschließenden Namenserweisen beigeschrieben, die die entsprechenden Angaben der Scheintüre aufnehmen. Wenn der archäologische Befund bei *K3=j-m-nfrt* nicht so lückenhaft ausfallen würde, dann gäbe es mit der Ausstattung des Eingangs noch eine dritte Quelle, die sich authentische Informationen zur Identität der großformatigen Figuren, d.h. des Kultempfängers, entnehmen ließen. Was den Ablauf der bild- und textlichen Einheiten an den vier Wandflächen des Kultraumes betrifft, so verfügt der Betrachter also neben der Scheintüre (KMN.Abb.6) über drei weitere Punkte, mit deren Hilfe er den Ablauf des rundum laufenden Programms gliedern kann.

Wenn man in der ägyptologischen Literatur über „große“ und „kleine“ Figuren schreibt, dann zieht man zur Erklärung der eklatant auseinandergehenden Größenverhältnisse gerne den Begriff des Bedeutungsmaßstabes heran (u.a. Vasiljević 1998). Die Personen, die durch die großformatigen Figuren

repräsentiert würden, seien vor allem im Hinblick auf ihre soziale Position bzw. gesellschaftliche Stellung „wichtiger“ als jene, die durch die kleinformatigen Figuren visualisiert würden, und die hinsichtlich ihrer sozialen Position markant niedriger anzusiedeln seien. Deswegen seien die einen groß, die anderen hingegen klein dargestellt. Damit geht der Umstand zusammen, daß man den großen Figuren stets mit Hilfe der Beischriften eine personelle Identität zugewiesen hat, was bei den kleinen Figuren in wesentlich geringerem Umfang geschah, so daß bei nicht wenigen die jeweilige Identität im Dunkeln zu bleiben scheint – ein Sachverhalt, der gleichfalls argumentativ für die jeweils vorliegende Bedeutung ins Feld zu führen ist. Diese Vorstellung ist grundsätzlich nicht falsch; sie kann es *a priori* auch gar nicht sein, nicht nur da die Kultempfänger wie auch -absender eines Grabes mit epigrapher Ausstattung in aller Regel elitären Gesellschaftsschichten zugeordnet werden müssen, sondern vor allem deswegen, da der Kultempfänger im Rahmen der Einrichtung eines Grabes und seines Kultbetriebes *per se* die wichtige Person war.

Wichtiger als die gesellschaftliche Position der jeweils dargestellten Personen erscheinen in diesem Zusammenhang aber die gegenseitigen Bezugsverhältnisse, in die die entsprechenden *Figuren* eingebunden sind, und zu deren Visualisierung man als eine von mehreren Techniken die unterschiedlichen Figuren- und Einheitengrößen einsetzte. Man ordnete also einer *einzig* großformatigen Figur, die in der Regel den Kultempfänger repräsentiert, *mehrer* kleinformatige Einheiten zu, die man überdies in den unmittelbaren Anschluß in Blickrichtung der großen Figur brachte und zusätzlich über mehrere Register hinweg verteilte. Die Anzahl der Bildstreifen mit den „kleinen“ Figuren hatte man dabei sorgsam auf die Größe der Bezugsfigur abgestimmt, so daß deren Außenmaße paßgenau die zugehörige Registerteilung aufnahmen.

Untrennbar mit der Technik der divergierenden Einheitengrößen verbunden ist das Instrument der allgemeinen Bewegungsrichtung – jener Richtung also, in die sich die Figuren eines Szenariums oder Motivs aufgrund ihrer konstruktiven Ausrichtung zu bewegen scheinen. Da es in der epigraphen Programmatik des Alten Reiches insgesamt nur zwei Bewegungsrichtungen gibt, nämlich „nach rechts“ bzw. „nach links“, entstanden klar abzugrenzende

Blöcke, in denen die großformatigen Figuren des Kultempfängers auf die jeweils im direkten Anschluß befindlichen kleinformatigen Figuren, Motive und Szenen ausgerichtet sind, und diese wiederum sich auf jene zuzubewegen scheinen. Die Größe einer epigraphen Einheit und die Bewegungsrichtung der eingebundenen Elemente sind also weniger konkrete inhaltliche Aussagen, die die Bedeutung der jeweils übermittelten Informationen transportieren würden, als vielmehr miteinander verbundene *Formtools* zur Visualisierung von Bezugsverhältnissen.

Der Einsatz dieser Techniken läßt sich bei *K3=j-m-nfrt* vorzüglich an den Szenenfolgen der südlichen Schmalwand (KMN.Abb.7) ablesen. Die großformatige Figur des Kultempfängers besetzt den rechten Wandabschnitt und ist hierbei nach links ausgerichtet. Ebendort im direkten Anschluß befinden sich sieben Register, die ihrerseits eine insgesamt 19teilige Folge mit kleinformatigen Figuren und Motiven aufnehmen. Alle menschlichen Figuren sind hierbei ebenso wie die zugehörigen Tierfiguren ohne Ausnahme nach rechts auf den dort befindlichen Kultempfänger ausgerichtet. Innerhalb der Motiv- und Szenenfolgen des Gesamtprogramms wird also auf formale Weise ein in sich geschlossener Block abgegrenzt, dessen Einheiten und Elemente sichtbar miteinander vergesellschaftet sind und zu den übrigen Abschnitten keine direkte Beziehung aufweisen. Daß die Begrenzungen dieses epigraphen Blockes mit denen der zugehörigen Wandfläche zusammenfallen, unterstreicht augenfällig die Wirkung, die man mit den formalen Strukturtechniken in diesem Falle erzeugen konnte.

Die formale Struktur des Programmes des rundum ausgestatteten Kultraumes läßt sich für den Augenblick wie folgt umreißen. Im Mittelpunkt stehen die Ausstattungen der Westwand. In ihrem Zentrum befindet sich die Scheintüre, die die Kultstelle markiert und zugleich als Zielpunkt aller kultrelevanten Bewegungen fungiert (KMN.Abb.6). Zu beiden Seiten der Scheintüre wurden mit dem Ensemble der Speisegaben bzw. der sog. Opferliste Einheiten angeordnet, die die Ritualhandlungen determinieren und damit aufs Engste mit den Inhalten der Scheintüre korrespondieren. Der Ablauf der Bildfolgen an den übrigen Wandflächen wird von drei großformatigen Figuren des Kultempfängers *K3=j-m-nfrt* gegliedert. Die erste Figur besetzt die südliche Schmalwand (KMN.Abb.7) und nimmt Bezug auf die unmittelbar

vor ihr befindlichen kleinformatigen Einheiten. Eine weitere Figur belegt den südlichen Abschluß der östlichen Längwand. Auf sie sind zumindest die kleinformatigen Motive und Szenen der rechten, d.h. südlichen, Hälfte dieser Wand ausgerichtet, möglicherweise auch die Einheiten, die sich jenseits des Ausgangsdurchlasses an der linken Wandhälfte befinden (KMN.Abb.2-4). Die dritte großformatige Figur wurde von den „Dekorateuren“ bzw. Schreibern schließlich ins Zentrum der nördlichen Schmalwand gebracht. Mit ihr lassen sich zumindest provisorisch jene kleinformatigen Einheiten in Verbindung bringen, die ihr direktes Umfeld belegen (KMN.Abb.5).

Die grundlegende Überarbeitung, der man die gesamte Szenerie der Nordwand (KMN.Abb.5) unterzog, stellen den modernen Betrachter alsbald aber vor erste Eingrenzungsschwierigkeiten, da die kleinformatigen menschlichen Figuren in der überarbeiteten Fassung aus der Bewegungsrichtung des Kultempfängers herausgenommen wurden. Die Probleme verschärfen sich zusehends, wenn man die unteren Bereiche der Nord-, Ost- und Südwand (KMN.Abb.2-5, 7) in die Strukturüberlegungen miteinbezieht. Hier wurden nämlich weitere kleinformatige Szenen und Motive angebracht, die sich nicht ohne weiteres mit den jeweils im unmittelbaren Anschluß *darüber* befindlichen großformatigen Figuren in Verbindung bringen lassen, wie überhaupt die Bezugspunkte ihrer Bewegungsrichtungen mit den großformatigen Figuren des Kultempfängers nicht zusammenzugehen scheinen. Damit sind Format, Position und Bewegungsrichtung zwar wichtige formale Kriterien für die Ausgestaltung eines epigraphen Programms. Doch die eigentlich strukturbegründende Funktion fällt offensichtlich einem anderen Kriterium zu.

Themen

Würde sich der moderne Betrachter in der Analyse der Programmstruktur des *K3=j-m-nfrt* allein auf formale Konstruktionsprinzipien beschränken, geriete er rasch in eine argumentative Sackgasse. Nicht nur, daß die kleinformatige Darstellung des über Land reisenden Kultempfängers, die sich im unteren Abschnitt der Südwand befindet (vgl. KMN.Abb.7 mittig), gegen das vorgestellte Formprinzip zu verstoßen scheint – auch bei anderen Motiven der Ost- wie auch der Nordwand sind Abweichungen von den

postulierten Formvorgaben erkennbar, etwa die Eselherde der Ostwand (KMN.Abb.3), die sich samt Treibern von dem im Anschluß dargestellten Edelmann zu entfernen scheinen oder die Hirten und Tiere des Rinderabtriebs, die das zugehörige Szenarium des Grabherrn *K3-j-m-nfrt* auf der Vogeljagd bzw. beim Papyrusraufen hinter sich zu lassen scheinen (KMN.Abb.2 und 5).

Solche und ähnliche Details deuten auf die Existenz eines weiteren Prinzips hin, das maßgeblich die Ausgestaltung eines epigraphen Programms beeinflusst. Die gegenseitige Bezüglichkeit von klein- und großformatigen Einheiten ist stets auf das Engste mit ihrer sachthematischen Einbindung verknüpft. Tatsächlich entstammen *alle* Einheiten und Elemente eines in sich geschlossenen Blockes aus ein und demselben thematischen Umfeld, was *vice versa* die auffällige Betonung der Sichtbarmachung der Bezugsverhältnisse mittels des Formates, der Positionierung und der Bewegungsrichtung erklärt. Weil ein inhaltlicher Zusammenhang zwischen groß- und kleinformatigen Einheiten besteht, werden sie von den „Dekorateuren“ zu geschlossenen Themenblöcken zusammengestellt. Die großformatigen Figuren der Kultempfänger fügen sich also stets in dieselben Themen ein, aus deren Zusammenhang auch die Personen, Handlungen und Ereignisse stammen, die durch die kleinformatigen Figuren, Motive und Szenen der jeweils direkten Bildanschlüsse repräsentiert werden.

Groß- und kleinformatige figürliche Einheiten werden mittels ihrer Größenverhältnisse, Positionierung und Bewegungsrichtung formal zueinander in Beziehung gesetzt und hierbei einem einzigen Thema zugeordnet. Auf diese im Grunde sehr einfache Weise entstehen thematisch wie auch formal in sich geschlossene Blöcke, deren äußere Grenzen ebenso klar abgesteckt wie ihre innere Struktur komplex aufgefächert werden konnte. Viele epigraphische Programme des Alten Reiches bestehen vereinfacht gesagt aus nichts anderem als der summarischen Aufeinanderfolge solcher Themenblöcke – und im Grunde besteht der innere Aufbau eines Themenblocks gleichfalls aus nichts anderem als der Summation thematisch gebundener Ereignisse und Handlungen, d.h. aus figürlichen Motiven und Szenen, die diese repräsentieren.

Beischriften spielen in der Themenanalyse eine wichtige Rolle, da in ihnen sehr häufig, keineswegs

immer, das jeweilige Thema *explicit* bezeichnet wird. Wie also beigezeichnete Titelfolgen und Namensserweise über die personelle Identität der Figuren informieren, so können auch die epigraphischen Aussagen in Bezug auf Geschehnisse oder Tätigkeiten mittels Beischriften informativ ausdifferenziert werden. Wie schon im Falle der Namensbeischriften so stellt sich auch bei ihren geschehens- bzw. handlungsbezogenen Äquivalenten die bereits oben beschriebene Problematik um das Verhältnis zwischen „Determinativ“ und „Ikonogramm“ ein. Grundsätzlich ist nicht zu entscheiden, ob die figürlichen Darstellungen, die ein Ereignis oder eine Handlungskette visualisieren, durch die jeweilige Beischrift ergänzt werden, oder ob es *vice versa* die Inschriften sind, die durch die beigegebenen figürlichen Darstellungen determiniert werden. Doch wie im Falle der Namensbeischriften existieren auch für die Handlungsbeischriften Indizien, die Hinweise geben, in welcher Richtung der Betrachter die Lösung des Problems zu suchen hat.

Immer wieder liefert gerade das Instrument der Beischrift entscheidende Informationen für das moderne Verständnis der Inhalte der epigraphischen Programmatik, so daß seine optionale Verwendung aus heutiger Sicht mehr als bedauerlich erscheint und den Betrachter nicht selten verzweifeln läßt ob der Bedeutung der jeweils vorliegenden Bildfolgen. Die Gründe für diese Verfahrensweise sind allenfalls ansatzweise auszumachen. Was die personelle Identität der Figuren betrifft, so sind relevante Titelfolgen mit abschließenden Namensweisen unerlässlich. Insofern mag sich in diesem Falle die Waagschale, auf der die Eigenarten von Determinativ und Ikonogramm gegeneinander abzuwiegen sind, zugunsten der Namensbeischriften neigen. D.h. die inschriftliche Fixierung von Titel und Namen, die alleine die personelle Identität sichern, werden durch eine figürliche Darstellung *ergänzt*, die für sich genommen aussage- und funktionslos bliebe. Bedauerlicherweise lassen sich diese Verhältnisse nicht ohne weiteres verallgemeinern. Das beginnt schon mit den „Namensbeischriften“ zu Objekten, Pflanzen oder Tieren. Warum etwa die Figur eines Steinbocks, deren charakteristische Umrisse und Details jederzeit die zweifelsfreie Bestimmung der Tierart und damit die Stabilität der Überlieferung des entsprechenden Informationsdatums ermöglicht, in manchen Fällen als *nj3* „Steinbock“ bezeichnet wird, in

anderen hingegen nicht, darüber läßt sich vorerst nur spekulieren. Nicht anders steht es um die Bildsequenzen, die in der Zeit ablaufende Vorgänge oder ebensolche Handlungsketten visualisieren. Die Namensbeischriften in den Szenarien der hochherrschaftlichen Fischjagden, in deren gestaltungstechnischem Mittelpunkt eine ebenso signifikante wie unverwechselbare großformatige Figur des entsprechend tätigen Grabherrn stand, wurde *optional* mit *stt mhjtt* „Schießen die Nord(marschenfische)“ eingeleitet. Die Gründe, warum man diesen t.t. in manchen Ausführungen verwendete, in anderen hingegen nicht, sind, wenn überhaupt, nur vage erkennbar.

Namens- und Handlungsbeischriften sind in äquivalente Verhältnisse eingebettet. Während im Falle der personellen Identitätssicherung die Beischriften als konstante Elemente auftreten, die um figürliche Wiedergaben ergänzt werden können, so drehen sich die Verhältnisse bei der Darstellung von Geschehnissen und Tätigkeiten um. Hier sind es die bildorientierten Szenen und Motive, die die Rollen der Konstanten übernehmen. *Optional* können „erklärende“ Beischriften, die sog. Handlungsbeischriften, beigelegt werden, die ihrerseits ihre Funktion einbüßen würden, verzichtete man auf entsprechende figürliche Darstellungen. Die Wiedergabe des hochherrschaftlichen Grabherrn bei der Fischjagd verliert mithin nicht ein einziges Aussagedatum, wenn auf die zugehörige Handlungsbeischrift *stt mhjtt* „Schießen die Nord(marschenfische)“ verzichtet wurde. Eine umgekehrte Konstellation, in der man den t.t. plazieren würde, das zugehörige Bild aber wegließe, war dagegen *a priori* nicht ausführbar. Dies wiederum hängt eventuell damit zusammen, daß den meisten figürlichen Einheiten und Elementen ein fester Aussagewert zugeordnet war, der auch ohne das Vorhandensein einer äquivalenten Beischrift in vollem Umfange zum Tragen kam. Vor diesem Hintergrund erscheint es zunächst rätselhaft, aus welchen Gründen überhaupt Handlungsbeischriften ausgeführt wurden. Es ist hier nicht der Platz, der Lösung dieser Frage ausführlich nachzuspüren. Doch sei zumindest im Ansatz angedeutet, daß die Beischriften möglicherweise im Zuge der Programmkonzeption eine nicht unwesentliche Rolle spielten. Während des Entwurfs führten die Schreiber nicht die vollständigen, später an den Wänden befindlichen Motiv- und Szenenfolgen in Bild und

Text aus, sondern notierten gleichsam stichpunktartig die relevanten Informationen, indem sie die Lage, die Ausrichtung und eventuell auch den Umfang der geplanten Themenblöcke durch signifikante Handlungsbeischriften markierten. Daß sie während dieses Prozesses sowohl mit transportablen Unterlagen wie Skizzenbüchern und Papyri als auch an den immobilen Wänden des späteren Kultraumes gearbeitet haben dürften, verkompliziert den modernen Erklärungsaufwand der fraglichen Verhältnisse nicht unwesentlich, deren genügender Aufhellung weit aus mehr zugrundegelegt werden müßte, als die Daten zweier oder dreier Programme.

Gemeinhin beginnt die sachthematische Analyse eines epigraphen Programms bei den Beischriften. Im Unterschied zu den Handlungsbeischriften, deren interpretative Einbindung mit einer gewissen Vorsicht zu erfolgen hat, bieten die Namensbeischriften eine weitaus sicherere Ansatzfläche. Mit ihrer Hilfe lassen sich alle Personen identifizieren, die direkt in den posthumen Kultbetrieb eingebunden und in diesem zur Durchführung einer bestimmten Aufgabe verpflichtet waren. Dieser Personenkreis setzte sich grundsätzlich aus zwei Gruppen zusammen: Den Kultempfängern oder -adressaten, oft auch als Grabherren oder -besitzer bezeichnet, standen die Kultabsender gegenüber. Naturgemäß fiel den Kultempfängern in diesem Zusammenhang eine prominente Stellung zu, da sie einerseits als Adressaten aller kultischen Botschaften auftraten, und andererseits in vielen Fällen den Kultbetrieb als Ganzes initiiert und organisiert hatten. Die besondere Bedeutung der Kultempfänger schlägt sich nicht zuletzt in den wichtigen Angaben der epigraphen Grundausstattung nieder sowie der strukturierenden Funktion, die den entsprechenden Einheiten innerhalb des Programms zufiel.

Die Durchschau der vorhandenen Namensbeischriften lehrt, daß es mit der Person des *K3-j-m-nfrt* nur einen einzigen Kultempfänger gibt, auf den entsprechend alle im Programm abgebildeten Bewegungen ausgerichtet waren. Familienangehörige, selbst solche ersten Grades wie etwa eine Ehefrau, eine Mutter oder ein Vater, die gleichfalls als Kultadressaten fungieren würden, oder in umgekehrter Richtung als Absender kultischer Botschaften aufträten, sind nicht genannt, geschweige denn abgebildet. Auch bei den kleinformatigen Figuren gibt es keinerlei Namenserweise, so daß zwar die verschie-

denen Tätigkeiten, aus denen sich der Kultbetrieb des *K3=j-m-nfrit* zusammensetzt, sichtbar werden, die eingebundenen Personen aber anonym bleiben (Simpson 1992: 1, 3).

Solche Verhältnisse sind im Bereich der epigraphen Programmatik des Alten Reiches durchaus nicht üblich. In aller Regel wurden Angaben zu den nächsten Angehörigen gemacht, da diese gleichfalls als Kultempfänger auftreten konnten bzw. gerade in der Anfangszeit des Betriebes als tragende Kultabwender dessen ordnungsgemäßen Ablauf sicherstellten. Darüber hinaus nennen epigraphische Programme auch immer wieder Personen, die nicht der Familie des Kultempfängers entstammten, denen aber gleichwohl Funktionen im Gesamtablauf seines Kultbetriebes übertragen worden waren. Im einfachsten Falle sind das die *hmw-ntr* „Gottesdiener: Priester“ oder die *hmw-k3* „Ka-Diener: Priester“, die die Rituale der verehrenden Erinnerung an den verschiedenen Festtagen des Jahres zelebrierten. Häufig wurden aber auch Personen namentlich festgehalten, die in der Hierarchie der diversen Arbeitsprozesse eine führende Position einnahmen und damit für den Erfolg der fraglichen Vorgänge verantwortlich zeichneten. Warum diese Angaben im Programm des *K3=j-m-nfrit* fehlen, wissen wir nicht. Auch wenn die aktuell vorliegende Situation auf Anheb bedauerlich erscheint, so versetzt sie uns in argumentationstechnischer Hinsicht in die nicht unwillkommene Lage, alle Vorgänge und Handlungen, die das Programm überliefert, auf einen einzigen Kultempfänger beziehen zu können, der gleichfalls als alleiniger Initiator auftritt.

Auf den ersten Blick besteht die epigraphische Ausstattung des Kultraumes des *K3=j-m-nfrit* aus vier thematischen Blöcken, jeweils markiert durch die Scheintüre (KMN.Abb.6) bzw. eine großformatige Figur des Kultempfängers selbst (KMN.Abb.3, 5, 7). Dazu kommen Motiv- und Szenenfolgen an der Nord-, Ost- und Südwand, die unterhalb des jeweiligen Strukturelementes, d.h. der Figur des Kultempfängers, angebracht wurden und sich deswegen in die Abfolge der Bild- und Texteinheiten auf Anheb nicht einzuordnen scheinen. Letztere befinden sich zudem überwiegend im Entwurfsstatus, was nahelegt, daß man sie erst nachträglich dem bereits vorhandenen Motiv- und Szenencorpus hinzugefügt hat. Vorerst ist nicht zu erkennen, ob diese nicht zu Ende gebrachten Einheiten den Abschluß des primären, ursprüng-

lichen Programmkonzepts darstellen, oder ob sie auf einen nachträglichen Eingriff in dasselbe hindeuten.

Wollte man eine Überschrift formulieren, die in charakteristischer Weise die Ereignisse und Handlungen des *K3=j-m-nfrit*-Programms zusammenfaßt, dann böte sich hierfür zuerst der Begriff des *Produzierens* (von etwas) an. Nimmt man als zusätzliches Kriterium das hervorgebrachte Objekt dieses Prozesses hinzu, d.h. das Produkt, dann läßt sich die Beobachtung noch etwas verschärfen. In einer nicht geringen Anzahl der Szenen und Motive ist nämlich das Produzieren untrennbar an einen bestimmten Landschaftsraum, d.h. an eine Örtlichkeit, gebunden. So wird z.B. an der Nordwand des Kultraumes der Bau von Flößen am Rande der Dauersümpfe dargestellt (KMN.Abb.5). Der Grundstoff wird aus Papyrus gewonnen, der Charakterpflanze dieser Gebiete. Die Stämme verwendete man zur Konstruktion des Floßkörpers; aus den Fasern gewann man Seile, die man ihrerseits bei der Verzerrung der Papyrusstämme einsetzte. In der nördlichen Hälfte der Ostwand sind u.a. Männer beim Fang von Zugvögeln abgebildet (KMN.Abb.2). Die „Herde“, d.h. die Fangplätze, waren vorher in aufwendiger Weise mit Pfosten, Netzen und Seilen präpariert worden und erschienen infolge der sorgsam ausgewählten Örtlichkeiten innerhalb der Sümpfe den durch einen langen Zug erschöpften Vögeln als attraktive Lande- und Ruheplätze. In der südlichen Hälfte derselben Wand sieht man Männer, die nach Rückgang der alljährlichen Fluten auf den nun trockenfallenden Alluvialflächen mit der Getreideaussaat beginnen und einige Monate später ebendort die Ernte einfahren (KMN.Abb.3). Motive der Südwand wiederum zeigen Schreiber bei der Registratur von Wildtieren und Rindern (KMN.Abb.7). Erstere hatte man in den Wüsten beiderseits des Niltales gefangen; letztere waren nahe den Dauersümpfen am Rande desselben gehalten worden.

Die ausgewählten Beispiele sind charakteristisch für die Inhalte der im Programm des *K3=j-m-nfrit* ausgeführten Szenen und Motive. Überwiegend wird produziert; und immer wird bei den betreffenden Prozessen auf die Ressourcen eines bestimmten Landschaftsraumes zugegriffen. Um es auf den Punkt zu bringen: Produzieren heißt bei *K3=j-m-nfrit* stets *landschaftsgebundenes* Produzieren. Auf der Grundlage dieser Begrifflichkeit kann damit die Landwirtschaft als das zentrale Thema dieses Pro-

gramms postuliert werden. Wenn man nun den Begriff *Landwirtschaft* nicht, wie es in der Literatur leider allzu häufig geschieht, auf den Ackerbau beschränkt, sondern *alle* landschaftsbezogenen Nutzungsweisen miteinbezieht, dann gewinnt der moderne Betrachter einen Terminus, der in bemerkenswerter Genauigkeit eines der Kernthemen nicht nur des *K3-j-m-nfrit*-Programmes, sondern der funeren Epigraphik des Alten Reiches überhaupt verbalisiert. An späterer Stelle werden wir uns mit den weiteren Zusammenhängen für diesen Sachverhalt zu beschäftigen haben. Was den Kultraum des *K3-j-m-nfrit* und dessen rundum-epigraphie Ausstattung betrifft, so ermöglicht uns diese Einsicht zunächst einmal die Spezifizierung der festgestellten Blöcke und damit ein tieferes Verständnis der vorliegenden Programmstruktur.

Topographie und Land(wirt)schaft

Wie die vorhin aufgeführten Beispiele andeuten, die von ganz verschiedenen Stellen des Programms stammen, basierte die altägyptische Landwirtschaft auf einer recht breit aufgefächerten Palette unterschiedlicher Produktionsformen. Jede war hierbei für sich auf die besonderen Bedingungen eines bestimmten Landschaftsraumes abgestimmt, so daß dessen Ressourcen in größtmöglicher Intensität abgeschöpft werden konnten. Auf den Überschwemmungsflächen beiderseits des Hauptstromes und seiner großen Seitenarme wurde Ackerbau betrieben. Die ausgedehnten Dauersümpfe, die sich während des Alten Reiches in den westlichen Randlagen der Flußoase erstreckten, vor allem aber den Nordrand des Deltas gegen das Mittelmeer hin abriegelten, wurden konsequent auf ihre Biomasse (Papyrus, Schilf, Riedgras) hin abgearbeitet. Weiterhin wurde hier in großem Maße Fisch- und Vogelfang betrieben. Nicht zuletzt dienten diese Areale aufgrund ihrer eingestreuten Festbodenzonen auch der Rinderhaltung. Eine in wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht besonders bemerkenswerte Leistung erbrachte man schließlich in den Wüsten zu beiden Seiten der Oase, in denen unter Einsatz einer ausgeklügelten Gehegetechnik in großem Umfang Wildtiere abgefangen und zur weiteren Verwendung ins Niltal transportiert wurden.

Ein ökonomisches System wie das des Alten Ägypten, das auf Überschußproduktion hin angelegt ist, muß, um erfolgreich arbeiten zu können, die

besonderen Problemstellungen der Logistik und der Mobilität gelöst haben. Keineswegs geht es nur darum, Produkte zu generieren – dieselben müssen vor allem in produktverträglichen Zeitsequenzen von dem Ort ihrer Erzeugung zu dem des Verbrauchs transportiert und ggf. für eine gewisse Zeitspanne vorgehalten werden. Vor dem Hintergrund dieser Zusammenhänge wird verständlich, warum Transportvorgänge elementare Bestandteile der landwirtschaftlichen Motiv- und Szenenfolgen des *K3-j-m-nfrit*-Programmes sind. In der nördlichen Hälfte der Ostwand sind u.a. mehrere Papyrusflöße abgebildet, auf denen Rinder, Lotosblumen und andere Biomasse transportiert werden (KMN.Abb.2). In der südlichen Hälfte derselben Wand visualisiert eine dreiteilige Motivfolge, die mit Getreide beladene Esel zeigt, einen vergleichbaren Vorgang aus dem Produktionsbereich Ackerbau (KMN.Abb.3).

Es sind Transport und Bewegung, die uns schließlich zu jenem Faktor führen, der maßgeblich die Abfolge der Einheiten und Themenblöcke innerhalb des epigraphen Programms des *K3-j-m-nfrit* bestimmt hat: die Landschaft bzw. deren Topographie. Es ist die Abfolge der Örtlichkeiten der verschiedenen landwirtschaftsrelevanten Aktivitäten, angefangen von der eigentlichen Erzeugung eines Produktes, weiter über seine Verbringung zu Registrierungs- und Lagerstätten bis hin zu seiner letztlichen Verwendung. Der Einbezug des Endverbrauches, der zumindest bei einigen Produkten dargestellt und auch *de facto* im Kultraum selbst vollzogen wurde, führt nicht nur zu der anfänglich beschriebenen Verbindung zwischen Architektur und Epigraphik zurück, sondern offenbart auch den historisch verwertbaren Kern der Aussage des epigraphen Programms. Hier an der Kultstelle, deren Position archäologisch vermessen und damit in die Form eines sicheren, *da beweisbaren*, Datums gegossen werden kann, treffen sich antike Architektur, epigraphie Aussage und historische Rückschau.

Die Art der landwirtschaftlichen Produktionsprozesse bestimmt den Aufbau der einzelnen Themenblöcke des Programms. Deren Abfolge wiederum wird durch ihre Verortung im Einzugsgebiet des ökonomischen Systems bestimmt. Gehen wir diese Topographie einmal der Reihe nach durch. An der nördlichen Schmalwand befindet sich die großformatige Darstellung eines Papyrusdickichts mit seinen charakteristisch dicht stehenden Stammreihen,

den Dolden sowie den oberhalb aufflatternden Vögeln (KMN.Abb.5). Unabhängig von der Tatsache, daß jedes Detail sorgsam gesetzt und deswegen eine eigene Betrachtung verdiente, beschränken wir uns auf die Grundaussage dieser ikonographischen Einheit. Das Papyrusdickicht dient als landschaftlicher Indikator und verortet alle in den zugehörigen Themenblock aufgenommenen Szenen und Motive in den Dauersümpfen, insbesondere in denen des riesigen Sumpfgürtels am äußersten Nordrand des unterägyptischen Mündungsdeltas.

Die Anwesenheit des *K3=j-m-nfrt* wird durch eine großformatige Jagdszenarie dokumentiert. Sie zeigt den Hohen Herrn bei der Vogeljagd mit Wurfhölzern. Die wesentliche Aussage dieses Bildes ist indes weniger das sportliche Vergnügen, dem sich *K3=j-m-nfrt* hier hingibt, als vielmehr sein zwischenzeitlicher Aufenthalt vor Ort, der der Inspektion der diversen Produktionsprozesse dient. Zu diesen rechnen

- (1) Rinderhaltung;
- (2) Fischfang mit Schleppnetzen;
- (3) Vogelfang mit Klappnetzen;
- (4) Papyrusernte;
- (5) das Herstellen von Seilen und Matten im Lager;
- (6) Abtransport aus den Sümpfen und der Weg in die Siedlungen.

Die Nordwand zeigt einige nachträglich vorgenommene Eingriffe (Simpson 1992: 4-5). So wurde die ursprüngliche Fassung des Grabherrn beim Papyrusraufen (?) aufgegeben und durch die deutlich größere Wurfholzjagd ersetzt. Im Zuge dieser Veränderungen wurde überdies die Fläche einer zweiseitigen Motivfolge, die Reusenfischerei und Floßbau thematisierte, durch die Namensbeischrift der großformatigen Figur aus der erwähnten Jagdszene ersetzt. So interessant solche Veränderungen in kompositions- und dekorationstechnischer Hinsicht auch sein mögen, in das Grundkonzept des Programmes greifen sie nicht ein. Darstellungen zu Aktivitäten in den Dauersümpfen wurden durch ebensolche ersetzt.

Sehr viel mehr Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang dagegen der Sachverhalt, daß sich mehrere Themen der gerade aufgestellten Liste im nördlichen Abschnitt der Ostwand befinden (KMN.Abb.2), der gesamte Themenblock sozusagen „über Eck“ komponiert wurde (KMN.Abb.5, 2). Nun sind die Zusammenhänge zwischen den verschie-

denen Motiv- und Szenentypen, insbesondere zwischen den gerade gelisteten Themen und der hochherrschaftlichen Wurfholzjagd hinlänglich bekannt, was vornehmlich durch eine erkleckliche Zahl von Parallelprogrammen abgesichert ist (Vandier 1969 / Harpur 1987: 139ff., 176ff.). Wenn der Betrachter also nicht einen absolut seltenen, da nur hier belegten Sonderfall postulieren möchte, dann kommt er nicht umhin, die Rolle des Wandumbruchs an dieser Stelle zu nivellieren. Das erscheint nur dann problematisch, wenn man aus dem herkömmlichen Verfahren der Beschreibung „von Wand zu Wand“ ableitet, die durch die Architektur vorgegebene Teilung strukturiere das eingebettete Programm in gleicher Weise.

Grundsätzlich ist es hilfreich, wenn man bei der Analyse der Gliederung eines epigraphen Programms die jeweils vorliegende Wandteilung beachtet. Zumeist gelingt es den „Dekorateuren“, die Grenzen der thematischen Motiv- und Szenenblöcke mit denen der Wandflächen abzugleichen. Diese Vorgehensweise täuscht indes darüber hinweg, daß der Wandumbruch im Grunde keine strukturierende Wirkung hat, auch wenn die Schreiber stets versuchten, die Motiv- und Szenenfolgen nahezu paßgenau auf die jeweils vorliegenden Wandflächen abzustimmen. Die Verhältnisse ähneln in etwa denen des Seitenumbruchs beim neuzeitlichen Buchdruck. Auch hier versucht man Sinnabschnitte des Textes mit den Flächenverhältnissen der Seiten abzugleichen, so daß etwa einzeln auf einer Seite stehende Wörter oder Zeilen vermieden werden.

Die Verteilung der Sumpfszenarien bei *K3=j-m-nfrt* demonstrieren nachdrücklich, daß die „Dekorateure“ durchaus bereit waren, sachthematisch zusammengehörige Bildfolgen über einen Wandumbruch hinweg zu komponieren. Besonders deutlich wird dies an den Heimkehrsequenzen. Die hierfür charakteristischen Papyrusflösse, deren Ladegut wichtigster Indikator der zeitlichen Stellung der Ereignisse im Gesamtgeschehen sind, finden sich in den oberen Registern des Nordabschnitts der östlichen Längswand (KMN.Abb.2). Die zugehörige Handlungsbeischrift, die die fraglichen Szenenfolgen sachthematisch auszeichnet und zudem als ihr Titel bzw. ihre Überschrift fungiert, wurde indes an den oberen Rand der Nordwand gesetzt und hier mit Papyrus- und Fischkorbträgern verbunden (KMN.Abb.5). Es ist ganz offensichtlich, daß das *prt m mht* „Herauskommen aus den Nordmarschen“ der Nordwand auch die

Rinderhirten und wettkämpfenden Floßfahrer der Ostwand kommentiert, was man allerdings übersieht, wenn man sich allzu sehr auf die Vorgaben der Wandflächenteilung verläßt.

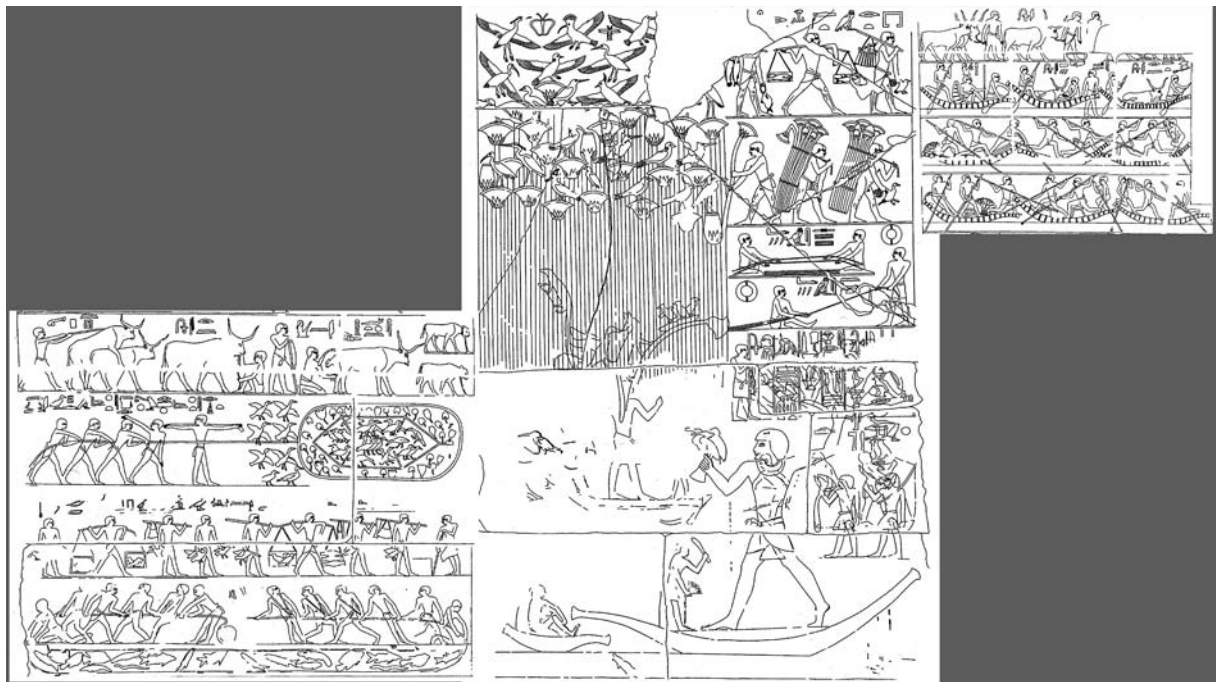
Mit diesen Überlegungen ist die problematische Verteilung der Sumpfszenen, wie sie bei *K3-j-m-nfrt* vorliegt, aber noch nicht hinlänglich erklärt. Denn die Ausrichtung der Motiv- und Szenenfolgen, wie sie der linke Abschnitt der Ostwand präsentiert (KMN.Abb.2), scheint ebenso wenig den oben vorgestellten Formprinzipien zu gehorchen wie auch die Art der Aufeinanderfolge Rätsel aufgibt. Auf den ersten Blick könnte man tatsächlich den Eindruck gewinnen, die Fisch- und Vogelfänger des unteren Abschnittes hätten wie die hier befindlichen Rinderhirten mit dem Landschaftsraum, den das Papyrusdickicht der Nordwand assoziiert, nichts zu tun, wären sie doch räumlich klar von ihm abgetrennt. Auch korrespondiere ihre Bewegungsrichtung eindeutig nicht mit der in Frage kommenden Figur des Kultempfängers, der als Vogeljäger auftrete. Schließlich wäre es doch seltsam, daß die Aktionsfolgen, die die eigentlich erzeugenden Prozesse thematisieren, d.h. das Kalben bzw. das Fangen der Fische oder Vögel, *unter* jenen Sequenzen stünden, die den Abtransport der zwischenzeitlich eingebrachten Produkte wiedergäben.

Unabhängig von der Frage, welche und wieviele „Leserichtungen“ der Registerteilung eines epigraphen Programmes zugrundeliegen können, läßt sich der vermeintliche Knoten recht einfach entwirren. Der Schlüssel zur Lösung des Problems liegt in der allgemeinen Bewegungsrichtung, die den Figuren zugeordnet sind. Läßt man einmal die untersten Bildbereiche außer Betracht, so befinden sich in der nördlichen Hälfte der östlichen Längswand insgesamt acht Register (KMN.Abb.2). Bis auf die ambivalente Fischfangszene im unteren Teil weisen die Motiv- und Figurenfolgen eine *eindeutige* Bewegungsrichtung nach rechts auf, so daß man sie einheitlich mit dem Ausgangsdurchlaß oder aber mit der großformatigen Figur des Kultempfängers am südlichen Wandende in Verbindung bringen möchte (KMN.Abb.3 rechts). Der hochherrschaftliche Vogeljäger an der Nordwand ist dagegen nach links gewendet, so daß die thematisch zugehörigen Szenenfolgen des Fisch- und Vogelfangs, der Rinderhaltung sowie der Heimkehr der Marschenarbeiter in seinem Rücken zu liegen scheinen. Allerdings

wurde, wie bereits erwähnt, das Programmkonzept der Nordwand grundlegend überarbeitet, wobei man bemerkenswerterweise die ursprüngliche Bewegungsrichtung der großformatigen Figur umkehrte, so daß bei wörtlichem Verständnis ein Bildanschluß zur Westwand und der dort befindlichen Opferliste entstünde. Solche Konstrukte, in denen sich Alltagsaktivität und rituelle Äußerung direkt zu treffen scheinen, verführen den modernen Betrachter immer wieder zum Aufbau komplexer Interpretationsgebäude, deren intellektuelle Windungen die Tiefe altägyptischer Jenseitswelten widerzuspiegeln scheinen. Doch lassen sich die Verhältnisse im Grunde sehr viel einfacher erklären – wenn man nur bereit ist, die handwerkliche Vorgehensweise als Faktor anzuerkennen, der den Ablauf der Bildfolgen eines Programms maßgeblich beeinflussen kann.

Was die nachträgliche Veränderung der szenischen Ausführungen im Umfeld von Papyrusdickicht und Vogeljäger betrifft, so ist ein vergleichbares Vorgehen bei den thematisch zugehörigen Motiv- und Szenenfolgen im Nordabschnitt der Ostwand nicht zu beobachten. Um die Bewegungsrichtungen der verschiedenen Einheiten des Themenblockes aufeinander abzustimmen, kann der moderne Betrachter in zwei Richtungen überlegen (vgl. KMN.Abb.2, 5). Entweder er verschiebt den gesamten Szenenblock der linken Hälfte der Ostwand *vor* die Figur des Vogeljägers, oder aber er trennt den fraglichen Block im Bereich des zeitlichen Bruches, der die Heimkehrszenen von den übrigen Marschenszenen abtrennt, auf und verschiebt nur den unteren Abschnitt mit Rinderhaltung, Fisch- und Vogelfang an die eben erwähnte Position.

Die Mechanismen der sog. Zyklentechnik, zu denen ich später noch einiges sagen werde, führen zur Entscheidung zu Gunsten der letztgenannten Alternative. Es ergibt sich die folgende Konstellation (vgl. nebenstehende Abb.): Im Zentrum der gesamten Szenerie steht das Papyrusdickicht einschließlich des Reiseszenariums mit der großformatigen Figur des jagenden *K3-j-m-nfrt*. Links davon, d.h. vor der Figur des Vogeljägers, befinden sich die Motiv- und Szenenfolgen der Rinderhaltung sowie des Fisch- und Vogelfangs, so daß die Einheiten via Bewegungsrichtung miteinander verkettet sind. Am oberen Rand der Nordwand signalisiert der Titel *prt m mht* den Beginn der umfangreichen Heimkehrse-



quenzen, die sich im Falle des *K3=j-m-nfrt*-Programms über sechs Register hinweg erstrecken. D.h. diese beginnen im oberen Teil der nördlichen Schmalwand, gehen über den Wandumbruch hinweg und setzen sich im oberen Bereich des nun folgenden Abschnitts der östlichen Längswand fort. Eine wesentlicher Grund für die Plazierung der Handlungsbeischrift *prt m mht* dürfte gerade darin zu sehen sein, die Lektüre der zusammengehörenden, gleichwohl auf zwei Wände verteilten Bildfolgen flüssig über den Wandumbruch hinwegzuführen.

Diese Konstellation bildet getreulich die chronologische Abfolge der Ereignisse und Tätigkeiten vor Ort in den Sümpfen ab und folgt damit den Vorgaben der Zyklientechnik. Zunächst werden die produzierenden Aktivitäten der Rinderhaltung sowie des Fisch- und Vogelfanges durchgeführt. Zwischenzeitlich reist der Grabherr und (spätere) Kultempfänger *K3=j-m-nfrt* an den Ort des Geschehens, um den ordnungsgemäßen Verlauf dieser Prozesse zu überprüfen (*m33*). Er nutzt diese Reise für eine seiner Erholung dienenden Vogeljagd. Erst nach Abschluß all dieser Tätigkeiten, und möglicherweise auch in Abwesenheit des Grabherrn, sammeln sich die Marschenarbeiter und brechen von den Lagern nahe den Sümpfen wieder in ihre Heimat auf. Die Verteilung der Szenen an den Wandflächen nötigt den Betrachter also, mit seiner Lektüre im unteren Abschnitt des linken, nördlichen Teiles der Ostwand zu beginnen (KMN.Abb.2), sodann an der nördlichen Schmal-

wand fortzufahren (KMN.Abb.5) und weiter unter Anleitung der als Titel fungierenden Handlungsbeischrift *prt m mht* auf die Ostwand zurückzukehren und mit den dort befindlichen Heimkehrszenen abzuschließen (KMN.Abb.2).

Die Gründe für diese auf den ersten Blick verwirrende Vorgehensweise erhellen durch die weitere Abfolge der Themenblöcke des Programms. Der Ausgangsdurchlaß markiert einen „natürlichen Bruch“ im Ablauf der Motiv- und Szenenfolgen der östlichen Längswand (vgl. KMN.Abb.4). Auch wenn in den oberen Bereichen einige Verluste vorliegen, ist glücklicherweise unzweifelhaft zu erkennen, daß ausschließlich das oberste Register mit einer durchgängigen Motivfolge ausgestattet war. Alle übrigen Bildstreifen enden dagegen „auf halber Länge“ der Wand, d.h. in Höhe des Durchlasses. Auf diese Weise wurde ein formale Trennung erzeugt, die augenfällig unterstreicht, daß die jeweils zu beiden Seiten der Öffnung befindlichen Szenen und Motive auch thematisch voneinander unabhängig sind. Um es auf den Punkt zu bringen: Die mit Getreide beladenen Esel im fünften Register (von oben) der rechten Wandhälfte (vgl. KMN.Abb.3-4) haben mit den Szenen der Rinderhaltung im gleichen Register der linken Hälfte (vgl. KMN.Abb.2 und 4) nichts zu tun.

Die Sequenzen des südlichen Teiles der Ostwand beschäftigen sich ausschließlich mit dem Ackerbau (KMN.Abb.3). Im obersten Register ist die Aussaat gegeben. Sodann folgt ein zeitlicher Bruch. Die ver-

bleibenden sieben Register thematisieren u.a. die Ernte, den Abtransport des abgeernteten Getreides in die nahegelegenen Siedlungen, seine Weiterverarbeitung auf den hier befindlichen Tennen bis hin zur Registratur und der Einlagerung des aufbereiteten Getreides. Die großformatige Figur am rechten Wandende dokumentiert die Anwesenheit des Kultempfängers. Sie ist nach links gewendet und nimmt entsprechend der epigraphen Formvorgaben die Bewegungsrichtungen der Figuren und Motive der fünf oberen Register auf. Nur die Eselherde des sechsten Registers sowie die Tennen- und Registraturarbeiten in den Subbildfeldern unterhalb des Kultempfängers entwickeln eine eigene Richtungsdynamik, was nichts an ihrer thematischen Einbindung in den Ackerbau ändert. Die Handlungsbeischrift, die in diesem Falle der Figur des *K3=j-m-nfrt* beigegeben ist, unterstreicht die dichten Binnenbezüge, die zwischen den zahlreichen epigraphen Einheiten herrschen (Simpson 1992: 16-17):

m33 sk3 jt hj mh'w 3sh šd ... hj h3h3 jšb

Schauen/Inspezieren: das Auswerfen des Kornes, Ausraufen des Flachses, Sicheln, Aufladen (der Getreidebündel), Schlagen, Worfeln und Aufhäufen

Die Themenbindung ist natürlich auch hier eng mit der Topographie vergesellschaftet. Ein wesentlicher Teil der Aktivitäten des Ackerbaus findet auf den ausgedehnten Alluvialflächen im Inneren der Flußoase statt. Diese erstrecken sich im unmittelbaren Anschluß an das ebenso riesige wie weit verzweigte Wasseradernsystem des Nils. Die jährlichen Überflutungen versorgen diese Flächen mit dem für den Landwirtschaftszweig so wichtigen Schlamm. Befand sich der Betrachter mit den nördlichen Wandflächen des Kultraumes in den abgelegenen Dauer-sümpfen am äußersten Nordrand Unterägyptens, so bewegt er sich in der rechten Hälfte der Ostwand auf dem Alluvium im Inneren der Flußoase und damit in einem ganz anderen Landschaftsraum. Die Frage, welche Örtlichkeiten zwischen Assuan im Süden und der Mittelmeerküste im Norden hierfür in Frage kamen, ließe sich heute allenfalls mittels der Informationen angehen, die mit den sog. Domänen tradiert wurden. Da dieser Figurentyp im *K3=j-m-nfrt*-Programm jedoch nicht existiert, erübrigen sich entsprechende Überlegungen.

Wichtiger als eine etwaige absolute Bestimmung der Position der Getreidefelder des *K3=j-m-nfrt* ist die

relative Lage des Landschaftsfaktors zu den menschlichen Siedlungen. Denn diese bestimmt maßgeblich die Anordnung der fraglichen Motiv- und Szenentypen im Ablauf des epigraphen Programms. Alluvialflächen befanden sich stets in direkter Nähe zu den Siedlungen, die ihrerseits immer auf überschwemmungssicheren Festbodenzonen gegründet worden waren. Als solche kamen die natürlichen Uferdämme an den großen Hauptströmen oder auch die in einiger Entfernung hierzu liegenden *gazîras* „(Sand)inseln“ in Frage. Weniger attraktiv erschienen dagegen Siedlungslagen an den Talabhängen, die zwar überflutungssicher, dafür aber auch von den für den Warentransport wichtigen Wasseradern abgeschnitten waren. Die räumliche Nähe zwischen Siedlung und Alluvium ist signifikant für den altägyptischen Ackerbau. Das ökonomische System der Kultur verstand es, diese Situation konsequent für sich nutzen, und damit einen wesentlichen Grundstein für den Erfolg nicht nur des Landwirtschaftszweiges, sondern auch für den Aufstieg der Kultur als Ganze zu legen.

Die Motivfolgen der südlichen Hälfte der Ostwand spielen auf den Alluvialflächen des Niltales (KMN.Abb.3). Hier findet die Aussaat des obersten Registers sowie die Ernte und der Abtransport der nächstfolgenden Register statt. Schon oben war angedeutet worden, daß die Richtungsdynamik der unteren Bildstreifen, insbesondere der Subbildfelder des Ackerbaus nicht den üblichen Formvorgaben zu entsprechen scheinen. So bewegen sich die Eselreiter des sechsten Registers (von oben) wie auch ihre Tiere nach links. Sie nehmen damit die Bewegungsrichtung auf, die die großformatige Figur des direkten Bildanschlusses vorgibt. Die Motivfolgen des Dreschplatzes sowie der Registratur und der Getreideeinlagerung, die die beiden untersten Register des Blockes füllen, scheinen sich dagegen einer Konnektivität der Bewegungsrichtung zu entziehen. Dies liegt vor allem am ambivalenten Charakter der Konstruktionen des Dreschplatzes, des Aufwerfens der „Miete“ und des Registraturbüros, in denen ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den Figuren beider Bewegungsrichtungen zu beobachten ist.

Der Leser wird eventuell irritiert sein ob des Aufbaus des Themenblockes „Ackerbau“, da die Sequenzen zu den Tennen- und Registraturarbeiten mittels einer „Subbildfeldtechnik“ weniger von den übrigen kleinformatigen Einheiten, als vielmehr von

der Hauptbezugsgröße, i.e. der großformatigen Figur des Kultempfängers abgetrennt zu sein scheinen. Es ist müßig darüber zu rasonieren, inwieweit der Konstruktionscanon der menschlichen Proportionen das Programmkonzept an dieser Stelle beeinflußt und verhindert hat, daß man die Figur des *K3-j-m-nfrt* auf die gesamte Höhe der Wandfläche ausgedehnt hätte. Unzweifelhaft findet jedoch im direkten Umfeld der kleinformatigen Richtungsambivalenz ein Ortswechsel innerhalb des Ackerbaus statt. Die oberen Register zeigen die Arbeit auf den Getreidefeldern außerhalb der Siedlungen. In den unterhalb anschließenden Bereichen werden die gebündelten Garben mittels Eseln von den Anbauflächen zu den Tennen und Speichern der Siedlungen transportiert. Diesem Phänomen des „innerthematischen“ Ortswechsels, der sich im Aufbau des zugehörigen Themenblocks niederschlägt, werden wir an der südlichen Schmalwand wiederbegegnen.

Vorerst ist es indes notwendig, noch einmal zum Gesamtaufbau der Ostwand zurückzukehren und hier die durchgängige Motivsequenz des obersten Bildstreifens näher zu beleuchten (KMN.Abb.4). Wie erwähnt handelt es sich hierbei um das einzige Register dieser Wandfläche, das nicht von der Öffnung des Ausgangsdurchlasses unterbrochen wird. Die „Dekorateure“ standen somit vor der Aufgabe, einen Themenübergang zu gestalten, der in flüssiger Weise von der „Sumpf- und Marschenwirtschaft“ zum „Ackerbau“ überleitete. Auch wenn der größte Teil der betreffenden Motive verloren ist, so lassen sich die Lücken doch leicht mit Blick auf Parallelprogramme auffüllen (vgl. Vandier 1978 / Harpur 1987: 157ff., 204ff.). Ganz links, noch in den Bereich der Marschenwirtschaft gehörig, sind mindestens drei Motive zu erkennen, in denen Rinderhirten im Zuge des Abtriebs ihre Tiere in Richtung heimatliche Siedlungen geleiten. Am gegenüberliegenden Ende des Streifens befinden sich die Fragmente einer Aussaatszene mit Männern, die das Getreide auswerfen, einer Herde Widdern, die dasselbe in den Boden eintrampeln und weiteren Männern, die diese Tiere wiederum mit Peitschen über die Getreidefelder treiben. In der Lücke sind Motive des Schollenbrechens und des Umpflügens anzunehmen, wobei letzteres wahrscheinlich mit einem oder mehreren Rindergespansen durchgeführt wurde. Einmal mehr zeigt sich die sachthematische Stringenz, die das epigraphische Programm des *K3-j-m-nfrt* an dieser Stelle auszeichnet.

Denn es ist zu vermuten, daß die Rückkehr der Rinderhirten und Marschenarbeiter aus den Sümpfen in die Zeit der alljährlichen Getreideaussaat fiel, so daß jene im Zuge ihres langen Heimweges den Kollegen begegneten, die gerade damit beschäftigt waren, die trocken fallenden Felder für die Getreideaussaat vorzubereiten. Tatsächlich nimmt das Programm an diesem Punkt einen Schnittpunkt des thematischen Vorbildes auf und verbindet im Bild miteinander, was auch in der Realität direkt nebeneinander stand.

Die südliche Schmalwand zeigt weitgehend den gleichen formalen Aufbau, den auch die Südhälfte der östlichen Längswand auszeichnet (KMN.Abb.7). Das rechte Wanddrittel wird von der großformatigen Figur des Kultempfängers beherrscht. Dieser ist nach links gewendet und überblickt die dort auf insgesamt sieben Register verteilten Figuren- und Motivfolgen. Die Beischrift am oberen Rand der Wandfläche ist nicht nur eine Beschreibung der eben dort befindlichen acht Schreiberfiguren, sondern vor allem auch ein Titel des gesamten Szenenblocks (Simpson 1992: 15):

d3d3t nt pr-dt Schreiberkollegium der Kultstiftung

Folgerichtig finden sich in den beiden oberen Registern die Angehörigen des besagten Kollegiums. In den darunter befindlichen Registern tummeln sich die Vertreter der verschiedenen Tierarten, deren Bestände besagtes Kollegium erfaßt: Steinböcke, Gazellen, Mendes- und Säbelantilopen sowie Rinder. Daß die einzelnen Tierfiguren mit dem *t.t. rm* „registriertes Exemplar (von) ... (Tierart)“ ausgezeichnet wurden, paßt vorzüglich ins Bild und veranschaulicht den hohen Grad der inneren Stimmigkeit, den die gesamte Komposition aufweist. Hier geht es um die Registratur von Tierbeständen und damit um eine weitere Charakterhandlung des ägyptischen Wirtschaftssystems, das sich grob auf die zentrale Formel bringen läßt: „Produzieren – Transportieren – Registrieren“. Es ist nur konsequent, wenn die Handlungsbeischrift, die auch in diesem Falle die Figur des Kultempfängers begleitet, auf diese wichtige Station des ökonomischen Gesamtprozesses Bezug nimmt (Simpson 1992: 15):

m33 zš n ndt-hr jnnt m njwwt=f nt pr-dt m b-mhw
šm^c 3 wrt

Schauen/Kontrollieren die Schriftstücke (bzgl.) der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die gebracht werden aus seinen Domänen der Kultstiftung, sowohl in Oberägypten als auch in Unterägypten, überaus reichhaltig

Die Verhältnisse reizen zu näherer Betrachtung. Ausgehend von der vorliegenden Situation wäre etwa zu untersuchen, ob sich der *t.t. ndt-hr* auf Wildtiere und Rinder beschränkt, oder vielleicht doch, wie die gegebene Übersetzung andeutet, ein breiteres Bedeutungsspektrum aufweist. Von besonderem Interesse wäre überdies die Frage nach dem Umfang der wiedergegebenen Inspektion. Erhält der Grabherr also Akteneinsicht, oder wohnt er der bezüglichen Bestandserfassung persönlich bei – oder besteht die Bedeutung des *m33 zš* gar darin, daß er beides vollbringt.

In topographischer Hinsicht hat das Programm mit den Registraturen der Südwand seine nächste Station erreicht, die zwar nicht direkt *in* den menschlichen Siedlungen anzusetzen ist, aber doch in deren unmittelbarer Nähe (KMN.Abb.7). Es ist verführerisch, die hier angesprochene „Siedlung“ mit der Residenzstadt Memphis gleichzusetzen, jener Stadt also, der die Nekropole Saqqara mit dem Grab des *K3-j-m-nfrit* angeschlossen war. Bedauerlicherweise liegen die Verhältnisse nicht ganz so einfach in dem Sinne, daß der Faktor „Siedlung“ immer mit jener Stadt gleichzusetzen wäre, der Grab und Nekropole zugeordnet waren. Aus vergleichbaren programmatischen Zusammenhängen wissen wir, daß die Versorgung eines Kultbetriebes mit *ndt-hr* „landwirtschaftlichen Erzeugnissen“ u.U. auf einem hochkomplexen Netzwerk aufbaute, dessen Fäden und Knoten, die sog. Domänen, sich weit über Ober- und Unterägypten hinweg verteilen konnten, was nicht zuletzt jenes ausgeklügelte Registratur- und Transportsystem begründete, das die Ökonomie und damit den Erfolg des Alten Reiches auszeichnete.

Die oben gegebene *m33*-Beischrift spricht überdies von Dörfern und Städten (*njwwt*), aus denen die Produkte für den Kultbetrieb des *K3-j-m-nfrit* angeliefert würden. Natürlich ist nicht auszuschließen, daß die Residenz Memphis als entsprechender Sammelpunkt fungierte. Andererseits könnten hierfür auch andere Siedlungszentren in Betracht kommen, die aufbauend auf den im *K3-j-m-nfrit*-Programm überlieferten Informationskonglomeraten allerdings nicht zu lokalisieren sind.⁴

Wie schon beim Ackerbau so gibt es auch bei den Registraturen der südlichen Schmalwand eine Fort-

4 Die *njwwt* „Dörfer und Städte“ der Handlungsbeischrift zur Figur des Grabherrn sind nebenbei bemerkt mit den gerade erwähnten „Domänen“ identisch.

setzung, die als sog. Subbildfeld unter die großformatige Figur des Kultempfängers gesetzt wurde (KMN.Abb.7 mittig). Es handelt sich um ein Reiseszenarium, das den Grabherrn und späteren Kultempfänger *K3-j-m-nfrit* selbst bei einer Reise über Land zeigt. Bedauerlicherweise ist der weitere szenische Zusammenhang verloren, so daß wir über Ziel und Zweck des Unternehmens nur Vermutungen anstellen können. In Anlehnung an die Verhältnisse der Ostwand, in denen die Subbildfeldtechnik mit der Aussage eines Ortswechsels verbunden wurde, ließe sich für die Südwand der Schluß ziehen, hier mache *K3-j-m-nfrit* eine Reise zu jener Stadt (*njwwt*), in der die landwirtschaftlichen Erzeugnisse seiner Domänen (*njwwt=f*) gesammelt und registriert worden wären, bevor man sie dann nach Memphis weitergeleitet hätte, bzw. er reise über Land, von Domäne zu Domäne, um dieselben zu inspizieren und die Listen bzgl. der erbrachten Erträge zu kontrollieren (*m33*). Letztlich ist nicht einmal auszuschließen, daß diese Reise ihn von seiner Heimatstadt Memphis zur Nekropole Saqqara und seinem Grab geführt hätte. Die Mehrwertigkeit, die der Form dieser Szene – wie übrigens jedem Figuren-, Motiv- und Szenentyp – innewohnt, verhindert vorerst in Verbindung mit dem fragmentarischen Erhaltungszustand, daß der moderne Betrachter das Ziel der Reise erkennen kann. Doch eventuell ergibt sich aus dem weiteren Verlauf des Programms *respective* der Untersuchungen desselben, wohin die Reise in der Sänfte den Grabherrn in diesem Falle führte.

Topographie und Nekropole

An dieser Stelle scheint das epigraphische Programm des *K3-j-m-nfrit* einen tiefen Bruch aufzuweisen. Denn wie schon im Falle der nördlichen Schmalwand so „springt“ die Thematik auch von der südlichen Schmalwand ganz unvermittelt über den Wandumbruch auf die Ritualdarstellungen der Westwand „über“ (vgl. KMN.Abb.5, 7 und 6). Deren Inhalte sind eindeutig. Die epigraphischen Einheiten der Scheintüre im Wandzentrum sichern die Identität des Kultempfängers und tradieren die Legitimation seines Kultbetriebes. Die Opferliste im rechten Wandabschnitt verbalisiert den Ablauf des Ritualgeschehens; das Produktensemble auf der gegenüberliegenden Seite visualisiert die dabei eingesetzten Materialien. Zur Lokalisierung dieser Geschehnisse wurde bereits oben alles Notwendige mitgeteilt. Die Scheintüre

markiert den Punkt des Ritualvollzuges und ist damit der einzige Ort innerhalb des Programms, der wissenschaftlich quantifizierbar ist und damit historisch festgelegt werden kann. Wie man nun von der Registratur in den Siedlungen oder der hochherrschaftlichen Vogeljagd in den Sümpfen zu diesem Ritualgeschehen gelangt – diesen Sprung scheint der moderne Betrachter allenfalls dann bewältigen zu können, wenn er die „Jenseitsorientierung“ dieser Bildwelten bemüht. Dem sei an dieser Stelle indes nicht weiter nachgegangen. Der Leser ahnt, daß die hier vorzustellende Lösung auf eine ganz andere Weise herbeigeführt wird – und es wird ihn nicht überraschen, daß einmal mehr die Topographie eine entscheidende Rolle spielen wird.

Die diversen Topoi, d.h. die Spielorte der jeweils abgebildeten Themenkomplexe, wurden hinlänglich erläutert. Die Nordwand sowie der Nordteil der östlichen Längswand bilden die Produktionsprozesse der Dauersümpfe am Rande der Flußoase ab (KMN.Abb.5, 2). Der Südteil der Ostwand ist den Alluvialflächen und dem Ackerbau gewidmet (KMN.Abb.3). Von hier aus bewegen sich die Transporte aus Gründen der Weiterverarbeitung, vor allem aber wegen der notwendigen Registraturen zu den Siedlungen auf den *gaziras* und Uferdämmen im Zentrum des Niltales. Dies wiederum ist das Thema der Südwand (KMN.Abb.7). Auch wenn an diesem Punkt nicht zu entscheiden ist, ob die Residenznekropole Memphis direkter Bestandteil dieser Topographie ist, so rückt sie doch unzweifelhaft in den Horizont derselben. Denn das Grab des *K3-j-m-nfrt* rechnet zum Verwaltungsbereich der Nekropole Saqqara, und diese wiederum ist der Residenznekropole angeschlossen. Von den Siedlungen der Südwand muß es also eine Linie geben, die geradewegs via Memphis zur Nekropole Saqqara und in das Grab des *K3-j-m-nfrt* führt.

Damit erreichen wir die anfänglich aufgrund ihrer Platzierung so miraculös wirkenden Vorzeichnungen, die die unteren Abschnitte der Nord-, Ost- und Süd- wand bedecken, und ursprünglich auch in den Tiefgang hineinreichten (vgl. KMN.Abb.2-5, 7). Abgesehen davon, daß sie sich durch die eingesetzte Technik und ihren Ausführungsgrad mehr als deutlich gegen die übrige Bildumgebung absetzen, unterscheiden sich diese Darstellungen auch thematisch von derselben. Während die bisherigen Motiv- und Szenenfolgen Produktionsprozesse bzw. produkti-

onsrelevante Vorgänge wie den Transport oder die Registratur thematisieren, zeigen die Subbildfelder den Verbrauch der Erzeugnisse bzw. die hierfür notwendigen vorbereitenden Vorgänge. Hierzu rechnen zunächst das Heranführen von Rindern und Wildtieren, das sich anschließende Schlachten der Tiere sowie der Abtransport der ausgelösten und zubereiteten Teile vom Schlachtbereich zur Endverbrauchsstelle, i.e. der Kultstelle im Inneren des Grabes. In denselben Themenkreis gehören eine Liste der im Kultbetrieb zu verbrauchenden Vogelarten sowie das Verbringen der getöteten Tiere in Richtung Grab und Kultstelle. Dies sind die Handlungsabläufe, die in den Subbildfeldern der Nordwand sowie des Nordteiles der östlichen Längswand festgehalten werden (KMN.Abb.2 und 5).

Ein wenig problematischer läßt sich die Sache bei den übrigen Subbildflächen an. Wie bereits der nördliche, so enthält auch der südliche Abschnitt der Ostwand Motiv- und Szenenfolgen, die über insgesamt drei Register verteilt wurden (KMN.Abb.3). Im obersten Bildstreifen transportieren acht Männer Fertigprodukte und Getränke. Hierbei setzen sie z.T. Tische und Gefäße als Transportbehälter ein. In den beiden unteren Bildstreifen sind Wildhüter und Rinderhirten mit ihren Tieren auszumachen. Im Falle der südlichen Schmalwand sind die figürlichen Darstellungen der Subbildfelder weitestgehend zerstört (vgl. KMN.Abb.7 unten). Die wenigen noch erkennbaren Figurenfragmente deuten auf Männer hin, die in ihren Händen (Fertig)produkte tragen bzw. mit dem Schlachten von Rindern oder Wildtieren beschäftigt sind.

Die Subbildfeldtechnik ist ein formales Strukturinstrument. Sie dient dazu, die jeweiligen Bildfolgen aus der thematischen Einbindung der bisher behandelten Programmblöcke herauszuheben. Die Subbildfelder stehen also nicht in Bezug zu den großformatigen Figuren, und folglich werden ihre Bewegungsrichtungen durch andere Bezugspunkte gesteuert. Beim Durchgang durch die Motiv- und Figurenfolgen in den Subbildfeldern fällt auf, daß man ihnen eine einheitliche Bewegungsrichtung zuordnete. Daraus läßt sich schließen, daß für *alle* Bilder nur ein *einzig*er Bezugspunkt existiert. So sind die Szenen und Motive im Nordteil der östlichen Längswand durchweg nach links gewendet (KMN.Abb.2). Dies gilt in gleicher Weise für die Motive im Subbildfeld der Nordwand, die als direkte Fort-

setzung fungieren (KMN.Abb.5). Äquivalente Verhältnisse sind an der Südwand (KMN.Abb.7) bzw. im südlichen Teil der Ostwand (KMN.Abb.3) zu beobachten. Auch hier bilden die Motivfolgen der Subbildfelder über den Wandumbruch hinweg eine geschlossene thematische Einheit und scheinen sich *einheitlich* nach rechts auf ein gemeinsames Ziel zuzubewegen. Dieses Ziel ist die Scheintüre im Zentrum der Westwand, die zunächst in formaler Hinsicht als Bezugspunkt aller Einheiten der Subbildfelder des Programms fungiert (KMN.Abb.6). Bestätigt werden diese Verhältnisse zudem durch die kleine siebenteilige Figurenfolge, die sich am unteren Rand des motivreichen Produktensembles im südlichen Teil der Westwand befindet. Sie nimmt die allgemeine Bewegungsrichtung der Subbildfelder auf und führt diese gleichsam direkt ins Ziel, d.h. unmittelbar vor die Scheintüre. Daß es sich nach Ausweis der Beischrift bei den fraglichen sieben Personen um die „Ka-Diener des funeren Produktionsverbundes“ (*hmw-k3 nw pr-qt*), d.h. um Priester handelt, paßt bestens zu der hier entworfenen Vorstellung der den Subbildfeldern zugrundeliegenden Handlungskette.

Wie bereits ausgeführt ist die Scheintüre sowohl epigraphe als auch bauliche Einheit. Sie markiert die Kultstelle des Grabes und liefert die einzigen topographischen Angaben, die historisch verbindlich sind. Damit können wir den letzten topographischen Faktor bestimmen, der die Struktur des epigraphen Programmes des *K3=j-m-nfrt* beeinflusst. Die Priester (*hmw-k3*) am unteren Rand des Produktensembles der Westwand agieren an der Kultstelle im Inneren des Kultraumes. Bevor sie tätig werden, sind vorbereitende Maßnahmen erforderlich. Dazu rechnen u.a. die Bereitstellung der Backwaren und Getränke, aber auch das Schlachten der Rinder und Wildtiere sowie die Aufbereitung des gewonnenen Fleisch- und Knochenmaterials für die eigentlichen Ritualhandlungen. Da diese Tätigkeiten nicht in den Gräbern und auch nicht direkt vor den Gräbern erfolgte, sondern in anderen Einrichtungen, die der Nekropole angeschlossen waren, können wir auch für die Nekropole selbst und ihr unmittelbares Umfeld von zahlreichen Transportbewegungen ausgehen, die ihrerseits in entsprechenden Figuren und Motiven Niederschlag fanden. Während also die Einheiten der Westwand im Grab selbst zu lokalisieren sind, lassen sich die Figuren, Motive und Szenen der umliegenden Subbildfelder der zugehörigen Nekro-

pole, insbesondere deren Schlachthäusern, Lagerstätten, Verwaltungsgebäuden etc., zuordnen.

Damit haben wir auch einen Ansatz für die heute verlorenen Schiffsdarstellungen des Tiefganges gefunden. Da diese aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls in Form von Vorzeichnungen vorlagen, rechneten sie thematisch zu den Motiv- und Szenenfolgen der Subbildfelder. Aufgrund ihrer Position im Ablauf der Wandflächen leiteten die Schiffsdarstellungen des Tiefganges die Motiv- und Szenenfolgen des Kultraumes ein. Sie visualisierten mithin einen Transport zur Nekropole Saqqara bzw. zur Residenzstadt Memphis, der die Nekropole verwaltungstechnisch angeschlossen war. Auf diese Weise läßt sich die erwähnte topographische Lücke schließen, die nur dann besteht, wenn man bei der Lektüre des Programms von der Süd- bzw. Nordwand direkt zu den Einheiten der Westwand übergehen möchte. Noch eine weitere Schlußfolgerung läßt sich an dieser Stelle plazieren. Wie geschildert hatten wir aufgrund der im Bereich der südlichen Schmalwand vorliegenden Zerstörungen nur vage Vorstellungen bzgl. des Zieles, dem der Grabherr im Reiseszenarium entgegenstrebte. Die Ortsfolge, die den Ablauf der Themenblöcke des Programms beeinflusst, deutet nun an, daß sich hier in der Tat ein Ortswechsel zwischen Siedlung und Nekropole vollzog, die Reise den *K3=j-m-nfrt* also in die Nekropole und dort wiederum zu seinem Grabe führte.

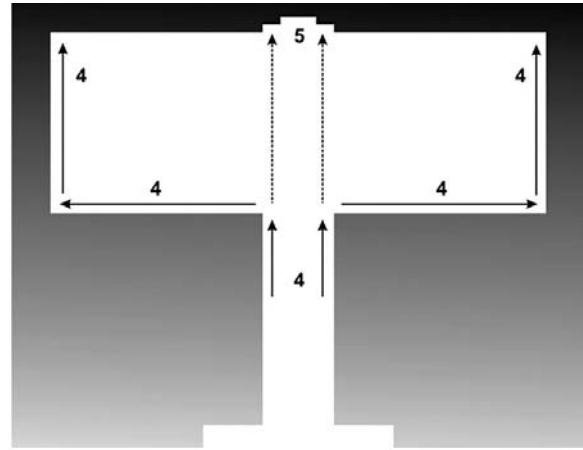
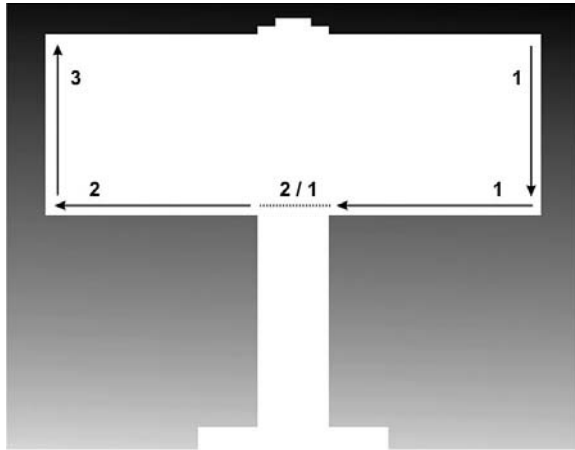
Die Topographie des epigraphen Programms des *K3=j-m-nfrt* setzt also an einem residenzfernen Punkt ein und „bewegt sich“ durch den Raum, d.h. von Örtlichkeit zu Örtlichkeit, näher an das Grab als letzlichem Zielpunkt heran. Der Aufbau des Programms hat demnach einen Anfangs- wie auch einen Endpunkt. Er ist weniger „rundum“ oder umlaufend, als vielmehr linear ausgerichtet, so daß sich der Betrachter, ausgehend von der Nordwand und den Daurümpfen (KMN.Abb.5), in gerader Linie auf das Grab und seine Kultstelle (KMN.Abb.6) zubewegt. Die Struktur des Programms orientiert sich hierbei an der relativen Lage der verschiedenen Landschaftsfaktoren, die für die ökonomischen Prozesse relevant sind, und versucht, deren Aufeinanderfolge abzubilden. Das vorangegangene Schaubild stellt einen ersten Versuch dar, die hier vorliegenden Äquivalenzen zusammenzufassen.

Die Topographie, die in diesem gedanklichen Gebäude als der entscheidende strukturbegründenden-

- (1) Dauersümpfe
- (2) Alluvialflächen
- (3) Siedlungen, mögl. Residenz Memphis
- (4) Reise in die Nekropole Saqqara
- (5) Nekropole Saqqara
- (6) Grab des *K3-j-m-nfrt*

- Nord-/Ostwand (Nord)
- Ostwand (Süd)
- Südwand
- Südwand, Subbildfeld
- Subbildfelder, Westwand
- Westwand

- KMN.Abb.5, 2
- KMN.Abb.3
- KMN.Abb.7
- KMN.Abb.7
- KMN.Abb.2- 6
- KMN.Abb.6



de Faktor des Programms fungiert, ermöglicht überdies einen Erklärungsversuch für die auffälligen Veränderungen, die vor allem am Reiseszenarium der Nordwand sowie an den Motiv- und Szenenfolgen der Subbildfelder sichtbar werden. Die ursprüngliche Konzeption des Programms wird vor allem an den ausreliefierten Bereichen erkennbar, die zwar ihrerseits unterschiedliche Ausführungsgrade erkennen lassen, jedoch an allen vier Wänden in gleichem Umfange vorhanden sind. Das bedeutet, das Programm des *K3-j-m-nfrt* bestand zunächst aus dem Ablauf der Themenblöcke von der Nord- über die Ost- zur Südwand. Abgetrennt hiervon und ohne direkten thematischen Übergang folgten schließlich die kultrelevanten Einheiten der westlichen Längswand. Angesichts des überdurchschnittlich hohen Ausführungsniveaus, das die Figuren und Inschriften der Scheintüre auszeichnet (vgl. Simpson 1992: 1), ist letztlich nicht einmal auszuschließen, daß in einer noch früheren Phase der Programmkonzeption die Scheintüre als einziges epigraphes Ausstattungsstück für den Kultraum des *K3-j-m-nfrt* vorgesehen war.

In der vorliegenden „rundum-epigraphen“ Ausführung des Programms bestand ein offensichtlicher thematischer Bruch, da weder die Einheiten der Südwand noch die der in komplementärer Lage befindlichen Nordwand eine direkte Verbindung zur Scheintüre und der durch sie formulierten Verortung

ermöglichten. Es gab mithin keine Bildsequenzen, die den Transport der kultrelevanten Produkte aus den Erzeugungsgebieten und den residenzfernen Siedlungen nach Memphis bzw. von Memphis in die angeschlossene Nekropole Saqqara dokumentierten. Aus diesem Grunde veränderte man zunächst den bereits in Teilen fertiggestellten Themenblock mit den Darstellungen der Sumpf- und Marschenwirtschaft und fügte sodann einen vollständig neuen Block hinzu, der die fragliche topographische Lücke schließen sollte. Da die Wandflächen des Kultraumes allerdings weitestgehend belegt und auch fertig ausreliefiert waren, entschloß man sich zu der beschriebenen Subbildfeldtechnik, da Veränderungen an der bereits vorliegenden Epigraphik aus welchen Gründen auch immer vermieden werden sollten. Auf diese Weise beginnt die Lektüre des Programms an der Nordwand (KMN.Abb.5) und führt von hier zunächst über die Ost- (KMN.Abb.4) zur Südwand (KMN.Abb.7). Den direkten Anschluß findet der Betrachter sodann in den Schiffsdarstellungen des Tiefgangs, die ihn über die Subbildfelder des Kultraumes zur Scheintüre und damit zur Kultstelle geleiten (vgl. das obige Schaubild).

Zyklentechnik und Geschehensfolge

Topographie und Raumvorstellung sind Faktoren, die in bestimmender Weise in die Struktur des epigraphen Programms des *K3-j-m-nfrt* einwirken. Die

nähere Betrachtung hat gezeigt, daß es sich hierbei nicht um eine aus bloßer Kontemplation entstandene Skizze der Landschaft des altägyptischen Niltales handelt, sondern vielmehr um ein Spiegelbild des Umweltraumes unter den besonderen Bedingungen der ökonomischen Beanspruchung seitens des altägyptischen Menschen. Wie angedeutet stellt die Landwirtschaft, d.h. das an einen bestimmten Landschaftsraum gebundene Produzieren, eines der wichtigsten Themen dar, um das die epigraphische Programmatik des Alten Reiches und damit auch das Programm des *K3-j-m-nfrt* kreisen. In welchem Maße die verschiedenen Formen der Landwirtschaft, die stets die kultbezogenen Handlungen in der Nekropole vorbereiten, selbst als kultrelevant einzustufen, ja selbst „Kult und Ritual“ sind, sei in diesem Zusammenhang nicht weiter hinterfragt. Hier soll die Feststellung genügen, daß die Landwirtschaft, so wie sie in den sog. Grabdekorationen abgebildet wurde, die unabdingbare materielle Voraussetzung für den Kultbetrieb in den Nekropolen und deren Gräbern geschaffen hat. Niemals wird Landschaft an sich thematisiert, sondern nur insofern der Mensch in ihr produzierend tätig ist.

So weit der Faktor „Raum“ unsere Einsicht in die Botschaft des Programms auch fördert – er allein reicht nicht aus, die komplexen Strukturen und mannigfaltigen Bezüge zu erklären, die zwischen den verschiedenen Themenblöcken bzw. deren Einheiten und Elementen bestehen. Die diversen Motiv- und Szenensequenzen, die sich zu thematischen Blöcken und diese wiederum zu einem ganzen Programm zusammenfügen, leisten weit mehr als nur die Aussage, der Mensch bewege sich durch die Landschaft und passiere dabei Sumpf, Alluvium und die Stadt auf dem Uferdamm, bis er schließlich sein Grab am Wüstenrand erreicht. Neben dem „Raum“ ist es die „Zeit“, die eine maßgebliche Rolle spielt für die Auswahl der szenischen Einheiten eines Programms, ihre Anordnung im Ablauf der Register sowie ihre Zusammensetzung zu thematischen Blöcken.

Die ägyptische Landschaft ist der Ort aller Geschehnisse des Programms, Landwirtschaft sein zentrales Thema. Das entscheidende Merkmal aller relevanten Aktivitäten ist die Prozeßhaftigkeit. Landwirtschaftliche Produktionsprozesse sind komplexe Vorgänge, die sich stets „in der Zeit“ abspielen und entsprechend den Einsatz einer spezifischen Abbildungstechnik erforderlich machen. Ich möchte

diese Technik vorerst als „Zyklentechnik“ bezeichnen, bin mir dabei aber durchaus des provisorischen Charakters dieser Wendung bewußt. Wie schon im Falle der Topographie, die die relative Lage der verschiedenen Örtlichkeiten zur Grundlage der epigraphischen Konstruktion macht, so geht es auch bei der Zyklentechnik nicht darum, ein bestimmtes absolutes Datum festzuhalten. Vielmehr wird der im Zentrum der Tradierung stehende Gesamtprozeß auf die *relative* Stellung der seinen Ablauf konstituierenden Vorgänge hin analysiert. Die einzelnen Schritte, Stufen, Etappen, Stationen, oder wie auch immer man diese Einheiten nennen mag – sie sind es, die Eingang in die epigraphische Überlieferung gefunden haben. Trotz der von Programm zu Programm variierenden Auswahl, Anzahl und Aufeinanderfolge stehen die einzelnen Stationen auch immer für den jeweiligen Gesamtprozeß und sichern damit den Grundwert der bezüglichen Aussage, d.h. die Prozeßhaftigkeit der Aktivität.

In seiner grundsätzlichen Beschaffenheit wirkt das Verfahren erstaunlich einfach. Ein bestimmter produktiver Vorgang wird auf seinen zeitlichen Verlauf hin analysiert und in eine bestimmte Anzahl von Etappen oder Stationen „zerlegt“. Zur Fixierung gelangen in der Regel solche Stationen, die für den Ablauf des Prozesses als signifikant betrachtet werden. Vielfach sind es die Anfangs- oder Endpunkte des Geschehens; nicht selten greift man aber auch auf „Brennpunkte“ zurück – Situationen inmitten des Prozesses, die augenscheinlich gleichfalls als charakteristisch gelten und deswegen besonders geeignet erscheinen, die Prozeßhaftigkeit des jeweils abzubildenden Geschehens zu visualisieren. Was den formalen Umfang einer solchen Station betrifft, so scheinen diesbezüglich keinerlei begrenzende Vorgaben zu existieren. Eine einzelne Figur, ausgeführt mit einem signifikanten Gestus, kann ebenso für eine Etappe oder Station stehen wie eine längere Motiv- oder Szenenfolge, die sich ggf. sogar über mehrere Register hinweg erstreckt.

Unabhängig von der Frage nach der Genauigkeit, mit der solche Sequenzen die in ihrem Hintergrund stehenden realen Vorgänge abbilden, verfügen manche von ihnen über eine Eigenschaft, deren Existenz gleichsam das hohe Maß der Leistungsfähigkeit dieser epigraphischen Technik illustriert und letztlich zu dem hier verwendeten, durchaus aber nicht völlig passenden Begriff „Zyklentechnik“ geführt hat. Die

Prozesse und Geschehenskonglomerate, die mit Hilfe dieser Bildtechnik überliefert werden, sind häufig nicht einmalig, sondern wiederholen sich in einer zahlenmäßig nicht festzulegenden Weise. In einigen besonders markanten Fällen scheint sogar ein in kausaler Hinsicht geschlossener Kreis der Handlungskette, ein „Zyklus“, vorzuliegen. Dies ist etwa beim Ackerbau der Fall, wenn das ausgesäte Korn Frucht trägt und dieselbe nach der Ernte und erfolgter Behandlung neue Körner hervorbringt, die in den Folgejahren zur neuerlichen Aussaat genutzt werden. In vergleichbarer Weise liegt ein Zyklus bei der Rinderhaltung vor, wenn das Kalb, das aus der Vereinigung von Bulle und Kuh entstand, seinerseits zum Bullen bzw. Kuh wird und selbst wiederum Kälber hervorbringt.

Andererseits existieren eine ganze Reihe sog. Zyklen, die eine mehr lineare Prozessualität verkörpern, ohne daß die betreffende „Endstation“ ihrerseits zur notwendigen Voraussetzung des wiederkehrenden Anfanges aufstiege. Solche Verhältnisse liegen u.a. beim Vogelfang oder dem motivreichen Bildkreis der Wildtierwirtschaft vor. In den im realen Hintergrund stehenden Tätigkeiten werden die Tiere abgefangen, verarbeitet und verbraucht, ohne daß man die durchaus vorhandenen Jungtiere schonen und wieder aussetzen würde, um sie auf diese Weise zu Trägern der nachfolgenden Prozesse zu machen, wie überhaupt nichts auf eine auf Nachhaltigkeit angelegte Sorge um die Landschaft seitens der Alten Ägypter schließen läßt. In den zuletztgenannten Fällen beruht das jeweils abgebildete Aktions- und Handlungsspektrum auf einer bloß regelmäßigen, d.h. jährlichen Wiederholung der fraglichen Vorgänge bzw. dem festen Glauben, daß sich die fraglichen Vorgänge eben „wie seit Jahr und Tag“ wiederholen werden, und der Mensch durch seinen Eingriff daran werde nichts ändern können.

Am unteren Ende der Leistungsskala der Zyklentechnik stehen schließlich jene Geschehenskonglomerate, deren Ausführungen sich auf die bloße Prozeßhaftigkeit beschränken, d.h. die jeweils abgebildeten Ereignisse sind einmalig und wiederholen sich nicht. Hierzu rechnen etwa die Sequenzen, die um das Thema der Einrichtung des Grabes und seines Kultbetriebes kreisen. Damit ergeben sich grob gesagt drei Arten von Prozessen und Vorgängen, die mittels der Zyklentechnik epigraph formuliert werden können:

- (1) sich wiederholende und in sich zurückkehrende Prozesse;
- (2) sich wiederholende Prozesse, aber nicht in sich zurückkehrende Prozesse;
- (3) einmalige Prozesse.

Wie angedeutet ist der Begriff „Zyklentechnik“ arbeitstechnisch zu verstehen. Mit seiner Wahl, die sich eng an die Prozesse der erstgenannten Gruppe anlehnt, soll besonders auf die tief ausgeprägte Fähigkeit des altägyptischen Menschen zur Konzeptualisierung seiner Position in dem von ihm besetzten Landschaftsraum hingewiesen sein, d.h. auf seine Fähigkeit, landschafts- bzw. ortsgebundene sowie in der Zeit ablaufende Prozesse und Handlungsketten im Bild zu fixieren und das Ergebnis für einen Überlieferungsprozess nutzbar zu machen. Keineswegs soll zur Aussage gebracht werden, daß *alle* in epigraphen Programmen abgebildeten Vorgänge zyklisch in dem Sinne sind, daß sie sich in einer in sich zurückkehrenden Weise wiederholen. In der Wortwahl mag eine Schwäche liegen. Hierfür sei der geneigte Leser um Nachsicht gebeten, die er solange gewähren möge, bis die Diskussion einen treffenderen Ausdruck hervorgebracht hat.

Probleme der Zyklentechnik:

Die „Marschenwirtschaft“

Wir haben gesehen, daß die grundlegende Struktur des Programms des *K3-j-m-nfrt* von der Topographie bestimmt wird, i.e. von der relativen Lage der Örtlichkeiten, an denen die verschiedenen für den Kult relevanten Ereignisse stattfinden bzw. die entsprechenden produzierenden Handlungen vollzogen werden. Die nördliche Schmalwand sowie der nördliche Abschnitt der östlichen Längwand thematisieren die produktiven Prozesse in den am äußersten Rand der Flußoase gelegenen Dauersümpfen und enthalten Auszüge aus dem großen Zyklus der sog. Sumpf- und Marschenwirtschaft (KMN.Abb.5, 2). Die Bildsequenzen des südlichen Teiles der Ostwand behandeln den Ackerbau, der im wesentlichen auf den Alluvialflächen des Niltales, aber auch auf den Tennen am Rande der nahe gelegenen Siedlungen zu verorten ist (KMN.Abb.3). Hier in den Siedlungen im Inneren des Tales finden zudem die aufwendigen Tierregistaturen statt, die die Bildfolgen der Süd- wand visualisieren (KMN.Abb.7). Die Subbildfelder des Programms führen zur Nekropole und den ange-

schlossenen Schlachthäusern, in denen die erwirtschafteten Produkte, insbesondere die Tiere, für den Endverbrauch, zubereitet werden, bevor man sie in den eigentlichen Kultbetrieb einspeist, dessen Ablauf an der Westwand überliefert ist (KMN.Abb.5, 4 und 7). Der Weg führt den Leser des Programms durch die Landschaft des Ägypten des Alten Reiches und die an den verschiedenen Orten sich alljährlich wiederholenden Produktionsprozesse – von einem Punkt in größtmöglicher gedachter Entfernung des Grabes von Landschaftsraum zu Landschaftsraum, von Ort zu Ort bis hin zur Nekropole, in das Grab und schließlich zur Kultstelle selbst.

Der Zyklus „Marschenwirtschaft“ umfaßt mehrere produktive Prozesse, die ungeachtet ihres disparaten Charakters gleichwohl untrennbar an den Landschaftsraum „Dauersumpf“ gebunden sind.

Hierzu rechnen die Rinderhaltung, der Fisch- und Vogelfang sowie das Einbringen der Biomasse, allem voran des wertvollen Papyrus. Grundsätzlich handelt es sich hierbei um getrennte Vorgänge. Deswegen wurden ihre Darstellungen im Programm des *K3=j-m-nfirt* auf unterschiedliche, dennoch aber direkt aufeinanderfolgende Register verteilt und entsprechend ihrer zeitlichen Stellung im Gesamtablauf der Marschenwirtschaft in den unteren Abschnitt der linken Hälfte der Ostwand gebracht. Den Fragen, ob in vergleichbarer Weise auch getrennte „Berufszweige“ vorliegen, oder nicht doch die Rinderhirten zu bestimmten Zeiten den Fisch- und Vogelfängern (*wh^cw*) zur Hand gehen, oder letztere sich ab und an auch um Kühe und Kälber kümmern u.ä., sei nicht weiter nachgegangen. An dieser Stelle reicht die Einsicht in die gemeinsame Verortung der Prozesse, die

(1) Dauersümpfe (Marschenwirtschaft): Die Stationen des *K3=j-m-nfirt*-Programms

Inspektion aller Prozesse:	Der Grabherr bei der Vogeljagd in den Sümpfen
Produktion	Rinderhaltung: Aufreiten des Bullen auf die Kuh die Hege der Rinder in den Sümpfen Kalben gepflockte Kälber
	Vogelfang: Bereitstellung zur Schließung des Vogelherde Signal zum Schließen des Klappnetzes die im Netz eingeschlossenen Zugvögel der Abtransport der gefangenen Vögel zum Lager Zwischenkontrolle des Fangerfolges (der „Vorsteher“)
	Fischfang: Schließung des ausgebrachten Netzes die im Netz eingeschlossenen Fische [die Reusenfischer] (1) [der Angler] (1)
	Ernte d. Biomasse: Ausreißen des Papyrusstammes Abtransport der gebündelten Stämme zum Lager (2)
	Lagerarbeiten: Flechtwerkerei (Drehen der Seile) Flechtwerkerei (Mattenherstellung) [Bau der Papyrusflöße (zwei Stationen)] (1)
	Heimkehr: Männer beim Transport von Fischen und Vögeln Männer beim Transport von Papyrusbündeln (3) Abtrieb: Transport von Rindern auf Flößen Transport der Produkte auf Flößen (Ladegut) Wettkampf der Marschenarbeiter Abtrieb: Männer mit Rindern

(1) Im Zuge der Überarbeitung der Nordwand getilgt. – (2) Aufgrund der Überschrift/des Titels *pirt m mht* wahrscheinlicher als Bestandteil der Heimkehrszenerie aufzufassen. – (3) Interpretation als Transport von den Erntegründen zum Lagerplatz möglich, aber eher unwahrscheinlich.

ikonographisch durch die Wiedergabe des Landschaftsindikators des Papyrusdickichts an der Nordwand eindeutig festgelegt ist und sachthematisch durch die Existenz des Gemeinschaftslagers bestätigt wird. Im Lager, das durch eine zwei- bzw. dreiteilige Motivfolge angedeutet ist, werden die erwirtschafteten Produkte zwischengelagert, für alle Produktionszweige wichtige Utensilien wie Seile, Netze u.ä. hergestellt bzw. repariert, und von hier aus beginnt nach saisonbedingtem Abschluß aller Arbeiten der Heimweg der Beteiligten in die heimatlichen Siedlungen. Ebenso wie man die Bilder der eigentlich produktiven Tätigkeiten formal zusammengefaßt hat, wurden auch die Motive und Szenen der Heimkehr der Männer zu einer in sich geschlossenen Bildfolge zusammengestellt, deren Beginn in diesem Falle zudem durch die Überschrift *prt m mht [r hrj-tp]* „Herauskommen aus den Nord(marschen) zum Ober(land) (d.h. den höhergelegenen *gazîras*) hinauf“ markiert wird. Damit bildet auch der formale Ablauf das zeitliche Nacheinander der diversen Geschehenskonglomerate ab: Erst wird geerntet, gefangen und gehütet; sodann werden im Lager die notwendigen Sammel- und Aufbereitungarbeiten durchgeführt, bis man sich letztlich mit den erwirtschafteten Produkten auf den Heimweg machen kann. Warum die Brennpunkte der produktiven Tätigkeiten gerade in den unteren Teil der Ostwand plazierte wurden, was den Blick des modernen Betrachters anfänglich etwas eintrüben dürfte, darüber habe ich mir bereits oben einige Gedanken gemacht.

Im Unterschied etwa zum Ackerbau besteht der Zyklus der Marschenwirtschaft nicht aus einer einfachen, in sich zurückkehrenden Handlungs- bzw. Bildfolge. Er setzt sich aus zahlreichen Themen, Unterthemen und sachthematischen Segmenten zusammen, deren Verhältnis zueinander gerade unter dem Kriterium der zeitlichen Stellung nicht eindeutig festgelegt ist und deswegen von Programm zu Programm z.T. stark variieren kann. Es ist also stets möglich, daß bestimmte Etappen aus verschiedenen Unterthemen *gleichzeitig* stattfinden, was dem Schreiber die Möglichkeit einer frei zu wählenden Anordnung der zugehörigen Szenen und Motive eröffnete. Wenn also zur selben Zeit, in der die Vogelfänger an ihren Herden und Klappnetzen auf die Ankunft der Zugvögel warten, die Rinderhirten den Kühen bei der Geburt ihrer Kälber helfen,

dann hat der Schreiber der fraglichen Szenen – immer vorausgesetzt, er bildet sie überhaupt ab – die freie Wahl der szenischen Anordnung. Es gibt keine Vorgabe, die ihm verböte, das Kalben links oder rechts bzw. unter oder über den Klappnetzfang zu positionieren.

Diese Verhältnisse leiten geradewegs zu einem weiteren Phänomen über, das die Interpretation in vergleichbarer Weise beeinträchtigt. Es sollte den modernen Betrachter nicht über die Maßen irritieren, wenn mehrere Programme divergierende, ja z.T. deutlich auseinandergehende Auszüge aus den Themen und Unterthemen ein und desselben Zyklus wie etwa der Marschenwirtschaft überliefern. Wenn also in einem epigraphen Programm im Unterschied zu *K3-j-m-frt* auf die Wiedergabe eines der oben genannten Produktionszweige, z.B. des Fischfangs, verzichtet wurde, so bedeutet das keineswegs, daß dieses (Unter)thema nicht durch andere Szenen und Motive der Marschenwirtschaft impliziert würde. Es bedeutet *vice versa* aber auch nicht, daß es notwendigerweise aufgrund anderer Szenen ein und desselben Zyklus sozusagen implikativ vorhanden ist. Die Frage, wie solche Verhältnisse im einzelnen erklärungs-technisch abzufangen sind, muß stets anhand des konkreten Programmverlaufes einschließlich des archäologischen Zusammenhangs angegangen werden. Sie leitet in ein ausgedehntes Problemfeld über, das ich an dieser Stelle aufgrund seines Umfangs wie auch seiner Komplexität nur vage anreißen kann.

Die Anfertigung von Auszügen ist eine der elementarsten Techniken, die man in der epigraphen Programmatik des Alten Reiches einsetzte – und die Unsicherheit bzgl. der Implikationsfähigkeit einer Szene ein Gefährte, auf dessen treue Begleitung der moderne Betrachter in all seinen Erklärungs-bemühungen notgedrungen angewiesen bleibt. Versuchen wir einmal, das Problem der Auszüge und „Implikationsfähigkeit“ der einzelnen Stationen in gebotener Kürze näher in den Blick zu nehmen. Bei jeder Figur, jedem Motiv und jeder Szene stellt sich die Frage, inwieweit das jeweils dargestellte Geschehen ein notwendig anzusetzendes Folgegeschehen „impliziert“, dessen flachbildliche Wiedergabe deswegen unterbleiben könnte. Das gilt natürlich in gleicher Weise „in die andere Richtung“, d.h. es ist zu fragen, inwieweit eine abgebildete Handlung ein Geschehen voraussetzt, das in der Zeit vorhergehen

mußte, und dessen Darstellung deswegen in vergleichbarer Weise ausgesetzt werden konnte. Formuliert etwa ein tatsächlich ausgeführter Auszug aus der Rinderhaltung, der das Kalben überliefert, gleichzeitig auf das notwendige Vorher-Geschehen des Aufreitens seitens des Bullen aber verzichtet, dieselbe Aussage, wie sie im *K3-j-m-nfrt*-Programm vorliegt, das beide Stationen gibt? Ähnliche Verhältnisse wären bei den Tierschlachtungen zu diskutieren. Daß das Motiv mit dem Zerlegen eines Rindes den Sachverhalt impliziert, daß das fragliche Tier zunächst einmal herangebracht werden muß, erscheint vor dem Hintergrund des anzusetzenden Geschehensverlaufes selbstverständlich. *Vice versa* sieht die Sache aber ein wenig anders aus. Sollen wir tatsächlich aus *jedem* Motiv des Bringens einer Tierart, den Schluß ziehen, daß unmittelbar ein Schlachtereignis bevorstand? Das erscheint schon deswegen höchst fragwürdig, weil die betreffenden Motivtypen keineswegs immer in den Schlachthöfen der Nekropolen verortet werden können.

Diese Fragen führen den modernen Betrachter direkt in das problembehaftete Verhältnis zwischen dem Zyklus „als Ganzem“ und den jeweils aus ihm gewonnenen Auszügen. Tatsächlich lehrt die Durchschau der bislang bekannten Programme des Alten Reiches, daß bislang nicht ein einziger Fall nachzuweisen ist, in dem ein Zyklus von einer gewissen Mindestkomplexität, wie es etwa der Ackerbau oder die kultrelevanten Prozesse in der Nekropole darstellen, in seiner Gesamtheit überliefert worden wäre. Die epigraphische Programmatik, die wir in den Gräbern des Alten Reiches kennenlernen, bedient sich in höchstem Maße einer Technik, die *in* und *mit Auszügen* arbeitet – und im Grunde wissen wir nicht, nach welchen Kriterien ein Schreiber ein bestimmtes Motiv auswählte und gleichzeitig ein anderes als *implicit* vorhanden interpretierte.

Diese Technik setzt auf einem umfangreichen *corpus* von Figuren-, Motiv- und Szenentypen auf, deren konstruktive Ausführung maßgeblich für ihren verbindlichen Charakter waren, und deren thematische Einbindung wahrscheinlich zusätzlich durch *verbale* Regeln bestimmt werden konnten.⁵ Diese Vorgehensweise, die eine gewisse Stereotypie des

⁵ Auf solche Regeln und die in ihnen verwendete Terminologie spielen möglicherweise die Äußerungen der Stele Paris, Musée du Louvre C.14 an, vgl. Barta 1970.

motivischen Äußeren mit sich bringt, hat den Vorteil, die epigraphische Programmatik einem größtmöglichen Personenkreis zu öffnen, sowohl in Hinsicht auf die Ausführung als auch auf die spätere Aufnahme und Interpretation der Information. Sie hat den Nachteil, daß zeitlich wie regional begrenzte Eigenheiten oder Traditionen nur schwerlich festgehalten werden konnten, und individuelle Wahrnehmungen im Bereich der Wirklichkeit nahezu ausgeschlossen waren.

Es gibt ein weiteres Problem grundsätzlicher Natur, das eng mit der Auszugstechnik verknüpft ist. Es geht um die zeitlichen Dimensionen, die ein Zyklus abdeckt. In manchen Fällen scheinen mehrere Zeitebenen miteinander verwoben zu sein, was es schwierig sein läßt festzustellen, mit welchem Ereignis der Realität der bezügliche Anfangs- bzw. Endpunkt eines Prozesses für die flachbildliche Überlieferung überhaupt gesetzt wird. Womit beginnt also z.B. der Prozeß der Rinderhaltung in den Dauersümpfen? Mit dem Aufreiten des Bullens, wie es im Programm des *K3-j-m-nfrt* überliefert ist? Oder gibt es nicht doch vorhergehende Ereignisfolgen, die ihrerseits die vermeintliche Eingangssequenz bedingen? Das könnte etwa der Auszug der Rinderhirten mit ihren Tieren sein, die sich ja nur zeitweise in den Sümpfen aufhalten; das könnten allerdings auch die Kälber und kalbenden Kühe sein – mithin Vorgänge, die gleichfalls kommende Fortpflanzungsprozesse bedingen und damit eine Grundvoraussetzung für das Funktionieren des Prozesses an sich erfüllen. Nehmen wir noch einmal die kurze Sequenz der Rinderhaltung, die im nördlichen Teil der Ostwand gegeben ist, in den Blick (KMN.Abb.2).

Rinderhaltung: Aufreiten des Bullen

Hege der Rinder in den Sümpfen

Kalben (seitens der Mutterkuh)

Gepflockte Kälber

Auf den ersten Blick liegt eine zeitlich klar strukturierte Stationenfolge vor. Das Aufreiten des Bullens (*nhr*) leitet die Schwangerschaft der (Mutter)kuh ein. Als signifikante Eingangsstation steht dieser Vorgang am Beginn der vierteiligen Motivfolge, die den produktiven Prozeß der Rinderhaltung im Einzugsgebiet der Dauersümpfe festhält. Im weiteren Verlauf ist das Kalben der Kuh wiedergegeben, wobei ein Hirte unter kundiger Anleitung seines Vorstehers den schwierigen Geburtsvorgang begleitet und das Muttertier von

seinem Jungen „löst“ (*sfh*), bis letztlich zwei im Pflock stehende Kälber den Erfolg sowie den weiteren Verlauf der Rinderhaltung dokumentieren.

Zunächst fallen die zeitlichen Dimensionen auf, die die Ereignisse und Handlungen des kleinen Zyklus abdecken, und die sich keineswegs auf ein und derselben Ebene befinden. Zwischen den einzelnen Stationen sind jeweils mehrere Monate anzusetzen, die „ins Land gehen“, bis das Geschehen von der einen in die nachfolgende Etappe überwechselt. Etwa acht bis zwölf Monate nach dem Aufreiten des Bullen erfolgt das Kalben der trächtigen Kühe, deren Kälber wiederum erst nach weiteren Wochen und Monaten so weit gewachsen sind, daß man sie im Zuge der Hegeversorgung in den Pflock nehmen muß. Tatsächlich ist davon auszugehen, daß die Hirten und ihre Rinder während der Tragezeit der Kühe für mehrere Monate von den Weidegründen in den Dauersümpfen in die heimatlichen Siedlungen zurückkehren, bevor die Muttertiere in der Hegeperiode des Folgejahres ihre Kälber zur Welt bringen. Nebenbei wird auf diese Weise erklärlich, warum die zweite Station des Zyklus in diesem Falle die Beischrift *rn jw3* „registriertes Exemplar: Rind“ erhielt. Denn die fraglichen Tiere konnten zwischenzeitlich in den heimatlichen Siedlungen registriert werden. Der anfangs gezeigte Bulle ist also keineswegs notwendigerweise das Vatertier der abschließend wiedergegebenen Kälber.

Grundsätzlich gibt es keinerlei zeitliche Distanzen zwischen zwei aufeinanderfolgenden Stationen, die man nicht hätte über- oder unterschreiten dürfen. Bei Tierschlachtungen liegen beispielsweise deutlich andere Verhältnisse vor als während der vorhergehenden Ereigniskonglomerate der Rinderhaltung oder des Tierfangs. In besonderer Weise ist zu beachten, daß mehrere Stationen auch *zeitgleich* angesetzt werden können. Während also z.B. zwei oder drei Männer mit dem Zerlegen eines Rindes beschäftigt sind, widmen sich ihre Kollegen zur selben Zeit in vergleichbarer Weise einer Säbelantilope. Dieses und andere Beispiele zeigen darüber hinaus einen markant höheren Grad an wahrnehmender Differenzierung, was zur Folge hat, daß die fraglichen Zyklen durch eine deutlich höhere Zahl von Etappen und Stationen ausgezeichnet sind. In welcher Weise diese und ähnliche Verhältnisse in ideen- wie kulturgeschichtlicher Hinsicht zu deuten sind, sei in diesem Zusammenhang nicht weiter hinterfragt.

Gegen Ende dieses kleinen Exkurs zu den Problemfeldern der Zyklentechnik möchte ich kurz noch auf die Schwierigkeiten der inhaltlichen/formalen Abgrenzung von Zyklen zu sprechen kommen. Angesichts der Geschehenskontinuität, die den Betrachter etwa im Falle des *K3=j-m-nfrt*-Programms von den Hegeprozessen der Rinderhaltung in den Dauersümpfen über die nachfolgenden Registraturen nahe den Siedlungen bis hin zur Schlachtung der Tiere und ihren Verbrauch an den Kultstätten der Nekropole führen, erscheint es nicht immer möglich, ebenso sichere wie eindeutige Punkte zu postulieren, an denen ein Zyklus seinen Anfang bzw. Abschluß fände. Da die verschiedenen Bildkreise untereinander in einem mehr oder weniger engen sachthematischen Zusammenhang stehen, geht das Geschehen der Abschlußstation des einen ab und an direkt in die Eingangsstation des nächsten Zyklus über. Inwiefern der Betrachter in solchen Situationen Grenzen zieht und zwei voneinander getrennte Zyklen postuliert bzw. *vice versa* die zur Diskussion stehenden Bildfolgen als Teile ein und desselben Zyklus auffaßt, kann nur anhand der aktuell vorliegenden Sequenzen erörtert werden.

Was das konkrete Beispiel des Programms des *K3=j-m-nfrt* und insbesondere die in ihm abgebildeten Vorgänge der Marschenwirtschaft betrifft (KMN.Abb. 5, 2), so können wir uns auf die Einsicht beschränken, daß es dem Grabherrn und späteren Kultempfänger augenscheinlich gelungen ist, einen eigenen Hege- und Fangbetrieb in den Dauersümpfen zu organisieren, aus dem Materialien für den Kult seiner verehrenden Erinnerung abgeführt werden konnten bzw. sollten. Hierzu rechnen vor allem Rind- und Geflügelfleisch; aber auch Fische werden zur Aufrechterhaltung der zahlreichen Betriebsabläufe eingesetzt, wenngleich sie während des eigentlichen Kultes in der Nekropole und im Grab keine Rolle spielen. Das großformatige Reiseszenarium der nördlichen Schmalwand, das in der Grundkonzeption der Marschenwirtschaft deren Zentrum besetzt, dokumentiert ungeachtet seiner Umarbeitung die persönliche Anwesenheit des Grabinhabers vor Ort. Diese begründet sich weniger in seinem Drang zur sportlichen Betätigung, wie das Bild des Hohen Herrn als Fisch- oder Vogeljäger gerne verstanden wird, als vielmehr in dem zentralen Akt der Kontrolle der Produktionsprozesse. Deren Abläufe waren vertraglich festgelegt worden und mußten zu gege-

bener Zeit überprüft werden, was u.a. durch einen persönlichen Besuch des Auftraggebers geschehen konnte.

Probleme der Forschung: Der Ackerbau

Auf ihr langen Rückkehr aus den Sümpfen am Rande des Flußtales begegnen die heimkehrenden Rinderhirten und Marschenarbeiter den Ackerbauern, die sich aufmachen, den trocken gefallen Boden der ausgedehnten Alluvialflächen in der Nähe ihrer Siedlungen für die anstehende Aussaat vorzubereiten. Diese Situation nutzte der Schreiber des *K3-j-m-nfirt*-Programms, um einen flüssigen Übergang zwischen der Wiedergabe von Marschenwirtschaft und Ackerbau zu konstruieren. So bedecken die fraglichen Bildsequenzen das oberste Register der langgestreckten Ostwand, das sich damit als einziger Bildstreifen über den Ausgangsdurchlaß hinwegzieht. Folgerichtig widmet sich der Themenblock des südlichen Teiles der Ostwand ausschließlich dem Ackerbau (KMN.Abb.3). In ebenso wohlinsichtiger wie unzweifelhafter Form kann der Leser die einzelnen Stationen des Wirtschaftszweiges von der Aussaat der Getreidekörner über das Absicheln und Ausraufen der Ähren und Halme bis hin zur Weiterverarbeitung und Endeinlagerung des geernteten Getreides nachverfolgen. Alle weiteren Informationen, die für das Verständnis der engeren Einbettung des Zyklus im Gesamtablauf des Programms sowie seinen „inneren“ Ablauf notwendig sind, wurden bereits oben gegeben.

Aufgrund der einfachen Struktur seiner Stationenfolge erwies sich der Ackerbau von Beginn der historischen Forschung an als ein besonders glücklicher Fall weniger für die Geschichte der epigraphen Programmatik selbst, als vielmehr für ihre Wahrnehmung seitens der Ägyptologie. Vornehmlich aufgrund des nicht unerheblichen Anteils an *eigener* Erfahrung auf Seiten des modernen Betrachters bestand niemals ein ernsthafter Zweifel an den „zyklischen“ Eigenheiten der Bildfolgen und ihrer Inhalte (Vandier 1978 / Harpur 1987: 157ff., 204ff.). Zunächst wird der Boden präpariert, dann werden die Körner ausgesät und ggf. eingetrampelt. Etwa drei bis vier Monate später steht die Ernte an, die mit Sichel durchgeführt wird, im Falle des Flachses aber durch Ausraufen mit bloßen Händen erfolgt. Sodann wird das Getreide gebündelt, mit Eseln zu den Tennen am Rande der Siedlungen gebracht, dort weiterverarbeitet und schließlich den Bäckereien und Brauereien zugeführt oder aber, nach den erforderlichen Mengenregistaturen, für die spätere Verwendung in Speichern eingelagert. Im Grunde sieht der Betrachter genau diesen Handlungsverlauf an der Ostwand des *K3-j-m-nfirt*-Programms (KMN.Abb.3).

So unzweifelhaft diese und ähnliche Ereignisstrukturen sind, so schwer tut sich die Forschung damit, die einsichtigen und leistungsfähigen Abbildungstechniken zu verallgemeinern. Noch 1987 formulierte Yvonne Harpur, eine der besten Kennerinnen der Grabdekorationen des Alten Reiches mit Blick auf die Bilder der Arbeiten in den Sümpfen:

(2) Alluvium (Ackerbau): Die Stationen des *K3-j-m-nfirt*-Programms

	Inspektion der Prozesse durch den Grabherrn
Aussaat:	[Schollenbrechen ?] [Aufpflügen des Bodens mit dem Rindergespann] Aussaat des Getreides Eintrampeln der Körner
Ernte:	Büschelweises Ausraufen der Flachshalme Büschelweises Absicheln der Getreidehalme (zwei Stationen) Drehen der Seile (zwei Stationen) Herantreiben der Eselherden Abtransport des Getreides
Auf der Tenne:	die Eselherde auf dem Dreschplatz Worfeln (zwei Stationen) Aufwerfen der Miete (zwei Stationen) Registratur (zwei Stationen) Einlagerung des Getreides

„*Though the scenes (i.e. the marsh scenes) ... are linked by their similar setting, very few of them are consistently joined to form a sequence like the various phases of agriculture*“ (Harpur 1987: 139). Aus methodologischer Sicht ist es aber genau dieser Sachverhalt, der mehr als irritiert, und der dem kritischen Betrachter die Frage aufzwingt, warum man eigentlich im Falle des Ackerbaus ein ebenso stringentes wie strikt verbindliches Abbildungsinstrument entwickelt und über Jahrhunderte hinweg erfolgreich zum Einsatz gebracht hat, während man bei anderen Themen wie z.B. den „Sumpf- und Marschenszenen“ gleichsam wahllos Situationen aus dem Vorbildgeschehen herausgriff, um die fraglichen Bildkompositionen hernach in einer anscheinend kaum nachvollziehbaren Ordnung als Bestandteile eines epigraphen Programmes aufzubauen.

Will man das Problem nicht völlig ignorieren und sich in seinen Erklärungsversuchen in den intellektuell zwar anspruchsvollen, wissenschaftlich aber kaum quantifizierbaren Vorlieben oder Eigenheiten künstlerischer oder spiritueller Individualität verlieren, so bleibt in methodischer Hinsicht vorerst nur ein grundsätzlicher Richtungswechsel. Wenn man anerkennt, daß das weit verbreitete und archäologisch *sehr gut* belegte Thema des Ackerbaus nach den verbindlichen Prinzipien der Zyklentechnik konzipiert, abgebildet und tradiert wurde, dann erscheint der Schluß nur konsequent, für *alle* Themen der epigraphen Programmatik vergleichbare Standards und Regeln anzunehmen, mithin die Zyklentechnik als ein allgemein verbindliches Prinzip derselben zu postulieren.

Mit dieser (bloß) methodischen Kehrtwende sei dem Leser mitnichten suggeriert, ihn erwarte von nun an die angenehme Liegestatt leichter Erklärbarkeit all dessen, was die epigraphe Programmatik des Alten Reiches für ihn bereithält. Ein nicht geringes

Anliegen dieser Zeilen ist es – ganz im Gegenteil – zu zeigen, daß sich hier dem Betrachter ein neues und z.T. bislang auch unbekanntes Untersuchungsfeld eröffnet, dessen historische Tiefe und Komplexität deutlich über das hinauszugehen scheint, was die Forschung den sog. Grabdekorationen des Alten Reiches bislang bereit war zuzutrauen. Auch wenn es den einen oder anderen Leser schmerzlich berühren wird, manche Sachthematik, die man bereits seit den verdienstvollen Veröffentlichungen von Luise Klebs 1915 im Grunde als verstanden und bekannt geglaubt hatte, neu aufrollen zu müssen – die größere Nähe, in die der neue Ansatz ihn an die altägyptische Wirklichkeit heranbringt, wird den Schmerz eventuell ein wenig lindern und die Bereitschaft steigern, das mühevoll Unterfangen anzugehen.

Listen und Registraturen: Die „Tierzählungen“

Von den Alluvialflächen des Ackerbaus ist es nicht weit zu den Siedlungen der Menschen, die stets auf überschwemmungssicheren Uferdämmen und sog. gaziras „Sandinseln“ angelegt waren. Auch der Themenblock des Ackerbaus, der im *K3=j-m-nfrt*-Programm ausgeführt wurde, stellt die räumliche Nähe beider Örtlichkeiten dar, wird doch gezeigt, wie man mit Hilfe von Eseln das abgeerntete und hernach zu mächtigen Bündeln zusammengefaßte Getreide zu den Tennen am Rande der Dörfer und Städte transportiert, um es hier weiterverarbeiten zu können. Über den Wandumbruch hinweg auf der südlichen Schmalwand folgt ein weiterer Bildkreis, dessen Geschehnisse gleichfalls in den Siedlungen zu lokalisieren ist, und dessen Thema für den Ablauf des geschilderten Gesamtbetriebes von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Gezeigt wird eine Registratur, in diesem Falle die von Rindern und Wildtieren (KMN.Abb.7).

(3) Siedlungen (Registraturen): Die Stationen des *K3=j-m-nfrt*-Programms

Inspektion der Prozesse durch den Grabherrn	
Der Weg zu den Städten (?):	Der Grabherr in der Sänfte
Auf den Weideplätzen (mDwt):	gepflockte Säbelantilope (zwei Motive)
	gepflockter Steinbock
	Bringen der Mendesantilope
	Bringen der Gazelle
	Bringen des Rindes (sechs Motive)
	Schreiber und Registraturkräfte (8 Figuren)

Der Ablauf der Motivfolgen rückt den Brennpunkt des Geschehens in den Mittelpunkt. Auf den Weiden (*mdwt*) am Rande der Siedlungen stehen die im Besitz des *K3-j-m-nfrt* befindlichen Rinder und Wildtiere. Ihre Mengen werden erfaßt und in Listen festgehalten. Bei der ikonographischen Wiedergabe geht es weniger um die in der Zeit ablaufenden Vorgänge als vielmehr um den Prozess an sich. Die einzelnen Motive wirken wie eine Liste der zur Erfassung anstehenden Tierarten, von denen jede einzelne mittels eines eigenen Motivs fixiert und überdies terminologisch als registriert (*rn*) ausgezeichnet wird. Die Frage, warum man im Falle der Säbelantilope zwei Motive, bei den Rindern sogar sechs Motive ausgeführt hat, sei vorerst ebenso unbeantwortet in den Raum der Diskussion geworfen wie das Problem der weiteren Anbindung des Themenblocks an benachbarte Bildzyklen. In diesem Zusammenhang sei das Augenmerk vielmehr auf die acht Schreiberfiguren gelenkt, die sich in den beiden oberen Registern der Bildfläche befinden. Ungeachtet der figürlichen Konstruktionen und ihrer Anordnungen, denen der Betrachter manch Interessantes wie Signifikantes zum Wesen altägyptischer Bildwelten entnehmen könnte, liegt der besondere Wert dieser Motive in einem Detail, das bei allzu flüchtigem Blick die Bedeutung vergessen läßt, die ihm für das Verständnis des Programms und des Zusammenhangs, in den dasselbe eingebettet ist, *de facto* zukommt. Gemeint sind die Schriftstücke und Listen, an denen die abgebildeten Schreiber so emsig zu arbeiten scheinen (KMN.Abb.7 oben).

Es wäre abwegig anzunehmen, die hier in der epigraphen Ausführung angedeuteten Listen wären rein virtuelle Konstrukte, denen keine wirklichen Akten und Schriftstücke gegenüberstehen würden. Die Listen des *K3-j-m-nfrt*-Programms sind eindeutige ikonographische Indikatoren für das Vorhandensein von Verwaltungsstrukturen, in die Grab und zugehöriger Kultbetrieb eingebunden sind. Solche Unterlagen und dem entsprechend ihre Wiedergabe im Bild machen nur dann einen Sinn, wenn sie an einem festen Ort zur weiteren Inaugenscheinnahme und ggf. auch Bearbeitung aufbewahrt werden können. Das wiederum bedeutet, es *müssen* entsprechende Archive existiert haben, die ihrerseits zu pflegen waren und eine *wiederholte* Benutzung dieser Listen ermöglichten. Der kundige Leser wird spüren, wie immens der Verlust ausfällt, den der Primärquellenbestand durch die Jahrhunderte und Jahrtausende

erlitten und den eine historische Interpretation auszugleichen hat. Die berühmten Abusir-Papyri aus dem Verwaltungsmilieu des Kultbetriebes des Königs Neferirkare vermitteln einen schwachen Eindruck von Art und Menge der in solchen Fällen gelisteten Materialien und der Komplexität der mit ihrer Verwendung verbundenen Tätigkeiten (Posener-Krieger 1976). Auch für das Grab und den Kulttrieb des *K3-j-m-nfrt* dürfte es in der Verwaltung der Residenznekropole Akten gegeben haben, in denen nicht nur die Angaben zur Identifizierung des Grabes und den mit ihm verbundenen Personenkreis, sondern auch die einsetzbaren bzw. einzusetzenden Materialbestände sowie die Art und Weise ihres Verbrauches gelistet waren. Mit den Schreiberfiguren der Südwand enthält das epigraphische Programm einen Hinweis auf die Entstehung dieser Akten, in denen in diesem Falle die Quantitäten bestimmter Tierarten festgehalten wurden. Der Dienst habende Priester vor Ort – vielleicht sollte man diesen umständehalber besser als Verwaltungsangestellten bezeichnen – wird immer gewußt haben, wie er diese Informationen zu deuten und ggf. einzusetzen hat, d.h. in welcher Dienststelle der Nekropolenverwaltung die Akten des *K3-j-m-nfrt*-Grabes aufbewahrt wurden und überprüft werden konnten.

Damit wird ansatzweise der informative Untergrund erkennbar, auf dem das epigraphische Programm aufbaut und ohne den es letztlich nicht „funktionieren“ kann. Für jedes Grab und jeden Kultbetrieb ist von einem Aktencorpus auszugehen, in dem man die zugrundeliegenden Vermögensverhältnisse festgehalten hatte und das aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nekropolenverwaltung aufbewahrt wurde. Auf diese Archivalien nehmen die Inhalte der epigraphen Programme Bezug, indem sie aus einzelnen Akten wahrscheinlich in Form von Auszügen bestimmte Punkte extrahieren. Deswegen können wir für *K3-j-m-nfrt* feststellen, daß zur Ausrichtung seines Kultbetriebes u.a. Säbelantilopen, Gazellen und Rinder verwendet wurden; daß in seinem Namen bei uns nicht näher bekannten Dörfern Ackerbau betrieben wurde, und daß gleichfalls in seinem Namen in bestimmten Sumpfreionen Männer zum Fisch- und Vogelfang sowie zur Rinderhaltung abgestellt waren. So wertvoll die Einsicht der Existenz dieser Akten für die Rolle der epigraphen Programme auf Anhub wirkt – so ernüchternd muß ihre generelle Einschätzung ausfallen. Denn letztlich bedeutet das,

daß ein epigraphes Programm „aus sich heraus“ nicht funktionieren kann und wahrscheinlich auch nur in den allerwenigsten Fällen wirklich „lesbar“ ist. Immerhin wird an diesem Punkt aber auch erklärlich, warum so viele Grabanlagen des Alten Reiches des Alten Ägypten, dem man doch eine so ausgesprochen starke „Ewigkeitsorientierung“ nachsagt, nach verhältnismäßig kurzer Zeit, d.h. bereits nach etwa drei bis vier Generationen, aufgelassen bzw. außer Betrieb genommen werden konnten: Die Aktenlage gab es nicht mehr her – anders formuliert: die Materialien waren erschöpft und die zugrundeliegenden Vermögenswerte verbraucht.

Die Themenblöcke von Registratur und Ackerbau, die bei *K3=j-m-nfrit* ausgeführt wurden, halten ein weiteres Detail bereit, dessen Beachtung das Verständnis der Aussage der epigraphen Programme nicht unwesentlich fördert. Oben war festgestellt worden, daß die figürliche Groß- und Kleinformatigkeit eine Technik zur Visualisierung der gegenseitigen Bezüglichkeit der verschiedenen Einheiten ist. Damit verbindet sich das epigraphische Element der Handlungsbeischrift an der großformatigen Figur des Kultempfängers, bei dem wir von den themenspezifischen Bestandteilen absehen und uns auf die vielfach in vergleichbarer Position befindliche Eingangswendung *m33* „Sehen“ beschränken. Die Tätigkeit des Sehens/Schauens, die dem hochherrschaftlichen Grabherrn zugesprochen wird, ist kein sich selbst genügender Akt, sondern bezieht ein Objekt der Betrachtung ein, das im Falle der epigraphen Programme auch stets abgebildet wurde. Der Blick des Kultempfängers geht auf die im direkten Bildanschluß gegebenen kleinformatigen Einheiten. *K3=j-m-nfrit* schaut also den Ackerbauern bei der Aussaat und der Ernte zu und nimmt in vergleichbarer Weise die Tierherden auf den Weiden am Rande der Siedlungen in Augenschein. Allenfalls stellt die Wendung *m33 zšw* ... „Schauen: die Schriftstücke ...“, die das Registraturzenarium der südlichen Schmalwand erläutert, den modernen Betrachter vor die erklärungs-technische Alternative, das Schauen auf die dargestellten Tierherden oder doch nur auf die bezüglichen Akten zu beziehen. Unabhängig von der Lösung dieses eher nebensächlichen Problems, lassen die Figuren der Schreiber einschließlich ihrer Utensilien erkennen, daß es sich bei dem „Schauen“ des *K3=j-m-nfrit* nicht um einen kontemplativen, schon gar nicht um einen

„ästhetischen“ Akt, sondern um einen Vorgang der Kontrolle handelt. *K3=j-m-nfrit* prüft die diversen Vorgänge einschließlich der zugehörigen „amtlichen“ Unterlagen – und die Ausführung der äquivalenten Motiv- und Szeneneinheiten im Ablauf eines epigraphen Programms dokumentiert, daß es mit den Schriftstücken und den in ihnen niedergelegten Abläufen, materiellen Quantitäten und personellen Zuständigkeiten seine Richtigkeit hat.

Diese engen Binnenverhältnisse zwischen den verschiedenen Einheiten eines Themenblocks sind ebenso fundamental wie – aus dem Blickwinkel eines altägyptischen Schreibers gesehen – trivial. Darin dürfte im wesentlichen der Grund zu sehen sein, warum erklärende Beischriften zum verwaltungstechnischen und juristischen Grundtenor der Epigraphik, so wünschenswert sie aus moderner Sicht auch wären, weitgehend unterbleiben. Wenn es dann doch einmal in einem vergleichbaren Kontext zu einem Schreiber heißt: *djt zšw r m33*, d.h. er übergebe die Schriftstücke an den ihm gegenüberstehenden Grabherrn zur Einsicht, und *vice versa* dessen Aktion als *m33 zšw* „Schauen: (eben) die (ihm übergebenen) Schriftstücke“ bezeichnet werden, dann dürfte selbst der moderne Leser ein Gespür dafür bekommen, wie banal eine solche Information in den Augen eines zeitgenössischen Schreibers oder Priesters gewirkt haben dürfte (Der Manuelian 1996). Die Wahrnehmung des anwesenden Grabherrn gilt immer der Überprüfung der jeweils stattfindenden bzw. abgebildeten Prozesse, auch wenn wie so oft der *t.t. m33* nicht explicit ausgeschrieben wurde. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum die Anwesenheit des hochherrschaftlichen Herrn in den Dauersümpfen, dargestellt an der nördlichen Schmalwand des Kultraumes (KMN.Abb.5), zuerst der Kontrolle der hier stattfindenden Wirtschaftsprozesse dient und nur beiläufig zu einer erholsamen Vogeljagd mit Wurfhölzern genutzt wird.

Trivialität der Wahrnehmungen: Der Ritualbetrieb

Der abschließende Bildkreis des Programms zeichnet sich zunächst durch die wesentlich größere Zahl tradierungswürdiger Etappen und Stationen als die vorhergehenden Zyklen aus. U.a. stellen Tier-schlachtungen eine wichtige Durchgangsstation im Zusammenhang der materiellen Kultvorbereitungen dar. In den Schlachthäusern der Nekropole wird das tierliche Material angeliefert, zerlegt und für die Ver-

wendung während der eigentlichen Ritualhandlungen in den Gräbern zubereitet. Die nördlichen Subbildfelder des Kultraumes zeigen nicht nur, wie Vertreter der verschiedenen Tierarten (Säbelantilope, Steinbock, Gazelle und Rind) zu diesem Zweck herangeführt (*jnt*), sondern auch, wie diese Tiere in einem späteren Vorgang getötet und nach vorgegebenen Regeln zerlegt (*stp*) werden. Nachdem diese Tätigkeiten zu Ende gebracht sind, bringen Männer die ausgelösten und gesäuberten Teile der Tiere (*stpt*) zu den Stellen des Endverbrauchs, in diesem Falle in das Grab und zur Kultstelle des *K3=j-m-nfrt*.

Nicht sehr viel anders wird mit Back- und Trankwaren, Früchten, Gemüse und anderen Verbrauchsmaterialien verfahren, die für den Ablauf des Kultbetriebes der Anlage vorgesehen sind. Auch diese werden angeliefert und in Vorrathäusern zwischengelagert. Eine eigene Zubereitung, die bei den

verschiedenen Tierarten vornehmlich aus Konservierungsgründen notwendig ist, ist in diesem Falle nicht notwendig und entfällt. Bei Bedarf werden die angeforderten Materialien den Vorrathäusern entnommen und zum Kultraum als Endverbrauchsstelle getragen. Der moderne Betrachter mag allenfalls in der Frage schwanken, ob das umfangreichen Gabenensemble, das den linken Teil der Westwand beansprucht, einen Blick in die Vorratsräume des *K3=j-m-nfrt* gewährt, oder aber nicht doch die für den letztlichen Verbrauch bestimmten Produkte, die man am Eingang des Grabes bzw. vor der Kultstelle aufgestellt hatte.

Im Grunde ist das Programm des *K3=j-m-nfrt* sehr einfach angelegt und übersichtlich strukturiert. Dennoch dokumentiert es die hohe Leistungsfähigkeit des Instrumentes der Zyklentechnik, aber auch die Komplexität der Problemstellungen, die sich hier

(4/5) Residenz und Nekropole (Kultbetrieb): Die Stationen des *K3=j-m-nfrt*-Programms

Der Weg zur Nekropole (?):	Der Grabherr in der Sänfte
Auf dem Weg zum Schlachthof: bzw. Vorrathäusern	Bringen der Vögel (vier Figuren) Bringen des Rindes (zwei Motive) Bringen der Gazelle Bringen der Säbelantilope Bringen des Steinbocks Bringen der Backwaren (Brote, Kuchen ...) Bringen der Trankwaren (Wasser, Wein, Bier ...) ...
Im Schlachthof:	Vogelliste das Schärpen des Messers (vor der Schlachtung) das Auslösen des Hinterlaufes (der Säbelantilope) das Auslösen des linken Vorderlaufes (des Rindes) das Auslösen des rechten Vorderlaufes (des Rindes ?)
Auf dem Weg zum Grab:	Bringen der (zubereiteten) Vögel Bringen des Jungtieres Bringen des linken Vorderlaufes (des Rindes) Bringen des rechten Vorderlaufes (des Rindes) Bringen des linken Vorderlaufes (der Säbelantilope) ... Bringen des (Brust)kastens Bringen des Herzens ... Bringen der Lotosblüten Bringen der Backwaren ...
Betrieb an der Kultstelle:	Gabenensemble Opferliste

dem modernen Betrachter entgegenwerfen. Allein die Behandlung eines einzigen Zyklus kann den Umfang einer längeren Monographie beanspruchen (z.B. Vandier 1978 / Herb 2001), ohne daß die Gewähr gegeben wäre, alle notwendigen Fragestellungen wirklich erschöpfend und abschließend behandelt zu haben. Die Zyklientechnik wirft mehrere grundsätzliche Problemstellungen auf, mit denen sich der Leser auseinandersetzen muß, und die ihn tief in ein Spannungsfeld zwingen, das durch die Pole von „Realität“, „Wahrnehmung“ und „Überlieferung“ erzeugt wird. Sie konfrontiert ihn mit einer spezifisch ägyptischen Realitätswahrnehmung, die mehrere Selektionsstufen durchläuft, bis sie letztlich jene tradierungsfähige Endfassung erreicht, die ihm die epigraphische Programmatik und u.a. auch das Programm des *K3-j-m-nfrt* vor Augen führt.

Einmal mehr ist es der Standpunkt des Betrachters, der maßgeblich darüber entscheidet, was wahrnehmungs- und überlieferungswert ist. Nur in seltenen Fällen stimmen der antike Mensch und sein modernes *pendant* in dieser Frage überein. Es ist ein allzu häufig übersehenes Faktum, daß gerade dieses Verhältnis zwischen den Wahrnehmungen der unterschiedlichen Epochen die historische Darstellung nachdrücklich – und ab und an nicht unbedingt zum Vorteil beeinflußt hat. Einen Wert überliefert zu werden, hat im Grunde nur das, was typisch ist, da es immer wieder geschieht. Tradierungswürdig erscheint aber stets auch das, was einzigartig ist, weil es sich aufgrund seiner besonderen Eigenschaft aus dem Typischen oder Üblichen heraushebt. In diesem Spannungsfeld sucht der moderne Betrachter immer wieder nach Anhaltspunkten zur sicheren Aufhängung seines Verständnisses – und verzweifelt doch oft am Mangel notwendiger Informationen, die ihm der antike Berichterstatter aus Gründen einer von ihm empfundenen Trivialität vorenthält. In dieser Situation konnte sich da so mancher Betrachter der Versuchung des Rückgriffs auf imaginäre, ja phantastische Welten und Konstrukte, die für das Alte Ägypten so charakteristisch zu sein scheinen, nicht entziehen – um den Preis, auf diese Weise *alles*, und damit *gar nichts* erklärt zu haben.

Ereignishorizonte:

Das Programm des *K3-j-h3p: Tj-jkr*

Der Datenträger: Die Architektur des Grabes

Etwa 400km südlich der Residenzstadt des Alten Reiches, Memphis, und ihren ausgedehnten Nekropolen auf dem westlichen Nilufer liegt *Jpw* „Akhmim“, die Hauptstadt von *Hnt-Mnw*, dem neunten Gau Oberägyptens. Für die Nekropolen der auf dem Ostufer gelegenen Stadt nutzte man die Hanglagen des östlichen Talrandes. In einer Entfernung von etwa 6 km nordwärts entstand der kleine Friedhof von Es-Salamuni; ca. 7 km in nordöstlicher Richtung der Hauptstadt wurde die wesentlich größere Nekropole von El-Hawawisch gegründet (Kanawati 1980: Abb. 1 / Kanawati 1992: Abb. 12).

Im Gegensatz zur Situation des *K3-j-m-nfrt*-Grabes sind sowohl die Lage als auch der engere archäologische Zusammenhang des Komplexes des *K3-j-h3p: Tj-jkr* gesichert. Die Gräber der Nekropole sind in die Felsabhänge des östlichen Wüstenrandes eingebaut (Kanawati 1992: Tf. 6-8, Abb. 12ff.). Das Grab des *K3-j-h3p: Tj-jkr* (El-Hawawisch H.26, Kanawati) befindet sich in einem verhältnismäßig hoch und damit exponiert gelegenen Abschnitt. Die Längsachse der Gesamtanlage verläuft unter Berücksichtigung eines Versatzes von etwa 45° in nord-/südlicher Richtung. Am Eingang des Grabes stehend geht der Blick des Betrachters gen Nordwesten in Richtung Nil und die am Horizont gelegene Residenzstadt *Jpw* „Akhmim“ (Kanawati 1980: 14-15 / Kanawati 1992: Abb. 15, Tf. 6-8 / Vgl. auch Kanawati & Scannell 1988: 41, 44-45, 48-49).

Die Anlage des *K3-j-h3p: Tj-jkr* wurde als Felsgrab geplant und entsprechend baulich ausgeführt. Ihre Architektur weist die üblichen Bestandteile mit Eingangs-, Kult- und Bestattungsbereich auf (KH.Abb.1). Der Zugang erfolgt über einen langgestreckten offenen Vorhof, der von Süden kommend direkt in einen abgedeckten Portikus überleitet. Hinter der Eingangstüre zu den inneren Räumlichkeiten und dem kurzen Torweg erstreckt sich der aus zwei Einheiten bestehende Kultbereich. Zunächst betritt der Besucher eine große Halle, deren Längsachse gegenüber der Gesamtausrichtung des Grabes um 90° gedreht ist und in *vorgestellter* ost-/westlicher Richtung verläuft. Eine vierteilige Pfeilerstellung betont die Ausrichtung dieser „Querhalle“. In ihrer nordöstlichen Ecke geht ein Nebenraum ab, dessen Lage die

Westausrichtung der Scheintüre und der davorliegenden Kultstelle ermöglicht. Aufgrund der Existenz der in der Westwand angelegten Scheintüre wird diese Einheit als „Kultraum“ („shrine“, Kanawati) bezeichnet, obgleich Teile des hierher gehörigen epigraphen Programms nachweisbar in die Querhalle ausgreifen. Der Grundriß des Grabes und die Ausrichtung der Raumeinheiten einschließlich der Position der reliefierten Scheintüre geben einen Hinweis auf die Motivation zur Wahl des Baugrundes. Der Südhang, in den man die Anlage hineingetrieben hatte, sollte augenscheinlich den baulichen Aufwand minimieren, der erforderlich war, um einen „nach Westen“ weisenden Durchgang der Scheintüre zu ermöglichen. Diese Verhältnisse treffen im Groben und Ganzen auch für die übrigen Anlagen der kleinen Gräbergruppe (El-Hawawisch H.24-27, Kanawati) zu, der *K3-j-h3p: Ttj-jkr* angehört (Kanawati 1980: 14-15 / Kanawati 1992: Abb. 15).

Der Abgang zum Schacht und zur unterirdischen Bestattungskammer wurde in die direkte Verlängerung des Eingangs gelegt und befindet sich zwischen den beiden Mittelpfeilern der Halle. Der Schacht selbst verfügt über einen Abschrägungswinkel von ca. 45°. Er nimmt die Längsachse von Vorhof, Portikus und Torweg auf und führt ohne Richtungsänderung geradewegs zur Sargkammer, so daß diese entsprechend den allgemeinen Vorgaben des fune­rären Baukonzeptes sowohl unterhalb als auch hinter der Scheintüre positioniert ist. Mit diesem Aufbau zeigt das Felsgrab des *K3-j-h3p: Ttj-jkr* die in der fune­rären Architektur des Alten Reiches ebenso notwendigen wie üblichen Baueinheiten und stellt insofern keine Besonderheit dar (Kanawati 1980: 16, Abb. 5).

Angesichts der Hangsituation, in den der betreffende Abschnitt der Nekropole eingebettet ist, weist der Vorhof, der das Grab des *K3-j-h3p: Ttj-jkr* einleitet, die beachtliche Länge von 5,05 m auf (Kanawati 1980: 15). Der Grund hierfür dürfte einmal mehr baulicher Natur sein. Denn nur unter Erzeugung der Längenerstreckung war es möglich, innerhalb des anstehenden Felsens die erforderliche Tiefe für die groß dimensionierte Hallen- bzw. Kultraumkonstruktion zu erreichen. Über die Wegesituation, die ihrerseits dem Vorhof vorgelagert war sowie einen möglichen Aufweg, der zur Nekropole und zum Grab selbst führen würde, wissen wir nichts, wie überhaupt Lage und Architektur der für den Gesamtbetrieb der Nekropole erforderlichen Zusatzeinrichtungen (u.a.

Verwaltungs-, Vorrats- und Schlachthäuser) unbekannt sind. Nach Norden hin, d.h. in Richtung auf den Eingang zum Kultraum, wurde der Vorhof durch zwei leicht versetzt zueinander stehende Pfeiler abgegrenzt, deren Linie ihrerseits von flachen Pilastern an beiden Seitenwänden aufgenommen wurde. Die Fläche zwischen den beiden Pfeilern, die als Wegevorgabe fungiert, orientiert sich an der Längsachse des Hofes und ist auf die Eingangsöffnung des Grabes, d.h. seine Türe, ausgerichtet. Gründe für den erwähnten Pfeilerversatz, der sich auf etwa 20 cm beläuft, sind nicht erkennbar. Vielleicht spielt an diesem Punkt die heterogene Qualität des Gesteins, die auch in anderen Bereichen, vor allem an der Westwand der Querhalle, die bauliche Ausführung des Grabes beeinflußte, eine gewisse Rolle (Kanawati 1980: 15-16). Die Pfeilerstellungen, deren Seiten einheitlich 85 cm betragen, und die auf eine Höhe von 3,65 m kommen, wurden wie auch die darüberliegenden architravähnlichen Elemente aus dem anstehenden Felsen herausmodelliert. Sie erfüllen damit, zumindest in baulicher Hinsicht, keine tragende Funktion, sind also Pseudo-Pfeiler bzw. Pseudo-Architrave. Bilder und Inschriften sind in diesen vorderen Bereichen des Grabes nicht vorhanden.

Der anschließende Portikus nimmt die Maß- und Wegevorgaben des Vorhofes auf. Bei einer Breite von etwa 5 m erreicht die durch den stehengelassenen Fels abgedeckte, nach Süden hin offene Halle eine Länge von 3,70 m. Ihre nördliche Längswand, d.h. die Rückwand, umschließt die Eingangsöffnung mit dem kurzen Tiefgang zum Inneren des Grabes und bildet sozusagen dessen Fassade. Wie für die Konstruktion eines vorgabengerechten Eingangs in einen abgedeckten Kultbereich erforderlich, haben die Wände beiderseits der Durchgangsöffnung die gleiche Länge. Eingang und Torweg wurden also exakt auf die Mitte der Fassade ausgerichtet. Hier im direkten Umfeld des Eingangs sind, wenn auch sehr fragmentarisch, die ersten Texte und figürlichen Darstellungen des Grabes des *K3-j-h3p: Ttj-jkr* zu finden. Die Inhalte der wenigen, noch vorhandenen Fragmente weisen auf eine typische Eingangsdekoration hin, so daß im Umkehrschluß für die übrigen Bereiche des Portikus und des ihm vorgelagerten Vorhofes eine epigraphische Ausstattung mit direktem Bezug zum Grab und zu seinem Kultempfänger geschlossen werden kann.

Unmittelbar vor den Seitenwänden von Portikus und Vorhof deckte man insgesamt sechs Bestattungskammern auf, von denen wiederum vier zusätzlich durch eigene Scheintüren als Kultstellen markiert worden waren (KH.Abb.1 / Kanawati 1980: 17, Abb. 6). Auch wenn geringfügig vorhandene Stuckfragmente auf eine Belegung mit Inschriften und Bildern hindeuten, so sprechen vor allem die Lage der kleinen Kammern in den Eingangsbereichen des Gesamtkomplexes sowie die zurückhaltenden Ausstattungen dafür, daß es sich um Sekundärbestattungen handelt, die zu einem nicht näher einzugrenzenden, eventuell deutlich späteren Zeitpunkt installiert wurden. Diese Einrichtungen tangieren die ursprüngliche Konzeption des Grabes einschließlich des in ihm ablaufenden Kultbetriebes nicht und können deswegen aus der weiteren Interpretation des epigraphen Programms herausgenommen werden.

Der Eingang in die geschlossenen Bereiche der Anlage erfolgt über einen kurzen Torweg von 112 cm Länge bei einer Breite von 95 cm sowie einer Höhe von 287 cm. Erwartungsgemäß wurde aus der Decke des Torweges der Rundstab herausgearbeitet. Die stark angegriffene Oberfläche trägt, so weit noch erkennbar, eine auf die Person des $K^3-j-h^3p: T^tj-jkr$ lautende Titelfolge mit dem notwendigen abschließenden Namensereis (Kanawati 1980: 19). Die Seitenwände des Torweges sind dagegen anepigraph.

Auf welche Weise Torweg und Kultraum nach außen verschließbar waren, ist dem archäologischen Befund nicht zu entnehmen. Das Vorhandensein einer Türe oder einer türähnlichen Konstruktion muß aber für das Verständnis der Abläufe des posthumen Kultbetriebes angenommen werden. Der Durchgang vom Portikus in die Querhalle wird an seinem nördlichen Ende durch eine einfache Aufwärtsstufe abgeschlossen. Diese führt unmittelbar in einen 1,30 x 2,15 m umfassenden Vorbereich hinauf, von dem aus erneut eine Stufe in die umliegenden Bereiche der Querhalle weiterleitet. Das angesprochene „Vestibule“ (Kanawati) wird ausschließlich durch ein einstufig abgesenktes Bodenniveau erzeugt. Eine eigenständige räumliche Einheit bildet es nicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach hängt seine Funktion mit dem Schachtabgang in die unterirdischen Bereiche zusammen, da man diesen im direkten räumlichen Anschluß eingebaut hatte (Kanawati 1980: 16).

Das Fußbodenniveau im weiteren Bereich der Querhalle liegt um etwa 35 cm höher als das des sog.

Vestibuls. Die Längsachse ist gegenüber Vorhof, Porticus und Eingang um exakt 90° gedreht. Sie verläuft in *vorgestellter* Ost-/West-Richtung und wird zusätzlich durch eine vierteilige Pfeilerstellung betont. Die Halle selbst besitzt einen annähernd rechteckigen Grundriß, der nur im Bereich der westlichen Seitenwand durch einen etwa 20 cm tiefen Felsriß gestört wird. Die Grundmaße des Raumes betragen 8,85 m an der nördlichen, 7,55 m an der südlichen sowie 5,75 m an der östlichen und letztlich 5,64m an der westlichen Seitenwand. Ost- und Westwand fungieren also als Längswände, die beiden übrigen dagegen als Schmalwände. Die Flächen des allseitig vorgeglätteten Felsens wurden durchgängig mit einer Verputzschicht überzogen, auf die man hernach die eigentliche epigraphische Ausstattung in Form von Wandmalereien auftrug (Kanawati 1980: 17 / Kanawati & Scannell 1988: 10, 55, 57, 59, 60 seitenverkehrt, 63, 64-68). Der gesamte Raum ist rundum epigraph ausgestattet.

Die Architektur der Decke, die die beachtliche Höhe von 300 cm erreicht, wird durch eine vierteilige Pfeilerreihe gegliedert. Ähnlich wie schon im Falle von Vorhof und Porticus werden zwei frei stehende Pfeiler durch je einen Pilaster an der westlichen bzw. östlichen Seitenwand ergänzt. Pfeiler und Pilaster verjüngen sich nach oben hin merklich. Im Deckenbereich verläuft ein durchgehender Architrav, der wie auch die Pfeiler aus dem Fels „stehengelassen“ wurde und somit keine bauliche Funktion erfüllt. Die enormen Seitenmaße der Pfeiler und Pilaster, die zwischen 95 cm und 107 cm schwanken, unterstreichen die raumtrennende Wirkung dieser Einheiten. Obwohl alle Pfeiler- bzw. Pilasterflächen mit Verputz überzogen sind, wurden bei den beiden frei konstruierten Pfeilern im Zentrum des Raumes jeweils nur drei Seiten für die epigraphische Ausstattung genutzt. Im Falle des aufliegenden Architravs trägt nur die nach außen, d.h. nach Westen, gerichtete Fläche Inschriften; die nach innen gewandte Seite dagegen ist bezeichnenderweise anepigraph (vgl. Kanawati 1980: 27-28).

Der Nebenraum, der von der nordöstlichen Ecke der Querhalle abgeht, erreicht mit 3,50 x 2,24 m gleichfalls beachtliche Maße, so daß unter rein baulichen Gesichtspunkten auch er als eigenständige architektonische Einheit zu werten ist (Kanawati 1980: 16, 29). Damit geht zusammen, daß man den Zugang mit Türpfosten, Architrav und Rundstab aus-

stattete, wenngleich nicht erkennbar wird, wie man den Raum auf einer Länge von 2,24 m mit einer Türe hätte verschließen können. Wie die Wände der Halle, so wurden auch die des Seitenraumes rundum mit Verputz belegt, der als Grundlage für die in Maltechnik aufzubringende epigraphische Ausstattung diente. Im rechten, d.h. nördlichen, Teil der Westwand installierte man eine die gesamte Höhe des Raumes einnehmende Scheintüre. Im Unterschied zur übrigen Ausstattung wurde in diesem Falle neben der Mal- auch Relieftchnik eingesetzt, was die Bedeutung der Einheit augenfällig unterstreicht. Einmal mehr läßt die Verfahrensweise an diesem Punkt die enge Verzahnung von baulicher und epigraphischer Ausstattung erkennen. Der Einsatz der Relieftchnik deutet darauf hin, daß man bei der Durchführung des Bauvorhabens die Räume mit direktem Ziel auf die (zu platzierende) Scheintüre „ausgrub“ bzw. die epigraphische Ausstattung um eine bereits vorhandene Scheintüre „herumführte“. Die am Boden befindlichen, aus dem Fels herausgeschnittenen Ausstattungsreste, die sich unmittelbar vor der Scheintüre erhalten haben, können einer Opferplatte zugewiesen werden, die man aus dem anstehenden Felsen herausgeschnitten hatte, und die eventuell beim Versuch der Einbringung eines Plünderungsschachtes zerstört wurde (Kanawati 1980: 16).⁶

Das Bodenniveau des Neben- bzw. Kultraumes ist gegenüber der davorliegenden Querhalle noch einmal um 15 cm erhöht, so daß sich am Übergang zwischen beiden Bereichen eine weitere Stufe befindet. Der Besucher überwindet also auf seinem Weg vom Vorhof bis zur Kultstelle insgesamt drei Stufen: vom Torweg zum sog. Vestibule, von diesem wiederum in die Querhalle und letztlich noch einmal in den Kultraum mit der Scheintüre (KH.Abb.1). Inwieweit ideelle Motive für das allmähliche Ansteigen des Bodenniveaus innerhalb der gesamten Anlage in Frage kommen, ist nicht erkennbar. Wahrscheinlich entschied man sich zu dieser Vorgehensweise, um

6 Direkt vor der Kultstelle befindet sich der Abgang zu einem etwa 10,5m langen Schacht, der nicht vollständig untersucht wurde, und dessen Funktion nicht mit letzter Sicherheit zu erklären ist. Es könnte sich um einen Schacht handeln, der aufgrund einer problematischen Bausituation im Bereich des Nebenraumes und der Scheintüre zugunsten des Schachtabganges der Querhalle aufgegeben werden mußte. Möglicherweise ist es aber auch ein sog. Grabräuberschacht, der dann für die Beurteilung des Grabkonzeptes irrelevant wäre (Kanawati 1980: 16-17).

das nicht unerhebliche Bauvolumen, das das Grab letztlich darstellte, auf ein erträgliches Maß zu reduzieren.

Wie bei der Felsgrabbauweise üblich, mußte die Lage des Abganges zur Sargkammer im Bereich der oberirdischen Räumlichkeiten angelegt werden. Man positionierte die Zugangsöffnung zum Schacht in die Verlängerung des Torweges im unmittelbaren Anschluß an die Bodensenke des sog. Vestibuls. Von hier aus führt der in einer Abwinkelung von ca. 45° verlaufende Schacht geradewegs zur Sargkammer, deren beachtliche Maße von 4,10 x 3,50 m die Einbringung eines zweiten Sarges nicht völlig unmöglich erscheinen läßt. Allerdings war die Kammer bei der archäologischen Aufnahme Ende der 1970er Jahre bereits leergeräumt. Nur wenige Gefäßfragmente konnten in der in der Südwestecke angelegten Seitennische noch geborgen und dokumentiert werden (Kanawati 1980: 16, 32-33, Abb. 25). Inwieweit der im Ägyptischen Museum Kairo befindliche Holzsarg (CG 28020), der aus El-Hawawisch stammt, und dessen Namensnennungen auf einen *Tj-jkr* lauten, dem Grabherrn der Anlage zuzuweisen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden (Kanawati 1980: 16, 36 / Id. 1988: 26 / Id. 1989: 61).

Trotz dieses nüchternen Befundes lassen sich einige Rückschlüsse ziehen, die der anstehenden Interpretation des epigraphischen Programms zugute kommen werden. Wenn man tatsächlich von der Existenz einer zweiten Bestattung ausgehen möchte, dann ergibt sich zwangsläufig die Frage nach dem Zeitpunkt der Einbringung des zweiten Sarges in die unterirdische Felskammer. Da jeder Schacht nach der Bestattung komplett verfüllt wurde, hätte man also im fraglichen Falle zwei Säрге gleichzeitig in der Kammer deponieren müssen. Unangesehen der Durchführbarkeit der anzusetzenden Transporte, die ohne weiteres hätten realisiert werden können, erscheint die Vorstellung von einer „Doppelbestattung“ doch etwas merkwürdig, da nun einmal *a priori* die menschliche Sterblichkeit nicht in der Weise planbar ist wie die Architektur eines Gebäudes oder Grabes. Aus eben diesem Grund legte man in der fune-rären Architektur des Alten Reiches auch für *jeden* Bestattungsfall einen *eigenen* Bestattungsbereich, bestehend aus Schacht und Sargkammer, an. Das Gedankenspiel sei an dieser Stelle nicht weiter vorangetrieben, da der archäologische Befund im Falle der Hauptbestattung der Anlage des *K3-j-h3p: Tj-jkr* trotz

aller Spärlichkeit hinreichende Sicherheit gewährt. In der westlichen Hälfte der Sargkammer existiert nämlich eine große rechteckige Vertiefung mit den Außenmaßen 2,70 x 1,15m. Ohne Zweifel diente sie der Einbringung und Fixierung des heute nicht mehr vorhandenen Sarkophages bzw. Sarges (Kanawati 1980: 16). Im Grundkonzept der Anlage war also nur eine einzige Bestattung vorgesehen, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch ausgeführt wurde. Im epigraphen Programm der oberirdischen Bereiche müßte dieser Sachverhalt in welcher Weise auch immer einen Niederschlag finden, wenn man demselben einen historischen Aussagewert zuschreiben möchte, d.h. das epigraphische Programm der oberirdischen Bereiche tradiert mit der Person des *K3=j-h3p: Ttj-jkr* nur einen einzigen Kultempfänger.

Die Überschrift:

Die epigraphische Ausstattung des Eingangs

Was die epigraphische Ausstattung des Eingangs betrifft, so bringt uns das Programm des *K3=j-h3p: Ttj-jkr* wie schon im Falle des archäologischen Zusammenhangs und der unterirdischen Bereiche ein Stück über *K3=j-m-nfrt* hinaus. Die inneren Bereiche des Grabes werden durch einen Portikus abgedeckt. Dessen etwa 5 m breite Rückwand, die gleichzeitig als Fassade fungiert, blieb weitgehend undekoriert. Epigraphische Ausstattungselemente befanden sich dagegen auf allen Einheiten, die in baulicher Hinsicht den eigentlichen Eingang bilden, d.h. auf dem Architrav über der Öffnung des Durchgangs ins Innere sowie auf den Wandflächen beiderseits desselben (KH.Abb.2 / Kanawati 1980: 17-19).

Der Erhaltungszustand der Malereien des Architravs ist verhältnismäßig gut. Dies steht möglicherweise mit den räumlichen Verhältnissen im Zusammenhang, da die oberen Bereiche der Fassade durch die Decke des Portikus vor direktem Lichteinfall geschützt waren. Die übrigen Bestandteile der Eingangsausstattung sind dagegen stark beschädigt. Im Zentrum der Architravausstattung steht eine Folge von insgesamt sieben Ölgefäßen. Unterhalb haben sich die Eingangswendungen einer *htp-dj-nswt*-Formel erhalten, wobei die Längenausdehnungen beider Einheiten sorgsam aufeinander abgestimmt sind (vgl. KH.Abb.2). Links und rechts schließen sich jeweils vierteilige Figurenfolgen an, die den Grabherrn *K3=j-h3p: Ttj-jkr* bzw. seine Ehefrau *Rst* repräsentieren. Jede Figur ist hierbei mit einer

eigenen Titelfolge nebst abschließendem Namen serweis versehen. Eine gewisse Gewichtung erhält die gesamte Figurenreihe durch die Anzahl der jeweils abgebildeten Personen: Während *K3=j-h3p: Ttj-jkr* insgesamt sieben Mal dargestellt ist, wird seiner Frau *Rst* nur eine einzige Figur zugewiesen.

Positionierung und gegenseitige Ausrichtung von Gefäßeliste und *htp-dj-nswt*-Formel geben Anlaß zu der Vermutung, daß sie in einem direkten inhaltlichen Zusammenhang stehen. Eventuell liegt ein gegenseitiges Determinierungsverhältnis vor. D.h. entweder deuten die Ölgefäße den Inhalt der durch die *htp-dj-nswt*-Formel eingeleiteten Titelfolgen visuell aus, oder die Formeln fungieren vice versa als erläuternde Beischriften zu den sieben nebeneinander stehenden Ölgefäßen. Im Verbund miteinander erfüllen beide Einheiten die Funktion einer Überschrift bzw. eines Listentitels zu den Figuren des *K3=j-h3p: Ttj-jkr* und möglicherweise auch seiner Ehefrau *Rst*. Leider sind die wichtigen Inschriftzeilen direkt über den figürlichen Darstellungen des Grabherrn und seiner Frau nur in geringen Stücken erhalten, so daß eine Rekonstruktion notwendig wird. Hierzu werden die korrespondierenden *htp-dj-nswt*-Formeln von der äußeren Architravfläche der Querhalle in die angesprochenen Lücken der Eingangsausstattung übertragen, so daß sich das nachfolgende Textbild ergibt (KH.Abb. 2, KH.Abb.9):

htp-dj-nswt dj-Jnpw tpj dw=f jmj-wt nb t3-dsr prt-hrw n=f
 [prt-hrw n=f m jz=f n hrt-ntr] *krs.tw=f nfr m jz=f n hrt-ntr*
sd3wt- bjt Ttj-jkr h3tj-^c smr w^cr Ttj
h3tj-^c smr w^cr Ttj sd3wt- bjt Ttj
jmj-r3 hm-ntr sm3 Mnw Ttj jmj-r3 [... Ttj]
hmt-f mrf[=f Rst] hrj-tp 3 n Hnt-Mnw Ttj

[...] markiert zerstörte Bereiche. – Analog der Inschrift des Architravs im Innenraum der Halle könnte in der Zwischenüberschrift der linken Spalte m zmjt jmnt hinzugefügt werden.

Vor Betreten der Innenräume erhält der Besucher damit die folgenden Informationen bzgl. des Grabes, in dessen Porticus er steht. Es gibt einen Kultempfänger namens *K3=j-h3p: Ttj-jkr*; eine vorerst nicht näher zu bestimmende Rolle spielt dessen Ehefrau *Rst*, die entweder gleichfalls als Kultempfängerin oder aber als Absenderin der rituellen Verehrungsbotschaften auftritt. Von göttlicher wie auch königlicher Seite ist *K3=j-h3p: Ttj-jkr* das Recht auf posthume

Verehrung (*pṛt-hrw*) und Bestattung (*krst*) zugesprochen worden. Den Leser mag die vorgeschlagene Wiederholung der Wendung *pṛt-hrw n=f* in der Zwischenüberschrift der rechten Figurenfolge (hier links positioniert) irritieren. Doch ist sie wohl begründet, fungiert sie doch als sog. *incipit* der sich anschließenden Figuren- bzw. Namensfolge und leitet ihn sicher durch die Lektüre der epigraphen Einheiten. Diese beginnt mit dem im Zentrum des Eingangs befindlichen *hṭp-dj-nswt ...*, setzt sich, wie das fragliche *incipit* angibt, bei der Figurenfolge des rechten Anschlusses (*pṛt-hrw n=f*) fort, um schließlich in die linke Spalte überzuwechseln und mit dem Nachweis des Bestattungsrechtes (*krst*) zu enden. Durch diesen Textverlauf wird zudem erklärlich, warum der Name des genannten Rechteinhabers nur ein einziges Mal *Ttj-jkr* lautet, ansonsten aber in der verkürzten Form *Ttj* gegeben wird. In der Listenschreibweise reicht es zur Festlegung der personellen Identität aus, die vollständige Namensform ein einziges Mal und überdies am Beginn der Liste anzugeben; für alle übrigen Stellen reicht ein eindeutiger Querververweis:

Ttj-jkr
= *Ttj*

Im weiteren Verlauf unserer Ausführungen werden wir dieser Praxis folgen und anstelle des vollständigen Namens *K3-j-h3p: Ttj-jkr*, den der Grabherr und Kultempfänger trägt, die Kurzform *Ttj* verwenden, wohl wissend, daß damit im engeren Kontext des Grabes und seiner epigraphen Ausstattung eine eindeutige Festlegung seiner personellen Identität gewährleistet ist.

Welche Rolle die Ehefrau namens *Rst* im Ablauf des Kultbetriebes spielte, können wir aufgrund der dürftigen Datenlage nicht erkennen. Neben der eben besprochenen Stelle wird sie noch zwei weitere Male im Ablauf des Programmes abgebildet, und zwar in der großformatigen Fischjagdscene der Südwand der Querhalle (KH.Abb.3 links) sowie der Ausstattung des Durchgangs zum sog. „shrine“ (KH.Abb.5 rechts). Dennoch verdient ein scheinbar nebensächliches Detail besondere Erwähnung. Wie sich aus der Architektur ergibt, wurde in diesem Grab nur die Bestattung des *Ttj* durchgeführt. Es dürfte mithin weder Willkür noch Zufall sein, daß die Angaben zur Ehefrau im Zusammenhang des Betriebes der kultischen Verehrung gelistet sind, nicht aber bei der Bestattung. Durchaus ist nicht auszuschließen, daß

man im Umfeld des Kultbetriebes für *Ttj* zusätzlich ein Segment für seine Ehefrau *Rst* eingerichtet hatte, so daß ihr gleichfalls, wenn auch in deutlich geringerem Maße, verehrende Erinnerung zuteil wurde. Eine eigene Kultstelle im Bereich der inneren Raumeinheiten existierte indes nachweislich nicht. Deswegen erscheint es wahrscheinlicher, daß *Rst* aktiv an der Einrichtung und Durchführung des Kultbetriebes ihres Ehemannes beteiligt war, ohne selbst gleichzeitig entsprechende Verehrung zu erhalten. Was der Leser letztlich aus dem gesamten Befund für sich herauszieht und in welche Richtung er argumentiert, das bleibe ihm vorerst selbst überlassen.

Gefäßeliste und *hṭp-dj-nswt*-Formeln erscheinen an weiteren Stellen des Programms. Weitere Figurenfolgen mit versiegelten Ölgefäßen befinden sich im Zentrum der südlichen Längswand der Halle, d.h. direkt über dem Ausgangsdurchlaß (vgl. KH.Abb.3), sowie als Seitenleiste am linken Rand der Scheintüre (vgl. KH.Abb.10). Warum im Falle des Ausganges nur sechs Krüge dargestellt wurden, läßt sich anhand der vorliegenden Publikationen nicht schlüssig begründen. Möglicherweise hat der Platz für den kanonisch vorgeschriebenen siebenten Krug gefehlt, was übrigens einen bemerkenswerten Einblick in den Aussagegehalt einer (vermeintlich) unvollständigen Figurenfolge werfen würde. Wenn man aber einen leichten Versatz der Figurenfolge nach links in die hier zerstörten Bereiche akzeptiert, dann wäre ggf. auch Platz für eine siebenteilige Ölliste. Unabhängig von diesem Detailproblem sei schließlich noch auf die zweiteilige Inschriftzeile des Innenarchitravs verwiesen, die dessen südliche, dem Ausgang zugewandte Fläche bedeckt und bereits bei der Wiederherstellung der Eingangstexte beigezogen worden war (KH.Abb.9). Die nach rechts bzw. links auseinanderlaufenden *hṭp-dj-nswt*-Formeln stehen in direktem Bezug zu den entsprechenden Einheiten im Bereiche des Eingangs sowie zur Ausrichtung der gesamten Anlage. Die linke, westliche Formel nimmt die ebenfalls links befindliche Figurenfolge des Eingangs auf und dokumentiert wie dort die Legitimation der Bestattung (*hṭp-dj-nswt ... krs.tw=f nfr m jz=f n hrt-ntr m zmjt jmntt*). Überdies fungiert sie als Referenz der Scheintüre und der mit ihr in lagetechnischer Hinsicht verbundenen Sargkammer. Die rechte Formel hingegen verkündet wie schon im Eingang die Berechtigung des Betriebes der posthumen Verehrung. Die Verteilung der ver-

schiedenen *htp-dj-nswt*-Formeln im Ablauf des epigraphen Programms ist mithin wohlbegründet. Auf dem Archivtrav der Außenfassade fungieren sie als Überschriften der gesamten Anlage und ihrer Ausstattung; auf den Architravflächen im Inneren der Kulthalle fungieren sie als Zwischenüberschrift und wiederholen die entsprechenden Aussagen mit Bezug auf die umliegenden „Dekorationen“.

Kehren wir noch einmal in den Bereich des Eingangs und des hier befindlichen Portikus zurück (vgl. KH.Abb.1-2). Auf den Flächen der Fassade beiderseits des Torwegs haben sich Spuren brauner Farbe erhalten, die auf die einstige Existenz großformatiger menschlicher Figuren hinweisen (Kanawati 1980: 19). Während diese selbst völlig verloren sind, lassen sich glücklicherweise den zugehörigen Textfragmenten einige Angaben zur Identität der dargestellten Personen sowie zur Legitimation und Einrichtung des Kultbetriebes entnehmen. Auf beiden Seiten des Eingangs war ursprünglich jeweils eine großformatige, dem Torweg zugewandte Darstellung des *Ttj* angebracht. Die Beischriften, die wie üblich mit der Bewegungsrichtung der Figuren korrespondieren, geben ausführliche Titelfolgen und nennen den Namen der jeweils dargestellten Person, d.h. des Grabherrn *Ttj*.

Auf der rechten Seite des Torwegs befindet sich nun eine bemerkenswerte Erweiterung, die die Interpretation des Programms nicht unwesentlich beeinflusst. Hier steht dem Grabherrn *Ttj* sein „ältester“ Sohn gegenüber, dessen Identität durch eine vergleichbare Titelfolge mit erforderlichem Namensersatz sichergestellt ist. Geht man allein von den Inschriften aus, so waren beide Figuren in etwa gleich groß dimensioniert; während *Ttj* nach links, d.h. auf den Torweg, ausgerichtet war, ging die Bewegungsrichtung seines Sohnes *Hnj* in komplementärer Weise nach rechts, auf den Vater zu (Kanawati 1980: 18-19, Abb. 19a-b). Bemerkenswerterweise existieren in beiden Fällen textliche Erweiterungen (vgl. KH.Abb.2). Auf der linken Seite propagiert *Ttj* in standardisierter Form seine ethisch-moralische Integrität, die anteilig dazu beigetragen habe, daß ihm das Recht auf Bestattung und Verehrung zuteil wurde. Auf der gegenüberliegenden Fassadenseite ist es der Sohn *Hnj*, der davon spricht, er habe für seinen Vater veranlaßt ... und bedauerlicherweise bricht der Text genau an diesem Punkt ab.

z3=f smsw mrjj=f h3tj-ꜥ [sd3wtj] bjtj [...] Hnj dd=f jnk [rdj ...] n jt=j h3tj-ꜥ sm3 Mnw Ttj [...]

„Sein ältester Sohn, von ihm geliebt, der Fürst und Sieger des unterägyptischen Königs [...] Cheni, er spricht: Ich bin es gewesen, der [veranlaßte ...] für meinen Vater, den Fürsten und Priester des Min, Tjeti [...].“

Kanawati, der das Grab und seine epigraphische Ausstattung 1980 publizierte, war umsichtig genug, die vorhandenen Lücken nicht vorschnell mit Hilfe vermeintlicher Parallelen zu füllen. Natürlich paßt es bestens in ein modernes Vorstellungskonglomerat, die Ergänzungen Sethe's und Newberry's direkt zu übernehmen und die fraglichen Stellen wie folgt zu ergänzen (Kanawati 1980: 19, 36):

... Hnj dd=f jnk [rdj jrt jz pn] n jt=j h3tj-ꜥ sm3 Mnw Ttj [jks sw sb n k3=f]

„... Cheni, er spricht: Ich bin es gewesen, der [veranlaßte, dieses Grab zu bauen (wörtl.: zu machen) für meinen Vater, den Fürsten und Priester des Min, Tjeti [nachdem er sich zu seinem Ka begeben hatte].“

Das Szenarium, das sich vor dem Hintergrund dieser Textfassung abzeichnet, erscheint nur auf den ersten Blick schlüssig, wirft indes bei genauerem Hinsehen doch einige Fragen auf, deren Klärung das Verständnis der wichtigen Textstelle nicht unwesentlich beeinflussen würde. *Ttj* wäre gestorben, und sein Sohn hätte daraufhin das Grab bauen lassen. Die Vorstellung ist nicht völlig von der Hand zu weisen. Doch sollte man wirklich annehmen, *Ttj* hätte Zeit seines Lebens keinerlei Vorbereitungen für sein Ableben, d.h. für seine Bestattung und seinen Kultbetrieb getroffen? Auch vor dem Hintergrund der zeitlichen Dimensionen, in die eine Grabeinrichtung stets eingebunden war, erscheinen die postulierten Vorgänge nicht ganz so einfach durchführbar, wie es die Glätte der modernen textlichen Ergänzungen nahelegen möchte. Allein das bauliche Vorhaben dürfte mehrere Monate, wenn nicht gar Jahre in Anspruch genommen haben, während dessen der Leichnam des verstorbenen *Ttj* aufzubahren gewesen wäre. Solche Verhältnisse erscheinen angesichts der Konservierungstechniken zwar nicht völlig ausgeschlossen. Doch wurde üblicherweise bereits zu Lebzeiten Vorsorge für Bestattung und Kultbetrieb getroffen. Die großen Pyramidenbezirke der zeitgenössischen Könige sind ein beredtes Beispiel

angefertigt wurde als das seines Vaters *Ttj* (El-Hawawish H.26). Wenn man angesichts der Filiationsverhältnisse diesem Schluß nicht folgen möchte, dann wäre mit Blick auf die beiden kurzen Inschriften vorerst zu konzedieren, daß Grab und/oder Programm des *Hnj* weniger *früher* in zeitlicher, als vielmehr *primär* in konzeptueller Hinsicht wären.

Aber die Sachlage wird noch etwas komplizierter. Der Schreiber *Snj* wird im Rahmen des des vermeintlich jüngeren *Ttj*-Programms noch ein weiteres Mal erwähnt, und zwar im Rahmen einer dreiteiligen Figurenfolge, die zum Reiseszenarium der Nordwand gehört. In der kurzen autobiographischen Notiz eines „Ausbilders“ (*šḥd*) namens *Ttj*, der übrigens nicht mit dem gleichnamigen Grabherrn identisch ist, fällt eine Wendung, nach der *Snj* „dieses gemacht (?) habe“ o.ä. ([...] *jr* (?) [...] *zš kdw* *Snj nn* [...]), wobei der Verlust des Inhaltes der vorhergehenden Textzeile (Kanawati 1980: 24) überaus schmerzlich ist, hätte man ihm doch ggf. entnehmen können, worauf sich das Pronomen *nn* „dieses“ bezieht, das so, wie es dasteht, nicht ohne Weiteres mit *jz pn* gleichzusetzen ist. Es könnte sich durchaus auch auf ein einzelnes epigraphes Motiv beziehen, das *Snj* erfunden und an der Wand ausgeführt hätte o.ä. Aber im Grund bleibt das Spekulation – und das Einzige, was zur Klärung des Binnenverhältnisses der beiden El-Hawawisch-Programme beitragen könnte, der Sachverhalt, daß der Ausbilder *Ttj* die Nennung seines Zöglings *Snj* als erinnerungswürdiges Datum erachtet. Die Zahl der alternativen Erklärungsmöglichkeiten ist letztlich zu groß, als daß man die frühere Stellung des *Ttj*-Programms (El-Hawawisch H.26) vor dem des *Hnj* (El-Hawawisch H.24) restlos ausschließen könnte. Damit wären wir übrigens wieder bei der Frage angelangt, was wir eigentlich in Bezug zueinander bringen bzw. datieren: Personen? Programme? Architekturen? Oder welche Verbindung aus diesen Faktoren?

Die Überlegungen führen uns geradewegs zur Betrachtung zweier Termini, die bei der ersten Lektüre der kleinen Texte noch „glatt durchgehen“ dürften, und bei denen man angesichts ihrer Verbreitung wie auch philologischen Einschätzung auf Anhieb keine Schwierigkeiten vermutet. Was, so ist zu fragen, ist eigentlich in diesem Zusammenhang mit *zš* „schreiben“ und *jz* „Grab“ gemeint?

Zunächst legt die Berufsbezeichnung *zš kdw* „Mauerschreiber“, die bei *Ttj* dem *Snj* zugewiesen ist,

die Vorstellung nahe, er habe direkt an den frisch geglätteten Wänden vor Ort gearbeitet: hier habe er Linien und Vorzeichnungen ausgeführt, Figuren gezeichnet, Motive komponiert und Betextungen vorgenommen. Letztlich könnte er sogar verantwortlich für die jeweils eingesetzte „Maltechnik“ einschließlich der Grundierungen gewesen sein (Kanawati 1981: 15). Aber nach den zurückliegenden Zeilen und Seiten weiß der Leser, daß das altägyptische Verständnis des Grabes weitaus mehr umfaßt als nur dessen bauliche Substanz. Was also bezeichnet *jz* „Grab“ in den Inschriften des *Snj* und seines Bruders *Jzzj*? Die baulichen Anlagen? Die mit ihnen verbundenen Betriebe der posthumen Verehrung? Die epigraphen Programme, die wesentliche Informationen aus den Bereichen der angeschlossenen Kultbetriebe und der Bestattungen überliefern?

Das Verbum *zš* „schreiben“ erscheint vor dem Hintergrund dieser Fragestellungen keineswegs so eindeutig, wie es die oben gegebenen Übersetzungen auf Anhieb nahelegen. Natürlich bezöge sich der *t.t.* zunächst einmal auf die konkrete Arbeit an den Wänden vor Ort: auf das Ziehen der Linien, das Zeichnen der Figuren etc. Wenn man *jz* „Grab“ auf den rein baulichen Bestand des Grabes beschränkt, dann hätte der „Mauerschreiber“ dasselbe „ge-“ bzw. „be-schrieben“, indem er seine Wände mit epigrapher Ausstattung belegte. Aber gerade diese Vorgänge, so attraktiv sie aus unserer Sicht für das Verständnis von *zš* „schreiben“ an dieser Stelle auch sein mögen, sind ihrerseits ohne konzeptionelle Vorüberlegungen und planerische Tätigkeiten nicht ausführbar. Gerade für aufwendige Programme, die sich uns als „Rundum-Ausstattungen“ präsentieren, ist von separat angefertigten Entwürfen und Konzepten auszugehen, die ggf. mehrfach überarbeitet wurden, bis man sich anschicken konnte, die ersten Vorzeichnungen für die Figuren und Motive an den Wänden vor Ort auszuführen. Damit wäre zu überlegen, ob die besondere Leistung der Gebrüder *Snj* und *Jzzj* darin gelegen habe, das epigraphische Programm für *Ttj* nicht nur ausgeführt, sondern vor allem auch *geplant* zu haben. Nicht zuletzt wird auf die Wendung vom Mauerschreiber im Programm des *Hnj* verzichtet.

Die Unwägbarkeiten der historischen Deutung sehen sich aber noch mit einer weiteren Unsicherheit konfrontiert. Ohne den Kultbetrieb, der gleichsam die bauliche Anlage als Bühne nutzt, verliert das

Grab als solches seine Funktion. Der Betrieb der posthumer Verehrung, der seinerseits auf einem komplexen Netzwerk ökonomischer Prozesse wie auch verwaltungstechnischer Prozesse aufsetzt, ist unverzichtbarer Bestandteil des *js* „Grabes“ – und es ist ein signifikantes Faktum dieser Verhältnisse, daß der weitaus größte Teil der epigraphen Programmatik in der Zeit des Alten Reiches den Kultbetrieb und seine materiellen Grundlagen thematisiert und nur in vergleichsweise wenigen Fällen auf die Bestattung oder gar den baulichen Aspekt des Grabes abzielt.

Bereits bei der Besprechung des *K3=j-m-nfrt*-Programms hatten wir uns mit dem Phänomen des Schreibens im Sinne des Registrierens von materiellen Beständen beschäftigt – ein für das Funktionieren der Einrichtung „Grab“ unverzichtbarer Vorgang. Schreiber werden uns in anderen Zusammenhängen des *Tjtj*-Programms nicht mehr begegnen, wohl aber Zahl- und Bestandsangaben als markante Hinweise auf ihre Tätigkeit. Warum also – so ließe sich vor diesem Hintergrund argumentieren – sollte man das *zš js* „(Be-)Schreiben des Grabes“ nicht auch auf diesen Aspekt beziehen, d.h. auf die listenmäßige Erfassung der für den Ablauf des vorgesehenen Kultbetriebes notwendigen Vorgänge. Dieser Ansatz rückt die dekorationstechnische Seite der Arbeiten des *Snj*, so naheliegend sie aus interpretatorischer Sicht auf Anhub auch erscheint, ganz in den Hintergrund und betont dem gegenüber die buchhalterischen Leistungen des Schreibens für die posthume Verehrung des *Tjtj* wie auch seines Sohnes *Hnj*.

Der Leser möge sich nicht allzu sehr entmutigt lassen ob der mangelnden Deutungssicherheit, mit der ihn die Inschriften des *Snj* konfrontieren. Denn trotz der vorliegenden Ambivalenzen, so ernüchternd sie auch sein mögen, läßt sich durch die Lektüre kein geringer Informationsgewinn erzielen. Da ist zum ersten das inschriftlich abgesicherte Faktum einer personellen und damit konzeptionellen Verbindung zweier Gräber und ihrer Programme festzustellen, die zudem in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander errichtet wurden. Zum zweiten dürften sich die verschiedenen Ansätze zur Deutung der Wendung *zš js* „das Grab (be-)schreiben“ nicht grundsätzlich gegenseitig ausschließen. Gerade die Vorstellung des epigraphen Programms als eines Auszuges der für den Betrieb einer Grabanlage rele-

vanten Akten läßt sich dafür ins Feld führen, daß nach ägyptischem Verständnis die verwaltungstechnische Tätigkeit des Registrierens, Listenföhrens etc. kein im Wesen völlig anderer Akt war als die Anfertigung eines entsprechenden epigraphen Auszuges zum Zwecke der generationenübergreifenden Datensicherung, d.h. „schreiben“ und „dekorieren“ ist im Grunde dasselbe – nur die moderne Betrachtung nimmt eine Differenzierung vor, die von Hause nicht vorhanden ist.

Auszüge aus dem Ritualbetrieb:

Das Programm der Kultstelle

Das epigraphische Programm des *K3=j-m-nfrt* hatte gezeigt, daß die Aufeinanderfolge der Wandflächen nur bedingt mit der Abfolge der gezeigten Inhalte korrespondierten. Im wesentlichen waren es zwei Faktoren, die die Struktur des Programmes und die Reihung seiner thematischen Einheiten bestimmten: Topographie und Chronologie, d.h. die Landschaft der Flußoase und die an diese gebundenen, zumeist saisonal abhängigen Geschehenskonglomerate. Als weiterer strukturbestimmender Faktor trat der „zyklische“ bzw. „azyklische“ Charakter der jeweils abgebildeten Ereignisse hinzu. Der Aufbau einer thematisch festgelegten Motiv- und Szenenfolge orientierte sich an der Frage, ob die jeweils wiedergegebene Ereignis- und Handlungskette auf ein einmaliges Geschehen zurückging; ob jene sich in regelmäßigen Abständen wiederholte, oder ob sich die Ereigniskette wiederholte und hierbei in sich zurückkehrte, mithin „zyklisch“ verlief. Ich bezeichne dieses Phänomen als Ereignishorizont. Anhand des *Tjtj*-Programms möchte ich der Frage nachgehen, in welcher Weise und in welchem Umfang der Ereignishorizont auf die Programmstruktur einwirkte.

Das Programm des *Tjtj* (El-Hawawisch H.26, Kanawati) behandelt zum überwiegenden Teil dieselben Themen, die wir bereits von *K3=j-m-nfrt* her kennen. Daraus ergibt sich die Erwartung, daß auch bei *Tjtj* die erwähnten strukturbestimmenden Kriterien eine Rolle spielen dürften bzw. daß von einer vergleichbaren Funktion von Programm und Anlage auszugehen ist. Vor der eigentlichen Analyse des Programmverlaufes sei indes auf zwei Sachverhalte hingewiesen, die in dieser Form bei *K3=j-m-nfrt* nicht vorliegen. Zum ersten werden im Programm des *Tjtj* nicht nur Angehörige des engeren Familienkreises aufgeführt (vgl. Kanawati 1980: 12-13), sondern

auch, wie es das Beispiel der Brüder *Snj* und *Jzzj* lehrt, einige augenscheinlich nicht familiär gebundene Personen. Der Kreis der Kultabsender, d.h. der Personen, die den Kultbetrieb vornehmlich in der Anfangszeit seines Bestehens zu gewährleisten hatten bzw. an seiner Einrichtung mitwirkten, wird also bei *Ttj* im Unterschied zu *K3-j-m-nfrt* in einem gewissen Mindestumfang sichtbar. Zum zweiten wird durch die Erörterung der *Snj*-Inschriften die Bedeutung erkennbar, die dem Binnenverhältnis zwischen den Anlagen des *Ttj* (El-Hawawisch H.26 / Kanawati 1980) und seines (möglichen) Sohnes *Hnj* (El-Hawawisch H.24 / Kanawati 1981) zukommt. Deswegen werde ich im Folgenden verstärkt auf die argumentative Technik des Verweises auf eine „Parallele“ zurückgreifen – eine Technik, die ich bei *K3-j-m-nfrt* vermieden habe, da die formale Struktur von Szenen und Motiven, vor allem dann, wenn sie aus verschiedenen Generationen oder gar Dynastien stammen, nicht selten eine „Parallelität“ suggeriert, die in dem vom modernen Betrachter wahrgenommenen Grade *de facto* nicht existiert. Aufgrund des personellen wie zeitlichen Binnenverhältnisses scheinen wir bei *Ttj* und *Hnj* in El-Hawawisch in dieser Hinsicht auf der sicheren Seite zu sein.

Allerdings werde ich keineswegs in *extenso* die ganze Problematik um die Verhältnisse und Bezüge zwischen Programmen und Gräbern diskutieren, die aufgrund der räumlichen Nähe, des architektonischen Planes, der eingebundenen Personen, der Auswahl der epigraphen Einheiten sowie des Ablaufes der jeweiligen Programme insgesamt in der Forschung als „voneinander abhängig“ eingestuft werden. Neben den beiden El-Hawawisch-Programmen existieren im *corpus* der sog. Grabdekorationen des Alten Reiches eine ganze Reihe weiterer Fälle, bei denen die Zusammengehörigkeit zwar offensichtlich, die im Rückraum stehenden Zusammenhänge indes aber kaum richtig hinterfragt, geschweige denn geklärt sind. Da wird dann, wie ich finde, allzu schnell mit Begriffen wie „Abschrift“, „Kopie“ u.ä. operiert, ohne daß die ganze Komplexität der im Hintergrund einer epigraphen Programmkonzeption und -ausführung stehenden Vorgänge hinreichend erörtert worden wäre.

Wenn man z.B. von „Kopie“ spricht, dann wäre es angebracht zu erklären, was denn die „Vorlage“ der „Kopie“ wäre: die jeweils ausgeführte Szene, wie wir sie an der Wand erblicken? Oder die Unterlage,

die als Entwurf derselben diente? Oder die Schrift- bzw. Bildstrukturen, die *allen* Belegen *eines* Szenentyps letztlich zugrundeliegen? Wollen wir wirklich glauben, die mehr als 300 Belege des „Laufenden Königs“, die Bestandteil der meisten epigraphen Tempelausstattungen des Alten Ägypten sind, seien „Kopien“ des Bildes ihres ältesten Auftretens? Ich habe mich vor einigen Jahren einmal anhand des Beispiels des sog. Fischerstechens intensiv mit diesem Problem beschäftigt. Setzt man das terminologische und argumentative Handwerkszeug ein, das sich die Ägyptologie in diesem Zusammenhang gerne zurechtlegt, käme man zu ganz erstaunlichen Ergebnissen. Da würde dann ggf. zwischen der Residenz (Memphis) und der Provinz (Saujet el-Meitin) „hin- und herkopiert“ und das zudem über nicht geringe zeitliche Distanzen (Herb 2001: 173ff.). Doch hat der Erzeugungsvorgang von epigraphen Figuren, Motiven, Szenen und Programmen weitaus mehr mit dem „Schreiben von Texten“ als mit dem „Malen von Bildern“ zu tun – und deswegen operieren die Schreiber bzw. „Dekorateure“ auch mit Einheiten und Elementen, die den „Buchstaben“ und „Wörtern“ eines Textes weitaus ähnlicher sind als wie auch immer zu quantifizierende Bestandteile von Bildern. Der Leser spürt erneut, welche umfangreiche Vorabklärung und Diskussion hier eigentlich zu führen wäre, bevor man in die Deutung zweier miteinander in Beziehung stehender Anlagen einsteigt. Er weiß aber auch, daß das hier aus Platzgründen nicht möglich ist, so daß ich manche Antwort auf notwendige Fragen schuldig bleiben muß und mir den Rückgriff auf eine vordergründige Parallelität untersage, deren argumentative Kraft rasch nachläßt, sucht man sichere Ankerpunkte ihrer Bezüglichkeit.

Die Programme des *Ttj* (El-Hawawisch H.26) sowie seines (möglichen) Sohnes *Hnj* (El-Hawawisch H.24) wurden von denselben Schreibern, den Brüdern *Snj* und *Jzzj*, hergestellt. Vor dem Hintergrund dieses Sachverhaltes erscheint es nicht überraschend, daß beide Programme in Bezug auf die Auswahl der epigraphen Einheiten sowie ihren Ablauf starke Übereinstimmungen, sog. Parallelen, aufweisen. Genauso wichtig wie diese Einsicht ist indes der Hinweis auf den grundsätzlichen Unterschied beider Programme, der ihr Verständnis nicht minder stark beeinflusst: Während das Grab des *Ttj* für die Bestattung und posthume Verehrung einer einzigen Person konzipiert und gebaut wurde, beherbergte

die Anlage des *Hnj* von Anfang an insgesamt drei Kultbetriebe, denen auch drei Bestattungsbereiche entsprechen sollten. Neben *Hnj* selbst (Kanawati 1981: 33ff., Abb. 24-26) existieren eigenständige Kultstellen für seine Ehefrau *Htpj*: *Htpj* (Kanawati 1981: 28-29, Abb. 23) sowie eine Hathorpriesterin namens *Hnjj*, bei der es sich möglicherweise um eine der beiden Töchter des *Ttj* handelt (Kanawati 1981: 24-25, Abb. 4). Bemerkenswerterweise spielt der Vater nach Aussage beider Programme im Ablauf des Kultbetriebes keine Rolle, obwohl ein Vater-Sohn-Verhältnis, in welcher Richtung auch immer, zweifelsfrei vorliegt.

Die Wiedergabe der verschiedenen Themen zeigt bei *Ttj* nicht die geschlossene, streng an der Topographie ausgerichtete Aufeinanderfolge, die wir bei *K3=j-m-nfrit* kennengelernt haben, und die von den Dauersümpfen am Nordrand des unterägyptischen Deltas in die Nekropole der Hauptstadt und das Grab des Kultempfängers führte. Auf den ersten Blick scheint sogar eine unsystematische, geradezu willkürliche Verteilung der Einheiten und Themenblöcke vorzuliegen. Während etwa die Darstellung der Getreideaussaat auf der Westwand der Querhalle platziert wurde (KH.Abb.6 oben), brachte man die am selben Ort stattfindende Ernte auf der gegenüberliegenden Ostwand an (KH.Abb.4), so daß sich beide Stationen, obwohl zu ein und demselben Zyklus gehörig, in vermeintlich größtmöglicher Entfernung zueinander befinden.

Trotz der Unterschiede zwischen den Programmen findet sich bei *K3=j-m-nfrit* doch ein Hinweis, mit dessen Hilfe sich der Einstieg in das Verständnis des *Ttj*-Programms finden läßt. In ihrer ersten Fassung wies die Bildfolge bei *K3=j-m-nfrit* in topographischer Hinsicht eine Lücke auf. Diese klaffte zwischen den produktiven Prozessen im weiteren Umland und den Tätigkeiten des engeren Ritualbetriebes im Grab selbst. Die Materialanlieferungen zur Nekropole sowie die Vorbereitungen für den Ritualbetrieb fehlten. Aus diesem Grunde erweiterte man das Programm um die entsprechenden Motivfolgen und platzierte sie in die Subbildfelder. Die angesprochene Lücke war geschlossen. Daß man hier an einer nachträglichen Veränderung des Programmes arbeitete, wird zunächst an den Vorzeichnungen erkennbar, über deren Status die programmatischen Neuerungen nicht hinaus kamen, dann aber auch an der eingesetzten Subbildfeldtechnik. Entscheidend ist in

diesem Zusammenhang das erkennbare Bemühen, das Grab und die Kultstelle, d.h. das Programm der Westwand, mit den Inhalten der übrigen Wände durch eigene Motiv- und Szenenfolgen zu verbinden.

Die Kultstelle und der normierte Aufbau ihres Programms stellen eine unveränderliche Konstante dar, von der die Konzeption nicht nur des epigraphen Programms, sondern auch die der umliegenden Architektur ihren Ausgang nahm. Auch bei *Ttj* bildet der Kultraum mit der Thematisierung des Verehrungsbetriebes den stabilen Kern, an den weitere Inhalte angefügt wurden. Dieser Kern beschränkt sich markanterweise nicht auf den in der Nordostecke angelegten Seitenraum, den Kanawati als „shrine“ bezeichnet und damit den Eindruck erweckt, hier läge eine in sich geschlossene räumliche wie thematische Einheit vor (vgl. KH.Abb.1). Das Kultstellenprogramm, dessen Gegenstand die Handlungen der engeren rituellen Verehrung sowie deren direkte Vorbereitungen sind, greift auch auf die Querhalle aus und bedeckt hier die sich direkt anschließenden Abschnitte der nördlichen bzw. westlichen Seitenwand (KH.Abb.4.B linke Hälfte und KH.Abb.5 rechtes Drittel). Stärker noch als bei *K3=j-m-nfrit* spielt die Wandgliederung für den Ablauf des epigraphen Programms wenn überhaupt nur eine untergeordnete Rolle. Die Übergänge zwischen den ausgeführten Themen und Örtlichkeiten werden z.T. in den Wandverlauf hineingelegt, ohne daß man versucht hätte, sie direkt mit einem Wandumbruch zu verbinden. Entfernt erinnert das Verfahren an die Beschriftung von Papyrusrollen, die man ohne direkte Abhängigkeit vom jeweils vorliegenden Umfang füllte und sie ggf. um zusätzliche Stücke erweiterte, wenn die Menge des niederzuschreibenden Textes das erforderlich machte.

In ihrer Grundkonzeption ist die Seitennische gleichsam als „Haus im Haus“ angelegt. Der Durchgang, für den allerdings keine Türe vorgesehen war, zeigt die für Eingänge in oberirdische Kultbereiche obligaten Architekturelemente: Pfosten, Architrav und sog. Rundstab. Bis auf die beiden Pfosten sind diese Einheiten mit Titelfolgen und Namensereisen ausgestattet, geben also die für den Kultbetrieb notwendigen Informationen zur Identität des Kultempfängers (Kanawati 1980: 29). Zu diesem Eingangsprogramm rechnet auch die vierteilige Figurenfolge im unmittelbaren Bildanschluß links (KH.Abb.5 rechtes Drittel). Neben den großformati-

gen Figuren des *Tij* und seiner Ehefrau *Rst* werden in kleinformatigem Maßstab seine beiden Söhne präsentiert. Die rechte Figur steht für den bereits mehrfach erwähnten *Hnj*. Der Name des zweiten Sohnes ist verloren und auch aus den übrigen Inschriften des Programms nicht wiederzugewinnen. Damit werden zumindest die personenbezogenen Daten vom „äußeren“ Eingang des Grabes wiederholt.

Die epigraphische Ausstattung um den Durchgang in den eigentlichen Kultraum („shrine“) ist bei *Hnj* ähnlich, keineswegs jedoch identisch angelegt. Die architektonische Ausgestaltung als Türe mit den hierfür erforderlichen Elementen von Pfosten, Sturz und Rundstab fehlt, zumindest sind Kanawati 1981 keinerlei entsprechende Angaben zu entnehmen. Wohl aber existiert auf jeder Seite des „Eingangs“ eine großformatige Figur des Kultempfängers nebst den dazugehörigen Titelfolgen und Namensereisen. Da diese Figuren zudem exakt auf den Kultraum, *respective* dessen „Eingang“ ausgerichtet sind, erinnert die programmatische Ausstattung gleichfalls an die Fassade eines Grabeingangs, die üblicherweise in eben dieser Form mit figürlichen Darstellungen des Kultempfängers belegt ist (Kanawati 1981: 25, mit Abb. 21 rechts, 28, mit Abb. 23 links).

Was aus diesem Befund für das Programm des *Tij* herauszuziehen ist, läßt sich kaum mit hinlänglicher Sicherheit feststellen, zumal mit der Figurenfolge des Kultempfängers und seiner Familie auf der „inneren Fassade“ sowie der baulichen Ausgestaltung des Zugangs die einzigen epigraphischen Einheiten vorliegen, deren Ausführungen über *Hnj* hinausgehen und in dieser Ausführlichkeit bei diesem *nicht* belegt sind. Möglicherweise beschränkte sich die ursprüngliche Fassung des Programms auf die Ausstattung des sog. „shrines“, d.h. des Raumes um die Scheintüre, was die entsprechende epigraphische Belegung seines Zugangs erforderlich machte. Mehr als eine Spekulation ist das allerdings nicht. Selbst wenn man versucht, auf diese Überlegung einen Argumentationsgang aufzubauen, gerät man rasch in einen Begründungszwang, da die vermeintliche Primärfassung einerseits zügig überarbeitet worden wäre, andererseits, wie es die Wiederholungen des *Hnj*-Programms zeigen, doch eine gewisse Nachhaltigkeit erzeugt hätte.

Wie dem auch immer sei – die epigraphische Ausstattung des „shrine“ bei *Hnj* beweist, daß die Motivfolgen des Heranführens der Rinder und Wildtiere

sowie der sich daran anschließenden Schlachtungen auch im Programm des *Tij* mit der Kultstelle und den hier befindlichen Einheiten zu verbinden ist, obwohl sich die fraglichen Motivfolgen an der Westwand der Kulthalle und damit *außerhalb* des „shrine“ befinden (KH.Abb.4.B linke Hälfte). Die östliche Seitenwand des Kultraumes des *Hnj* präsentiert ein umfangreiches Inspektionsszenarium, in das der Grabherr und sein Sohn eingebunden sind (Kanawati 1981: 38ff., Abb. 26). Zunächst werden den beiden hohen Herren die Rinder und Wildtiere ihrer Bestände vorgeführt. Dies visualisiert eine achteilige Motivfolge, die man in die beiden unteren Register der Wand einfügte. Zu einem späteren Zeitpunkt werden die Tiere für die Verwendung im Ritualbetrieb zubereitet (*stp*), d.h. in moderner Diktion „geschlachtet“. Die fraglichen Figuren und Motive befinden sich in den beiden oberen Registern der Wandfläche. Daß in diesem Zusammenhang die Tiere gezählt und entsprechende Listen angelegt wurden, ergibt sich (1) aus dem *t.t. rn (n)* „registriertes Exemplar (von)“, der den Tierfiguren in den beiden unteren Registern beige-schrieben ist; (2) aus den Zahlangaben, die ebenda den betreffenden Motiven beige-schrieben sind; und (3) aus den Schreiberfiguren, die an die Spitze der Motivfolgen plaziert wurden. Auf Inspektion und Zählung nimmt auch die Handlungsbeischrift zur großformatigen Figur Bezug, die vom *m33 jw3w* [...] „Schauen: Die Rinder [und ...]“ spricht, bedauerlicherweise aber in ihrer zweiten Hälfte zerstört ist, so daß der Betrachter nicht mehr erfährt, ob und in welcher Weise der gezeigte Inspektionsvorgang ausdifferenziert war. Im weiteren Bildanschluß nach rechts hin folgt eine 12teilige Figurenfolge. Die zugehörige Handlungsbeischrift unterrichtet über ihre Bedeutung:

shpt stp(w)t jn hmw-k3 nw dt=f jnn(w)t m [njwwt]=f
 „Das Heranbringen der ausgelösten und zubereiteten Materialien, die herangebracht werden aus seinen Städten und Dörfern, von den Priestern seiner Stiftung“.

In genauer Entsprechung dieser Aussage tragen die gezeigten Männer signifikante Materialien aus jedem Bereich und jeder Örtlichkeit herbei, an der landwirtschaftlich für *Hnj* produziert wurde.

Das epigraphische Programm verläuft bei *Tij* weitgehend parallel, wenngleich es an einigen Stellen zu Verkürzungen und Umstellungen kam. Die fraglichen Motiv- und Figurenfolgen bedecken wie schon

im Nachbarprogramm die Ostwand des Seitenraumes, beanspruchen allerdings zusätzlich die direkte Wandfortsetzung im Bereich der Querhalle, d.h. den nördlichen Abschnitt ihrer Ostwand (KH.Abb.4, 12 / KH.Abb.4.B). Hier sind es in den beiden unteren Registern der Wandfläche der *nw n pr-dt* „Jäger der Kultstiftung“ sowie der *nrw n pr-dt* „(Rinder)hirte der Kultstiftung“, unter deren Aufsicht erneut Wildtiere und Rinder vor den im weiteren Anschluß befindlichen Kultempfänger *Ttj* geführt werden. Auch hier werden die Tierbestände in Listen erfaßt, wie sich sowohl aus dem durchgängig verwendeten Fachterminus *rn (n)* „registriertes Exemplar (von)“ als auch aus den zu allen Motiven notierten Zahlen ergibt. Die möglicherweise einmal vorhandenen Schreiberfiguren sind indes vollständig den Zerstörungen, unter den der Wandabschnitt vor allem in seinem linken Teil gelitten hat, zum Opfer gefallen. Wie schon bei *Hnj* zeigen die beiden oberen Register das Zerlegen und Schlachten der Tiere. Der direkte Bildanschluß nach links und damit ins Innere des sog. „shrine“ (KH.Abb.12) gibt das *shpt stp(w)t jn hmw-k3* [...] „Das Heranbringen der ausgelösten und zubereiteten Materialien [...] von den Priestern [...]“, dem der Kultempfänger *Ttj* betrachtend gegenübersteht, ohne daß in diesem Falle eine entsprechende *m33*-Beischrift gegeben wäre.

Die Geschehens- und Handlungskonglomerate rund um die Vorrats- und Schlachthäuser der Nekropole wurden in beiden Programmen in etwa einheitlich konzipiert. Der gravierendste Unterschied liegt in der Abfolge des *shpt stp(w)t* „Heranbringens ... der (fertigen) Materialien“ bzw. des Heranbringens und Schlachtens der Rinder und Wildtiere. Es mag den Vorlieben des Lesers überlassen bleiben, darüber zu spekulieren, ob die Umstellung auf eine Bedeutungsveränderung hinweist. Einen weiteren Unterschied präsentieren die Mengenverhältnisse der jeweils abgebildeten Figuren bzw. Motivfolgen (vgl. Kanawati 1981: 39-40, Abb. 26 / KH.Abb.4.B). Während das Bringen und Zählen der Rinder bei *Hnj* durch insgesamt sechs Motive vertreten wird, stehen bei *Ttj* nur vier Motive für das Thema. Die Schlachtszenen zeigen bei *Hnj* insgesamt sechs Tier- sowie 17 menschliche Figuren; *Ttj* beschränkt sich hierbei auf fünf Tier- und 14 menschliche Figuren. Verkürzt wirken auch die Figurenfolgen des *shpt stp(w)t* „Heranbringens ... der (fertigen) Materialien“. Bei *Hnj* wurden 4 x 3 Figuren, bei *Ttj* indes nur 4 x 2 Figuren abgebildet.

Vor dem Hintergrund der bei *Ttj* vorliegenden „Verkürzungen“ möchte ich die in beiden Programmabschnitten genannten Tierzahlen direkt miteinander in Beziehung zu setzen und eine Hypothese zu wagen. Unzweifelhaft sind die für *Ttj* gelisteten Bestände deutlich kleiner als die seines Sohnes *Hnj*. Bei Säbelantilopen (*m3-hd*) und Gazellen (*ghs*) werden jeweils etwa 10% des höheren Vergleichswertes erreicht, bei den Rindern kommt man auf unwesentlich abweichende 12,5%. Angesichts der durchweg runden Einträge bei *Hnj* erscheint es allerdings kaum glaubhaft, daß es sich um die Zahlangaben tatsächlicher Bestände handelt. Eventuell ist das jeweils gegebene *db^c* „10.000“ in listentechnischer Weise zu verstehen. Es deutet eine Grundmenge an, deren Differenzierung den exakten Zahlen der jeweiligen Akten zu entnehmen wäre. Auch wenn mancher argumentative Baustein an diesem Punkt noch beizufügen wäre, so sei der Schluß gewagt, in den Bestandszahlen des *Ttj* einen Auszug aus den Tierbeständen des *Hnj* zu sehen, der einen kleinen Teil der ihm zur Verfügung stehenden Ressourcen an Fleisch für den Kultbetrieb seines Vaters abgezweigt hätte.

<i>špsj-pw-mnw: Hnj</i>		<i>K3-j-h3p: Ttj-jkr</i>	
<i>rn n</i>	<i>jw3</i> 10000	<i>rn n</i>	<i>jw3</i> 3014
<i>rn n</i>	<i>jw3</i> 10000	<i>rn n</i>	<i>jw3</i> 2012
<i>rn n</i>	<i>jw3</i> 10000		
<i>rn n</i>	<i>jw3</i> [10000]		
<i>rn n</i>	<i>m3-hd</i> 10000	<i>rn n</i>	<i>m3-hd</i> 1000
<i>rn n</i>	<i>ghs</i> 10000	<i>rn n</i>	<i>ghs</i> 1023

Insgesamt wirken die Figuren- und Motivfolgen, die das Herbeiführen, Zählen und Verarbeiten der Rinder und Wildtiere des *Ttj* überliefern, gleichfalls wie ein Auszug aus der wesentlich längeren ikonographischen Auflistung des *Hnj*. Damit ließe sich eventuell der Sachverhalt verbinden, daß der großformatigen Figur des *štj* am nördlichen Ende der Ostwand des Kultraumes *keine* Handlungsbeischrift beigegeben ist (KH.Abb.12), weil die abgebildeten Materialien aus den Beständen seines Sohnes stammten, die er, *Ttj*, in den gegebenen Mengen selbst nicht inspiziert hätte.

Die epigraphische Ausstattung des Seitenraumes, den wir aufgrund der hier befindlichen Scheintüre als „Kultraum“ bezeichnen können, greift also an zwei Stellen auf die Wandflächen der einleitenden

Querhalle aus. Die Positionierung und Ausrichtung der Figurenfolge des *Tj* und seiner Familie links des Durchgangs erklärt sich aus ihrer Eigenschaft, Teil einer „Eingangsdekoration“ zu sein. Sie listet die Identitäten des Kultempfängers sowie der wichtigsten Kultabsender auf und fungiert gleichzeitig als Überschrift zu den epigraph formulierten Aussagen des Kultraumes selbst. Die Motivfolgen rechts des Durchgangs leiten die engere Ausstattung der Kultstelle ein. Entsprechend thematisieren sie Ereignisse und Tätigkeiten, die *in der Nekropole* bzw. in ihrem direkten Umfeld zu verorten sind. Männer bringen die für den Betrieb der Anlage einzusetzenden Materialien herbei. Für die Bevorratung der Rinder und Wildtiere, die vornehmlich aus Gründen der materiellen Haltbarkeit erst unmittelbar vor dem Verbrauch „zubereitet“ werden, ist von Weidegründen auszugehen, die entweder im Umfeld der Nekropole oder aber im Umfeld der zugehörigen Siedlungen liegen. Die „Zubereitung“ aller übrigen im Kult eingesetzter Materialien, z.B. Backwaren, Getränke, Pflanzen, Gemüse, Stoffe, findet bereits in den Siedlungen statt. Folgerichtig entfällt eine Wiedergabe der fraglichen Vorgänge im Umfeld der Nekropole. Bei anstehendem Verbrauch werden die Rinder und Wildtiere dem Schlachthaus zugeführt und dort in der erforderlichen fachmännischen Weise zerlegt. Schließlich werden die verbrauchsfertigen und „kultfähigen“ Materialien von den Vorrats- und Schlachthäusern zum Grabe selbst gebracht, wo sie dann von Priestern im Zuge des rituellen Speisemahls eingesetzt werden können. Man mag darüber diskutieren, ob sich das *shpt stp(w)t* „Heranbringen ... der (fertigen) Materialien“ auf die Wegstrecke zwischen Vorratshaus und Grab oder aber die Etappe zwischen Produktionsstätte und Vorratshaus bezieht. In vergleichbarer Weise wäre zu hinterfragen, ob sich das abgebildete *jnt* „Bringen“ der Tiere auf den Weg zu den angesprochenen „Bevorratungsweiden“ bezieht, oder aber auf die sich zu einem späteren Zeitpunkt anschließende Wegetappe von den Weidegründen zu den Schlachthäusern, was wiederum davon abhängt, an welchem Punkt man die anzusetzenden Zählungen positioniert. Die Programmeinbindungen sowohl bei *Tj* als auch bei *Hnj* lassen sich diesbezüglich in verschiedene Richtungen hin auslegen, ohne daß sich an der strukturbestimmenden Bedeutung der Topographie grundsätzlich etwas ändern würde.

Die verbleibenden Programmabschnitte des Kultraumes des *Tj* führen die vorgegebene topographische Linie fort. Nach den Vorrats- und Schlachthäusern, die im direkten Einzugsbereich der Nekropole liegen, visualisieren die epigraphen Einheiten der nördlichen sowie westlichen Seitenwand die Ereignisse und Handlungen im Grab selbst (KH.Abb.10-11). Die umfangreichen Gabenensembles der beiden Speisetischszenen stehen für die angelieferten und für den Verbrauch der im Betrieb der posthumer Verehrung vorgesehenen Materialien. In Verbindung mit den sog. Opferlisten beschreiben die Figurenfolgen der agierenden Priester (*hmw-k3*) den Ablauf der rituellen Handlungen vor der Scheintüre, beginnend mit den ersten hier vorzunehmenden Reinigungen und Waschungen; fortfahrend mit den Gebeten und Gesängen, in deren Verlauf der Name des Kultempfängers immer wieder verkündet wird; und abschließend mit den erneuten Reinigungen der Kultstelle. Warum allerdings das Kernszenarium des Ritualbetriebes (Speisetischszene, Opferliste und Priesterfigurenfolge) „gedoppelt“ und beidseitig der reliefierten Scheintüre angebracht wurde, dafür vermag ich keinen Grund anzugeben.

Das epigraphische Programm des Kultraumes des *Tj*

Die Figurenfolge des Kultempfängers und seiner Familie

- (1) „Vorratshaus“ (Weidegründe): Das Heranführen der Rinder und Wildtiere
- (2) Schlachthaus: Das Auslösen der Rinder und Wildtiere („Schlachten“)
- (3) Das Bringen der fertigen Materialien zum Grab
- (4) Grab (Ritualbetrieb): 1. Speisetischszene mit Opferliste und Priesterfigurenfolge
2. Speisetischszene mit Opferliste und Priesterfigurenfolge
Scheintüre

(1) Zur Bevorratung der Rinder und Wildtiere, die vor dem Schlachten auf Weiden gehalten wurden, vgl. den laufenden Text. Backwaren, Getränke etc. wurden in entsprechenden baulichen Einrichtungen, den Vorratshäusern der Nekropole, bevorratet, bevor man sie in den eigentlichen Kultbetrieb abgab. Diese Vorratshäuser wurden bei *Tj* nicht abgebildet.

Das Programm der Querhalle: Probleme der Strukturanalyse

Eingangs war angedeutet worden, daß das Programm des *K3-j-h3p: Tj-jkr* (El-Hawawisch H.26) nicht

jene im wesentlichen durch die topographische Ausrichtung erzeugt Geschlossenheit aufweist, die bei *K3=j-m-nfirt* in Saqqara zu beobachten war. Andererseits zeigt die Kultstellenausstattung nicht nur eine ebenfalls von *K3=j-m-nfirt* her bestens bekannte Verortung der jeweils gezeigten Ereignisse und Handlungen, sondern auch eine vergleichbare, an den chronologischen Verhältnissen orientierte Abfolge der einzelnen epigraphen Einheiten. Die Kultstelle ist der stabile Faktor für die Themenwahl und die Ausgestaltung des gesamten Programms. Über *K3=j-m-nfirt* hinaus ging indes die Art der Behandlung der für *Tjt* ausgewählten Themen, deren Realisierung abschnittsweise wie eine „Verkürzung“ aus dem Parallelprogramm des *Hnj* wirkt, ohne daß hieraus zwingend abgeleitet werden könnte, *Tjt* sei später als *Hnj*.

Mit der Querhalle des *Tjt* liegen die Dinge etwas komplizierter, und ich muß gestehen, daß mir die Struktur ihres Programmes nicht in vollem Umfange einsichtig ist. Doch zumindest der allgemeine Rahmen, in den sich das Programm als Ganzes einfügt, ist sicher abgesteckt, und an ihn möchte ich deswegen meine weiteren Gedanken und Folgerungen anschließen. Der Eingang informiert über die Identität des Kultempfängers sowie die Berechtigung seiner Bestattung und seines posthumen Ritualbetriebes. Ebendort war auch die Rolle des Sohnes des *Tjt* namens *Hnj* vermerkt, der am Bauvorhaben des Grabes und an der Einrichtung des Kultbetriebes einen vorerst nicht näher zu bestimmenden Anteil hatte (KH.Abb.2 rechte Hälfte). Die Bilder und Inschriften der Kultstelle thematisieren den posthumen Verehrungsbetrieb einschließlich seiner materiellen Vorbereitungen und sind dem entsprechend in der Nekropole bzw. in ihrem direkten Umfeld zu verorten (KH.Abb.4.B links, KH.Abb.5 rechts, KH.Abb.10-12). In der Querhalle wiederum sind es die Architravinschriften über den Pfeilerstellungen, die einen Bezug zum Eingangsprogramm haben und deren Inhalte sie als Überschriften der umliegenden Motiv- und Szenenfolgen erweisen (KH.Abb.9).

Für die in den Bildern und Texten der vor dem Kultraum liegenden Querhalle festgehaltenen Geschehnisse und Handlungen läßt sich ohne Mühe feststellen, an welchen Örtlichkeiten im Einzugsgebiet der *oberägyptischen* Flußoase sie zu lokalisieren sind:

- Dauersümpfe und Marschen,
- Wadiabhängige in Randalagen des Tales (?)

- Alluvialflächen,
- Waldungen am Rande der Uferdämmen und Gâziras (?)
- Siedlungen,
- Hauptstrom des Nil.

Bevor ich allerdings mit der Analyse der Motiv- und Szenenfolgen der Querhalle fortfahre, sei zunächst eine kurze Anmerkung zu den allgemeinen topographischen und chronologischen Verhältnissen Unter- und Oberägyptens vorausgeschickt. Die Topographie, die den abgebildeten Ereignissen und Handlungen zugrundeliegt, unterscheidet sich in der Umgebung von *Jpw* „Akhmim“ stark von der Situation, die für die Residenz Memphis und das Programm des *K3=j-m-nfirt* anzunehmen sind. Vor allem die örtlichen Lagen der einzelnen Landschaftsräume sind in der Gegend um Akhmim deutlich gedrängter als im weitläufigen Mündungsdelta, so daß auch die entsprechenden Wege wesentlich kürzer ausfallen. Damit verbunden sind abweichende Zeitverhältnisse. Dies betrifft vornehmlich signifikante Jahreszeitereignisse, die mit z.T. merklichen Verschiebungen gegenüber den nördlichen Regionen auftreten. So findet z.B. der Rückgang der Nilschwelle, die über den Beginn der Aussaat im Bereiche des Ackerbaus entscheidet, im Großraum Akhmim grob gesprochen etwa zwei bis drei Wochen früher statt als in den nördlich gelegenen Regionen. Auch die Intensität der abfließenden Wasser ist in Oberägypten, etwa 400 km südlich der Hauptstadt, noch deutlich ausgeprägter als in den markant breiteren Talflächen nahe des Fajjums und des unterägyptischen Deltas. Die Zugvogelmechanik ist in Oberägypten eine ganz andere als in Unterägypten. Z.T. erreichen die aus Europa und Asien einfliegenden Schwärme das oberägyptische Niltal deutlich später als die ägyptische Mittelmeerküste. Zu einem nicht unwesentlichen Anteil überfliegen sie das oberägyptische Niltal, ohne überhaupt zu landen, weil sie die der Erholung dienende Zwischenrast bereits am Nordrand des Mündungsdeltas eingelegt hatten. Auch die Tatsache, daß ein Teil der Schwärme nach ihrem Wiederaufstieg in Unterägypten nicht die „Flußroute“ in Richtung Zentralafrika nehmen, dürfte dazu beigetragen haben, daß sich die allgemeinen Fangverhältnisse in Oberägypten nicht unwesentlich von denen der nördlichen Regionen unterscheiden. Letztlich ist auch mit regional begrenzten Bräuchen und Traditionen zu rechnen, deren Wirkkreis auf den

Großraum *Jpw* „Akhmim“ begrenzt blieben und dem entsprechend in den epigraphen Programmen der großen Residenznekropole Memphis keinen Niederschlag fanden. Genau an diesem Punkt, an dem der moderne Betrachter von den epigraphen Szenen und Motiven auf die als Vorbild fungierenden Verhältnisse rückzuschließen versucht und damit die Richtung des ursprünglichen Tradierungsprozesses umkehrt, liegt eine große Gefahr, den argumentativen Fluß der Erklärungen und Vorstellungen mit Hilfe vermeintlicher Parallelen zu glätten.

Einen ersten Schritt zum Zugang des epigraphen Programms der vorderen Querhalle ermöglichen zwei großformatige Szenarien, die das Thema des Reisens, d.h. der Bewältigung einer Wegstrecke innerhalb des ägyptischen Niltals, zum Gegenstand haben. Die erste Szene befindet sich an der Nordwand und stellt eine Reise „über Land“ dar (KH.Abb.5). Der Grabherr und spätere Kultempfänger *Ttj* sitzt hierbei in einer Sänfte, die von Angehörigen seines Personals getragen wird. Die zweite Szene besetzt den linken (östlichen) Abschnitt der südlichen Längswand und zeigt *Ttj* auf der Fischjagd in den ausgedehnten Dauersümpfen am westlichen Rand des Niltals (KH.Abb.3 linke Hälfte). Papyrusdickicht und Wasserdarstellung am rechten Szenenrand übernehmen hierbei die Funktion topographischer Indikatoren und verorten die abgebildete Tätigkeit innerhalb des angesprochenen Landschaftsraumes – ein ikonographisches Hilfsmittel, das in der epigraphen Programmatik des Alten Reiches üblicherweise nur im Falle der siedlungsabgelegenen Spielorte „Dauersumpf“ und „Wüste“ zum Einsatz gelangt. Während der moderne Betrachter den Zielpunkt des Jagdszenariums sofort erkennen kann, bleiben ihm vergleichbare Aussagemöglichkeiten mit Blick auf die Reise über Land vorerst verwehrt. Aus dem Bilde selbst wird nicht ersichtlich, von wo die gezeigte Gesellschaft gestartet ist, wohin sie ihr Weg führt und welchem Zweck das aufwendige Unternehmen dient.

Beide Szenarien wurden auch im Parallelprogramm des *Špsj-pw-mnw*: *Hnj* (El-Hawawish H.24, Kanawati) angebracht und besetzen hier vergleichbare Positionen. Im Unterschied zu den *Ttj*-Szenarien wurde die Fischjagd des *Hnj* mit einer Handlungsbeischrift ausgestattet, die mit der expliziten Nennung der Örtlichkeiten einen wichtigen Hinweis für die Interpretation des gesamten Programmes

enthält (Kanawati 1981: 19-21, Abb. 18):

stt mhjtt hnz shwt nb(w)t

Schießen die Nordmarschenfische, Durchstreifen alle Felder und Fluren

Die in der Fischjagd erwähnten *shwt* „Felder und Fluren“ werden an anderer Stelle des Programms noch einmal angesprochen. Gleichfalls im *Hnj*-Programm heißt es im unmittelbaren Bildanschluß links zu der dort befindlichen großformatigen Figur des Kultempfängers, er „betrachte“, d.h. er inspiziere, die „Arbeiten eines jeden guten“, d.h. ertragreichen, „Feldes“ (Kanawati 1981: 18-19, Abb. 17):

m33 k3(w)t sht nbt nfrt

Schauen die Arbeiten eines jeden guten Feldes (und einer jeden guten Flur)

Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang der Sachverhalt, daß die *k3(w)t* „Arbeiten“, auf die sich die erwähnte Inspektion (*m33*) bezieht, in den landwirtschaftlichen Sektoren von Ackerbau und Marschenwirtschaft verrichtet werden. Nach Ausweis der kleinformatigen Bildfolgen rechnen hierzu u.a. der Wettkampf der Marschenarbeiter, der nach Abschluß ihrer Arbeiten ausgetragen wird, sowie die Aussaat und die Ernte des Getreides auf den Überschwemmungsflächen im Inneren des Niltals (Kanawati 1981: 18-19, Abb. 17). Die Felder und Fluren (*shwt*) sind mithin sowohl jene Gebiete, in denen Ackerbau betrieben wird, d.h. das Alluvium im Umland der Wasseradern und Siedlungen, als auch die in Randlage des Tales befindlichen Sumpfareale, in denen man vornehmlich dem Fisch- und Vogelfang sowie der Papyrusernte nachgeht.

Die ertragreichen Arbeiten, denen *Hnj* nach Ausweis der Ikonographien der Südwand der Querhalle seine Aufmerksamkeit widmet, werden im weiteren Ablauf seines Programmes mit den Aktivitäten der Bestandsregistrierung sowie der Einlagerung des Getreides fortgesetzt (Kanawati 1981: 19, Abb. 17). Diese Geschehenskonglomerate finden ihrerseits Anschluß in den Tätigkeiten des Back- und Brauhandwerks, das auf das eingebrachte Getreide als zentralen Rohstoff zurückgreift und in einer mindestens 16teiligen Motivfolge jenseits des Wandumbruchs an der Ostwand dargestellt ist (Kanawati 1981: 29, Abb. 5). Obgleich die letztgenannten Motive der Registrierung und Einlagerung sowie der Warezubereitung in die direkten Bildanschlüsse

gebracht wurden, sind doch die ihnen zugrundeliegenden Arbeiten nicht in den *shwt* „Feldern und Fluren“, sondern in den nahegelegenen Städten und Dörfern (*njwwt*) zu lokalisieren. Sachthematisch liegt eine untrennbare Verbindung vor, die es ermöglichte, die Bilder der verschiedenen Themen im Programmablauf in eine direkte Abfolge zu bringen. Der vorliegende Ortswechsel indes spiegelt sich in der Reihenfolge der Motive wieder. Die Darstellungen der Tätigkeiten in den *shwt* „Feldern und Fluren“ befinden sich im unmittelbaren Anschluß zur Figur des inspizierenden Grabherrn und damit in ihrer größtmöglichen Nähe. Die Ereignisse und Handlungen in den Siedlungen wurden dagegen von dieser Figur abgerückt.

Im Grunde liegen in der Querhalle des *Ttj* dieselben Verhältnisse vor, wenngleich die Verteilung der Szenen und Motive auf die verschiedenen Wandflächen hierüber hinwegzutäuschen scheint. Die Fischjagd des Grabherrn befindet sich in der linken (östlichen) Hälfte der Ausgangswand und belegt damit die *gleiche* Position wie im Programm des *Hnj* (KH.Abb.3). Der Themenblock zu den Arbeiten in den Feldern und Fluren ist durch die Handlungsbeischrift identifizierbar, die der jeweils gegebenen großformatigen Figur des Kultempfängers beigegeben ist und in beiden Programmen gleich lautet: *m33 k3(w)t shj nbt nfrt* „Schauen die Arbeiten eines jeden guten Feldes (und einer jeden guten Flur)“. Während die Inspektion bei *Hnj* in den direkten Anschluß zur Fischjagd plaziert und damit die innere Logik der Themenfolge auf die Struktur der Wandfläche übertragen wurde, existiert im Programm des *Ttj* an dieser Stelle zumindest in formaler Hinsicht ein Bruch. Der Block wurde gleichsam aus dem ikonographischen Verbund herausgelöst und in die rechte Hälfte der westlichen Schmalwand der Querhalle eingefügt (KH.Abb.6 rechts). Damit geht eine Veränderung der Szenenauswahl zusammen, die allerdings auf die Bedeutung des Themenblocks als Ganzem keine Auswirkungen hat. Im direkten Anschluß zur Figur des „schauenden“ Kultempfängers sind die Getreideaussaat (Ackerbau) sowie der Bau der Papyrusflöße und der Wettkampf der Marschenarbeiter (Marschenwirtschaft) dargestellt. Die Motivfolgen, die der Beständeregistrierung sowie den hiermit verbundenen Speichertätigkeiten (Ausgabe, Einlagerung) gewidmet sind, entfallen dagegen bei *Ttj* völlig. Die Ursachen hierfür könnten inhaltlicher Natur

sein, da ein Ortswechsel vorliegt und die betreffenden Aktivitäten wie erwähnt nicht in den *shwt* „Feldern und Fluren“, sondern in den nahe gelegenen Siedlungen (*njwwt*) verortet sind.

Es könnten allerdings auch strukturelle Gesichtspunkte für die bei *Ttj* abweichende Einheitenfolge verantwortlich sein. Der Blick auf *Hnj*, dessen epigraphische Ausstattung aufgrund des größeren Umfangs primär zu sein scheint, lehrt, daß das Programm der Querhalle vergleichbare „Sprünge“ oder „Brüche“ aufweist. Dies gilt vor allem für die beiden zusätzlichen Kultstellen, die an beiden Enden der Raumeinheit für die Ehefrau *Htpj*: *Htpj* sowie die Priesterin *Hnjj* eingerichtet und jeweils mit einem vollständigen epigraphischen Programm ausgerüstet wurden (Kanawati 1981: 24-25, 28-29, Abb. 4, 23). Nichts deutet darauf hin, daß diese Kultstellen sekundär eingebracht und ursprünglich vorhandene Ausstattungen getilgt worden wären. Das Verhältnis scheint vielmehr umgekehrt zu sein. Zunächst wurden die Programme der Kultstellen einschließlich der zugehörigen Bestattungsschächte installiert. Erst danach hat man die frei verbliebenen Wandflächen der Querhalle mit den Darstellungen der wirtschaftlichen Produktionsprozesse belegt. Auch bei den insgesamt drei Programmen des *Hnj*-Grabes greift mit Blick sowohl auf die bauliche als auch die epigraphische Konzeptionierung der Gesamtanlage die bereits mehrfach angesprochene Norm, die man als das Primat der Kultstelle bezeichnen könnte.

Die Stelle, an der sich bei *Hnj* die Scheintüre der *Hnjj* befindet, hat man im Programm des *Ttj* für den Themenblock der Inspektion der Feldarbeiten genutzt (KH.Abb.6 rechts). Vor dem Hintergrund der umliegenden Bildanschlüsse macht das durchaus auch Sinn, da diese gleichfalls *k3wt shwt* „Arbeiten in den Feldern und Fluren“ thematisieren. Im linken Anschluß befindet sich ein Auszug der sog. Tauromachie (*h3 k3w*), der der Kultempfänger inspizierend (*m33*) beiwohnt (KH.Abb.6 links). Der rechte Szenenanschluß liegt jenseits des Wandumbruchs an der nördlichen Seitenwand und gibt eine Motivfolge mit Fisch- und Vogelfang, dem Rinderabtrieb sowie diversen Musik- und Tanzveranstaltungen seitens der Angehörigen des „Frauenhauses“ (*hnr*) seines Produktionsverbundes (*pr-dt-f*) wieder (KH.Abb.5 ganz links). Diese Bilder möchte man auf Anhieb mit dem großformatigen Reiseszenarium im direkten Bildanschluß rechts in Verbindung bringen. Dem

steht allerdings entgegen, daß die fragliche Reise *über Land* führt. Hier wird also eine Wegstrecke bewältigt, die nach Ausweis der parallelen Szenen nicht zu den Dauersümpfen und schon gar nicht in dieselben hineinführt. Wenn man also für die fraglichen Fangszenen keine Sonderräume, etwa Tempelgärten o.ä. postulieren möchte, dann liegt das Ziel, dem der Grabherr und spätere Kultempfänger in seiner Sänfte entgegenstrebt, nicht an dem Ort, an dem die im Bildanschluß gezeigten landwirtschaftlichen Produktionstätigkeiten stattfinden.

Daß beiden Programmen ein einheitliches Themenverständnis zugrundeliegt, zeigt sich schließlich an der Ausstattung des rechten (südlichen) Teiles der östlichen Schmalwand (KH.Abb.4 rechts). Bei *Hnj* ist es eine mindestens 16teilige Motivfolge zum Back- und Brauhandwerk, die die im direkten Bildanschluß der Südwand befindlichen Szenen des Zyklus Ackerbau aufnimmt und sachthematisch weiterführt (Kanawati 1981: 29, Abb. 5). Bei *Ttj* scheint dagegen der fragliche Wandumbruch zwischen Ost- und Süd- wand zunächst mit einem inhaltlichen Bruch zusammenzugehen. Denn weder sind die Bewegungsrichtungen der epigraphen Einheiten beider Wandabschnitte aufeinander abgestimmt, noch gehen diese thematisch auf Anhieb miteinander zusammen. Dennoch lehrt die nähere Betrachtung, daß die innere Schlüssigkeit weitaus größer ist, als es der einfache Blick auf die bloß formale Programmabfolge glauben machen will. Im zweiten Register der Ostwand ist ein Auszug aus dem Unterzyklus „Ernte“ des Ackerbaus gegeben (KH.Abb.4 rechts). Drei Männer sicheln Getreidehalme ab; zwei weitere Männer kontrollieren die Qualität des Kornes; ein weiterer Akteur bündelt die Halme, die sodann mit Eseln in die nahegelegenen Siedlungen transportiert werden. Die Bewegungsrichtung dieser Figuren geht einheitlich nach rechts und korrespondiert damit nicht mit der Figur des im direkten Bildanschluß befindlichen Fischjägers. Sie lassen sich aber mit der figürlichen Ausrichtung der Felderinspektion (*m33 k3wt sht nbt*) der gegenüberliegenden Westwand zusammenbringen (KH.Abb.6 rechts). Nach den Aussagen der äquivalenten Szenen des *Hnj*-Programms ist sicher, daß auch die Ernte des Getreides als Teil der *k3wt sht* „Arbeiten in Feldern und Fluren“ gilt, mithin die Bildfolgen der Ostwand in thematischer Hinsicht als direkte Fortsetzung der epigraphen Einheiten des rechten (nördlichen) Abschnittes der Westwand auf-

zufassen sind (vgl. Kanawati 1981: Abb. 17). Wie schon bei *Hnj* wird also auch bei *Ttj* das Getreide in die Siedlungen transportiert, um dort zumindest in Teilen als Rohstoff innerhalb des Back- und Brauhandwerkes weiterverarbeitet zu werden. So zeigen es die Motivfolgen der beiden unteren Register, die bedauerlicherweise stark angegriffen sind. Den Abtransport der fertigen Materialien (Brote, Kuchen etc.) wiederum schildert die fünfteilige Motivfolge des obersten Registers – auch dies keineswegs ein neues Motiv, wenngleich die Positionierung dies auf Anhieb vermuten ließe (KH.Abb.6 rechts). Die Jochträger haben vielmehr ihre Parallele im untersten Register der *Hnj*-Szenerie (Kanawati 1981: Abb. 5). Trotz der erheblichen Zerstörungen ist auch hier zumindest noch die Figur eines Mannes auszumachen, der die fertiggestellten Waren mit Hilfe einer ausladenden Jochgabel zu einem freilich nicht näher genannten Ort trägt.

Solche Verhältnisse deuten darauf hin, daß die bei *Ttj* vorliegende Programmfolge keineswegs bar jeglichen Wirklichkeitsbezuges konzeptioniert wurde, wie es die „Verkürzungen“ und Umplazierungen, die allenthalben gegenüber dem Parallelprogramm des *Hnj* zu beobachten sind, glauben machen möchten. Der Mauerschreiber *Snj* hat durchaus versucht, die logischen Zusammenhänge der Ereignisse und Handlungsfolgen, die er verpflichtet war abzubilden, in der Realisierung des epigraphen Programms zu berücksichtigen. Deswegen stellt das *m33 k3(w)t sht nbt* des *Ttj* an der Westwand seiner Querhalle nicht ein bloßes Versatzstück dar, das seinen Platz nur deswegen gefunden hätte, weil eine vermeintliche Vorlage im *Hnj*-Programm an dieser Stelle eine programmatische „Leerstelle“ aufgewiesen hätte. Das Binnenverhältnis beider Programme ist kaum auf rein dekorationstechnische Vorgänge zu reduzieren in der Weise, daß *Ttj* aus *Hnj* „verkürzt“ bzw. *vice versa* letzteres aus ersterem erweitert worden wäre. Schlüssiger erscheint vielmehr der Ansatz, daß für beide Gräber eine weitgehend übereinstimmende Versorgungssituation aufgebaut worden war, die zu einer entsprechenden Aktenlage führte – und diese wiederum war es, aus denen die „parallelen“ Ikonographien entstanden, denen der moderne Betrachter heute gegenübersteht, und deren gedankliche Rückführung sein interpretatorisches Geschäft so mühselig macht.

Ereignishorizonte

Das Programm des *Ttj* überliefert insgesamt drei Geschehenskonglomerate. Die Themen der Querhalle behandeln die Ausstattung des Grabes mit materiellen Werten sowie die Einrichtung und materielle Versorgung des Kultbetriebes mit Verbrauchswerten (vgl. KH.Abb.3-6). Im sog. Kultraum ist der Ablauf des rituellen Verehrungsbetriebes in den Grenzen der Nekropole unter Rückgriff auf die eben angesprochenen Verbrauchswerte beschrieben (vgl. KH.Abb.10-12, 4.B und 5). Die epigraphische Ausstattung des Eingangs hat die Funktion der Überschrift (KH.Abb.2). Sie gibt die Basisinformationen des ganzen Programms, d.h. sie tradiert die Identität des Kultempfängers sowie die Legitimation des Betriebes der Anlage unter Verwendung der hierfür notwendigen juristischen Terminologie (*htp-dj-nswt*-Formeln). Als Besonderheit wird hier auch auf die Rolle des Sohnes *Hnj* eingegangen, der in einer aufgrund der vorliegenden Zerstörungen nicht näher erkennbaren Weise an der Einrichtung des Grabes und seines Kultbetriebes mitwirkte bzw. materielle Werte aus seinem Besitz hierfür zur Verfügung stellte.

Der engere Kultbetrieb einschließlich der Rituale vor der Scheintüre des Grabes wurde oben ausführlich besprochen, ebenso die Ausstattung des Eingangs. Die Interpretation beider Themen erscheint mir unproblematisch und sei deswegen nicht eigens wiederholt. Die Motiv- und Szenenfolgen der Querhalle verdienen indes eine kurze Nachbetrachtung. Die Herstellung der Grabausstattung, die im wesentlichen als Akt der Sicherung der zugrundeliegenden Vermögenswerte zu sehen ist, wurde im rechten (westlichen) Abschnitt der Südwand thematisiert (KH.Abb.3). Hier sind in zwei Registern Auszüge aus den Werkprozessen des Holzhandwerkes, der Metall- und Edelsteinverarbeitung sowie der Steinmetzerei abgebildet. Der obere Bildanschluß zeigt den Abtransport der in diesen Werkbereichen erzeugten Vermögenswerte. Es werden drei Schiffe eingesetzt, von denen die beiden führenden als Schleppfahrzeuge fungieren, das am Schluß des Konvois laufende Schiff dient dagegen als Lasttransporter. Als signifikantes Ladegut ist ein geschlossener Statuenschrein gegeben, der unter dem Dach eines Baldachins steht. Wie aus den Fragmenten der Namensbeischrift auf der Außenwand des Schreines hervorgeht, befindet sich innerhalb des Schreines eine Statue des Kultempfängers *Ttj*.

Die Thematik wird im Programm des *Hnj* auf ähnliche, keineswegs jedoch identische Weise behandelt (Kanawati 1981: 21-23, Abb. 19). Auch hier zeigt eine mehrteilige, sich über zwei Register hinweg erstreckende Motivfolge Auszüge aus der Metall- und Edelsteinverarbeitung, dem Holzhandwerk und der Steinmetzerei. Bemerkenswert erscheint der szenische Zusatz am linken Abschluß der Bildfolge, der Arbeiten an der Ölpresse gibt und in dieser Form bei *Ttj* nicht abgebildet ist. Die Tätigkeiten dieser Station leiten die diversen „Öllisten“ ein, die in beiden Programmen prominente Stellen besetzen und die Wertesicherung der Kultbetriebe visualisieren. Der Schiffstransport des *Hnj* wartet ebenfalls mit einigen Details auf, die das *Ttj*-Programm nicht kennt. So befindet sich auf dem mittig gezeigten Schleppschiff die Figur des *h3tj-ꜥHnj*. Mit Hilfe ikonographischer Kriterien allein ist nicht zu entscheiden, ob hier die Person des Grabherrn selbst oder eine Statue von ihm abgebildet ist. Da allerdings ein entsprechendes Element im Parallelprogramm des *Ttj* fehlt, und auch Priester, die üblicherweise in solchen Szenarien vor den jeweils gegebenen Statuen Dienst verrichten würden, nicht dargestellt sind, erscheint es reizvoll, in dieser Figur die Person des *Hnj* selbst zu erkennen, der den Schiffstransport begleitet und die Vorgänge überwacht. Auf die Situation des *Ttj*-Programms übertragen ließe sich der Schluß ziehen, daß eine persönliche Anwesenheit des Grabherrn auf den Schiffen nicht gegeben wäre, möglicherweise weil er zum fraglichen Zeitpunkt bereits verstorben war.

Wichtiger als diese und ähnliche Gedankenspielerien ist indes ein inschriftlicher Zusatz zum Motiv des Lasttransporters des *Hnj*, dessen Aussage ohne Weiteres auf den Schiffstransport des *Ttj* übertragen werden kann (Kanawati 1981: 22):

m htp m htp r jmnt(t) nfrt

„In Frieden! In Frieden! Zum Schönen Westen hin.“

Unabhängig von der Frage, wer in diesem Zusammenhang die Grußworte ausruft bzw. an wen sie gerichtet sind, ergibt sich aus der Ortsbezeichnung „Schöner Westen“ der Zielpunkt, dem der kleine Konvoi entgegenstrebt. Augenscheinlich befinden sich die Schiffe auf dem Weg von *Jpw* „Akhmim“ stromaufwärts zur Anlegestelle der Nekropole El-Hawawisch. Dafür spricht nicht zuletzt, daß man bei beiden Schleppschiffen die Masten aufgerichtet und

die Segel gesetzt hat, um mit der Unterstützung des Windes die etwa 7 km lange Reise auf dem Nil zurückzulegen.

Der kundige Leser wird sich nicht an der Wendung *jmnt(t) nfrt* „Schöner Westen“ stören, obgleich die Fahrt unzweifelhaft in östliche Richtung geht. Der „Schöne Westen“ ist ein *t.t.* für die Lage und Ausrichtung von Grabbezirken und Friedhöfen, der vornehmlich vor dem Hintergrund der regionalen Verhältnisse der großen Nekropolen des Alten Reiches in Memphis etabliert wurde, und der für El-Hawawisch trotz der Lage auf dem östlichen Nilufer unverändert Gültigkeit hatte. Dies lassen übrigens sowohl die Wahl des Baugrundes als auch die bauliche Konstruktion der oberirdischen Kultbereiche nicht nur der Gräber von *Ttj* und *Hnj* deutlich erkennen. Die Anlagen wurden in der Weise gebaut und ihre Raumeinheiten entsprechend ausgerichtet, daß eine eindeutige Westorientierung der Scheintüren gewährleistet ist (vgl. KH.Abb.1 / Kanawati 1981: Abb. 1-2).

Die Herstellung der Grabausstattung und der damit verbundene Transport in die Nekropole und deren „Schatzhäuser“ bringt uns zur Rolle des Ereignishorizontes zurück, auf den ich bereits im Zusammenhang der Zyklentechnik eingegangen bin. Ereignis- und Handlungsfolgen, die in epigraphen Programmen abgebildet werden, sind entweder einmalig oder sich wiederholend. Im letztgenannten Fall kehrt die Handlung „in sich zurück“, ist also zyklisch, oder aber sie liegt in Form der bloßen, aber steten Wiederholung vor. Was die Herstellung der funeären Ausstattung des *Ttj* einschließlich ihres Abtransportes zur Nekropole betrifft, so ist im markanten Unterschied zu den landwirtschaftlichen Erzeugungsprozessen der übrigen Programmeinheiten von der Einmaligkeit des Ereignishorizontes auszugehen. Der Auftrag zur Herstellung der verschiedenen Artefakte wurde mithin nur ein einziges Mal erteilt, die jeweiligen Möbelstücke, Edelsteine, Statuen etc. nur ein einziges Mal produziert und die abschließende Bestandserfassung nur ein einziges Mal durchgeführt. In gleicher Weise fand der Transport der mobilen Grabausstattung per Schiff in das Schatzhaus der Nekropole auch nur ein einziges Mal statt.

Im Unterschied zum *K3=j-m-nfrt*-Programm, in dem zyklische Ereigniskonglomerate überwogen, bereitet die Lektüre des Programms des *Ttj* an die-

ser Stelle gewisse Probleme, da die Motivfolgen zur „einmaligen“ Herstellung der Grabausstattung mit der Wiedergabe eines Zensus-Ereignisses vergesellschaftet sind, von dem man aufgrund seiner thematischen Einbindung erwarten möchte, daß es sich in regelmäßigen, d.h. jährlichen oder halbjährlichen, Abständen wiederholen würde. Das unterste Register des fraglichen Wandabschnitts zeigt, obgleich in stark zerstörtem Zustand, das Heranführen von Rindern und Ziegen zum Zwecke ihrer Zählung bzw. ihrer Abgabe (vgl. KH.Abb.3). Die Handlungsbeischrift zur großformatigen Figur des direkten Bildanschlusses (Kanawati 1980: 21) spricht dann auch folgerichtig vom

[*m33 ... j*] *rw m* [*k3w ... wt*]

„Schauen ... und] das Zählen/Entrichten von [Stieren ... und *wt*-Tieren] (d.h. Ziegen).“

Ob sich unmittelbar vor dem hier verwendeten *t.t.* *jrwm k3w* ein Ausdruck mit Bezug zur Herstellung der Grabausstattung befand, läßt sich aufgrund des fragmentarischen Zustandes der Beischrift bedauerlicherweise nicht mehr ausmachen. Auf jeden Fall gewinnt der Betrachter aufgrund der Anordnung der Motivfolgen den Eindruck, *Ttj* habe die Erstellung der Bestände seiner Grabausstattung bzw. der Rinder und Ziegen in ein und demselben Zeithorizont überprüft. Daraus wiederum ist abzuleiten, daß es auch nur eine einzige Ziegen- und Rinderzählung gegeben habe.

Dieser Sachverhalt mag auf Anheb irritieren, da die Bilder der Haltung sowie des Ziegenverbisses, die in thematischer Hinsicht der Zählung der Tiere vorangehen, in die zyklischen Motiv- und Szenenfolgen zum Ackerbau bzw. des sich an diesen anschließenden Back- und Brauhandwerks an der östlichen Seitenwand eingebunden sind (KH.Abb.4 rechts). Man möchte also vermuten, auch die Ereignisfolgen der Ziegenhaltung hätten zyklischen Charakter und fungierten in dieser Eigenschaft als Bestandteil der materiellen Versorgung des posthumen Kultbetriebes. Vergleichbare Verhältnisse sind für die Rinderhaltung zu postulieren. Die Zählung der Bestände ist ein Ereignis, das sich an die vorangehenden produktiven Prozesse anschließt. Diese werden bei *Ttj* zwar „nur“ durch eine insgesamt vierteilige Motivfolge zur Tauromachie (*h3 k3w*), befindlich im linken Teil der westlichen Seitenwand der Querhalle, thematisiert (KH.Abb.6). Doch geben Auswahl

und Anordnung der entsprechenden Szenenfolgen bei *Hnj* zu erkennen, daß die Tauromachie (*ḥ3 k3w*) das Aufreiten der Bullen einleitet, das seinerseits dem Kalben und der sich anschließenden Kälberpflege vorangeht – alles in allem eine wohlbekanntere Szenenfolge, die auf den zyklischen Charakter der zugrundeliegenden Ereignis- und Handlungsfolge und auf die entsprechende Anbindung an den jeweiligen Ritualbetrieb hindeutet (Kanawati 1981: 23-24, Abb. 20).

Allein mit Hilfe der bloßen Aufeinanderfolge der Szenen und Motive wird sich kaum hinlänglich klären lassen, ob das bei *Ttj* angesprochene Zensus-Ereignis einmalig war oder sich in regelmäßigen, möglicherweise jährlichen Abständen wiederholte. Im Grunde kann der moderne Betrachter nur darüber spekulieren, in welcher genauen Beziehung die verschiedenen Ereigniskonglomerate zueinander standen. Erinnern wir uns: Das epigraphische Programm läßt sich in etwa als Archiv der Versorgungsverhältnisse eines posthumer Kultbetriebes bestimmen, genauer: als Auszug aus demselben. Als solcher wird in ihm der Versuch unternommen, die jeweils vorliegenden Sachverhalte in ihren räumlichen wie auch zeitlichen Konstellationen abzubilden. Hierbei kann es, wie eventuell auch in diesem Fall, zu einem Aufeinandertreffen von einmaligen mit zyklischen Ereigniskonglomeraten kommen, so daß der moderne Betrachter versucht ist, von der Eigenschaft des einen auf die des anderen zu schließen und sich hierbei aufgrund mangelnder vor-Ort-Kenntnisse in den Tiefen seines argumentativen Netzwerkes verstrickt.

Vom Standpunkt des antiken Betrachters mag es dagegen völlig problemlos sein, Szenen und Motive einmaliger wie auch zyklischer Geschehensfolgen miteinander zu verquicken, da die jeweils vorliegenden Verhältnisse bestens bekannt und überdies in den relevanten Akten der Nekropolenverwaltung hinterlegt und damit einsehbar waren. Eine besondere „dekorationsstechnische“ Behandlung erscheint angesichts dieser Informationslage überflüssig. Ob also dem Ziegenverbiß wie auch den übrigen Handlungen der Haltung dieser Tiere ein zyklischer Charakter innewohnt, wie man es aus den umliegenden Bildanschlüssen herauslesen könnte, oder die fraglichen Tätigkeiten nur einziges Mal, nämlich zu dem Zeitpunkt absolviert wurden, als Bedarf an Holz als Grundstoff für die Herstellung des Grabmobiliars bestand – diese Entscheidung mag

der Leser vorerst aufgrund seiner persönlichen Vorlieben treffen. Vor dem Hintergrund der epigraphischen Strukturen des *Ttj*-Programms läßt sich allenfalls die Aussage gewinnen, daß man während *einer* der sich alljährlich wiederholenden Getreideernten die Holzbestände naheliegender Wadiabhänge bzw. am Rande von Uferdämmen gelegener Waldungen rodete, um Material für die vereinbarten Schreinerarbeiten zu gewinnen.

Im Unterschied zu *K3-j-m-nfrt* konfrontiert uns das Programm des *Ttj* mit dem Problem des Aufeinandertreffens zweier unterschiedlicher Ereignishorizonte, die den beiden Hauptthemen der Querhalle zugrundeliegen: Die *einmalige* Herstellung der mobilen Grabausstattung, die als ein Akt der Sicherung des mit dem Grab verbundenen Anlagevermögens zu sehen ist; und die sich *wiederholende* Erzeugung der landschaftsgebundenen Verbrauchsmaterialien, die im Zuge des posthumer Kultbetriebes eingesetzt werden bzw. genauer gesagt: eingesetzt werden sollen.

Angesichts solcher Verhältnisse bietet es sich an, auch die beiden großformatigen Reiseszenarien der Querhalle in diese Struktur einzubinden und sie in entsprechender Weise auf die beiden genannten Themen und ihre Ereignishorizonte zu verteilen. Die Reise über Land führt *Ttj* in die Dörfer und Städte (*njwwt*) seines Produktionsverbundes (*pr-dt*). Hier wirft er einen Blick auf den Werdegang der Produktion seines Grabmobiliars und besichtigt auch die von ihm eingehandelten Rinder und Ziegen. Vielleicht – so ließe sich die Überlegung abrunden – sei die Anbringung des großen Szenariums mit Sänfte und Begleitpersonal durch die besondere Bedeutung des anschließenden Schiffstransportes motiviert, mit dem man das wertvolle Mobiliar in die Nekropole gebracht hätte. Bezüglich des zweiten Reiseszenariums könnte Folgendes überlegt werden. *Ttj* bereist die ausgedehnten Sumpfreigionen am Westrand des Niltals im Großraum um Akhmim an Bord eines großen, dennoch aber flachwasser-tauglichen Schiffes. Im Zuge dieser Reise überzeugt er sich von den ordnungsgemäßen Abläufen der im Einzugsgebiet der Sümpfe stattfindenden Produktionsprozesse. Er besichtigt den Fisch- und Vogelfang und inspiziert die Abläufe der Tauromachie (*m33 ḥ3 k3w*), die als eine besondere Technik der Rinderhaltung nur in Oberägypten gepflegt wird. Da der Hauptzweck seiner Reise das

hnz sh(w)t nb(w)t „Befahren *aller* Felder und Fluren“ ist, zu denen auch die Alluvia im Umland der Siedlungen rechnen, begutachtet er in vergleichbarer Weise die Arbeitsabläufe des Ackerbaus. In dieses Umfeld gehören schließlich auch die Ereignisse um die Heimkehr der Marschenarbeiter, zu der u.a. der Rinderabtrieb und der Wettkampf der Männer rechnet. Diesem wohnt *Ttj* augenscheinlich genauso bei wie den diversen Musik- und Tanzveranstaltungen, die als Teil eines regionalen „Erntedankfestes“ nur in den el-Hawawisch-Programmen mit der Heimkehr der Marschenarbeiter verknüpft sind. Die Darstellung der Schiffsreise visualisiert die Mobilitätskomponente der Inspektion. Die Bereisung (*hnz*) der Felder und Fluren (*shwt nbwt*) erfolgt primär zum Zwecke der Inspektion (*m33*) der dort zu absolvierenden landwirtschaftlichen Vorgänge (*k3wt*). Die Fischjagd des Grabherrn (*stt mhjtt*) hingegen ist eine ökonomisch irrelevante Tätigkeit. Doch als signifikanter Brennpunkt des Gesamtgeschehens „Reisen und Inspizieren“ wird sie in einen eigenen Szenentyp gegossen, dessen Wiedergabe als zentraler Bezugspunkt der thematisch zugehörigen kleinformatigen Bildeinheiten dient.

Allerdings gestaltet sich die *formale* Anbindung der Fischjagd des *Ttj* an die übrigen Einheiten der zugehörigen Bildzyklen ähnlich schwierig wie im Falle des anderen Reiseszenariums, und auch der Vergleich mit der „Parallele“ des *Hnj*-Programms hilft an diesem Punkt nicht wirklich weiter. In beiden Quellen erscheint das, was inhaltlich zusammengehört, im bloßen Ablauf der epigraphen Einheiten voneinander getrennt. Die Fischjagd des Grabherrn bedeckt jeweils die östliche Hälfte der Südwand (KH.Abb.3 / Kanawati 1981: Abb. 18), während der ebenfalls in diesem Naturraum zu verortende Fisch- und Vogelfang im westlichen Teil der Nordwand und damit in scheinbar größtmöglicher Entfernung platziert wurde (KH.Abb.5 ganz links / Kanawati 1981: Abb. 22). Im Rücken des großformatigen Fischjägers und damit an der östlichen Seitenwand sind bei *Ttj* die Getreideernte und die Arbeiten des Back- und Brauhandwerkes (KH.Abb.4 rechts) dargestellt, während die in der Zeit vorausgehende Aussaat im obersten Register des rechten Abschnitts der Westwand (KH.Abb.6 rechts) zu finden ist. Bei *Hnj* liegen die Verhältnisse nicht wirklich anders, auch wenn in diesem Fall Ackerbau, Back- und Brauhandwerk sowie die Abschlußsequenzen der Marschenwirt-

schaft wie auch der hochherrschaftliche Fischjäger auf den östlichen Teil der Südwand sowie die sich anschließende Ostwand verteilt wurden (Kanawati 1981: Abb. 5, 17).

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, diese heterogene Verteilung der Einheiten wirklich befriedigend erklären zu können, zumal ich von vornherein ausschließe, die Schreiber *Snj* und *Jzzj* hätten die Abläufe der einzelnen Wirtschaftszweige in fundamentaler Weise mißverstanden und die Bilder sozusagen willkürlich auf die Wandflächen verteilt. Beide Programme wirken auf mich mit Bedacht und Sachverstand durchkonstruiert, auch wenn mir ein endgültiger Einblick letztlich verwehrt ist. Durchaus ließe sich an dieser Stelle unter Verweis auf die Vielschichtigkeit der Ereignishorizonte argumentieren, was das Verständnis allerdings nur geringfügig weiterbrächte. Nicht nur, daß die direkte Aufeinanderfolge der Themenblöcke eine Gleichrangigkeit der Geschehnisse suggeriert, die im Hinblick auf den jeweils vorliegenden *ein-* bzw. *mehrmaligen* Charakter nicht gegeben war; vor allem die beiden Reiseszenarien geben aus sich heraus nicht zu erkennen, in welchen Ereignishorizont sie sich tatsächlich einfügen. Hat *Ttj* in Anlehnung an die saisonalen Arbeitsprozesse wirklich einmal pro Jahr die Sümpfe am Westrand des Niltales zur Inspektion bereist? Oder eventuell nur jedes zweite, dritte oder vierte Jahr? Oder hat, ganz im Unterschied zu den zyklischen Arbeitsprozessen von Ackerbau und Marschenwirtschaft, das Unternehmen der fraglichen Fischjagd nur ein einziges Mal stattgefunden?

Andererseits ließ die Struktur des *Hnj*-Programms erkennen, daß die Bilder und Texte keineswegs als in sich geschlossene Abfolge konzipiert waren, sondern um bereits vorhandene Einheiten – die Kultstellen des *Hnj*, der *Hnjt* sowie der *Htp* inklusive der zugehörigen Kommentierung – „herumgelegt“ werden mußten. Das erinnert entfernt an den Umgang mit Verwaltungsakten, in denen – ganz ohne tiefsinnigen Hintergrund – aus Gründen der buchhalterischen Erfassung die Informationen sukzessive auf den dafür vorgesehenen Datenträger aufgebracht wurden, obwohl die Binnenbezüglichkeit der relevanten Sachverhalte von der auf diese Weise erzeugten Form erheblichen abweichen konnte. Diese Assoziation stellt sich keineswegs zufällig ein, da wir, wie schon im Falle des *K3-j-m-njrt*-Programms, auch für das „Funktionieren“ der beiden El-Hawawisch-

Programme von der Existenz entsprechender Akten ausgehen müssen, die in den Verwaltungsbüros der Nekropole geführt wurden, und in denen alle für den Betrieb der Anlagen relevanten Sachinformationen zusammengeführt worden waren. Auch wenn die Struktur des Programms der Querhalle bei *Ttj* von den für *K3-j-m-nfirt* postulierten Gestaltungsprinzipien abweicht – in ihrer (anzunehmenden) Verwaltungstechnischen Grundlage gehen beide Programme wieder zusammen. Dafür sprechen nicht zuletzt die jeweils gezeigten Zensus-Ereignisse, vor allem aber die in einigen Szenen und Motiven eingefügten Schreiber und Registraturkräfte (KH.Abb.3 / KH.Abb.4 zerstört, vgl. die beiden *zš-pr* bzw. *zš-sp3t* „Haus-“ bzw. „Gauschreiber“: Kanawati 1981: 38 Abb. 26).

Damit versteht der moderne Betrachter zwar noch nicht, nach welchen Kriterien *Snj* und *Jzzj* ihre epigraphische Auswahl trafen und jene Auszüge anfertigten, die die Aktenlage für die Kultbetriebe des *Ttj* bzw. des *Hnj* repräsentieren sollten. Aber er bekommt wie schon bei *K3-j-m-nfirt* ein sicheres Gespür dafür, daß ihm Informationskonglomerate weitaus größeren Umfangs fehlen, die nicht nur das „Funktionieren“ von Grab und epigraphem Programm gewährleisten, sondern vor allem auch sein Verständnis derselben nachhaltig fördern würden – wenn sie denn noch existieren würden.

Lebenssituationen:

Das Programm des *š3t-htpw: Htj*

Gräber, Akten und Personen

Gräber werden von Personen für Personen gebaut – und in der Regel gehen wir für das Alte Reich davon aus, daß die genannten Personengruppen in eine zusammenfallen, d.h. daß ein Kultempfänger bzw. eine entsprechende Empfängerin den Grabbau einschließlich des angeschlossenen Kultbetriebes initiierte, organisierte und in seinem bzw. ihrem Namen *für sich selbst* ausführen ließ. Der hohe Aufwand, den die Durchführung eines solchen Unternehmens mit sich brachte, wurde also durch ein vergleichbar hohes Maß an Eigennutzen gestützt. In vielen Fällen, so etwa auch bei *K3-j-m-nfirt* in Saqqara deuten die personenbezogenen Informationen der epigraphen Programme tatsächlich auf solche Verhältnisse hin – zumindest haben wir keine Anhaltspunkte, diesbezüglich in

eine andere Richtung hin zu überlegen, und insofern haben die bisher vorgeschlagenen Erklärungsszenarien ihre volle Berechtigung.

Das bedeutet aber keineswegs, daß der moderne Betrachter leichten Gedankens zu einer sicheren Vorstellung davon käme, in welcher Weise in den gegebenen Fällen das Grab mit der Biographie seines „Besitzers“ in Verbindung zu bringen wäre. Zumeist fehlen genau jene Angaben, die für die Klärung dieser aus moderner Sicht so wichtigen Fragestellung von elementarer Bedeutung sind, und die Zahl der alternativen Antworten steht gleichsam im konträren Gegensatz zur einzelnen Person des „Grabbesitzers“. Wann initiierte der potentielle Grabherr die Planung und den Bau des Grabes sowie den zugehörigen Kultbetrieb? Auf welchen Personenkreis und in welcher Weise griff er hierbei zurück? Wann und in welcher Weise verfügte er über die hierfür erforderlichen Ressourcen? Das Meiste hiervon muß erschlossen oder gar postuliert werden, so daß der für das Verständnis der Zusammenhänge so entscheidende Faktor, der Mensch, wenn schon nicht im Dunkeln bleibt, so doch kaum aus demselben heraustritt.

Im Grunde ist es – der Leser möge die Schärfe der Formulierung verzeihen – argumentative Not, wenn die Forschung in diesem Zusammenhang auf den sozialen Status oder die Position auf der Lebenslinie des zur Disposition stehenden Grabherrn rekurriert. Was ersteren betrifft, so lassen sich hierfür die hinlänglich vorhandenen Titel und Titelreihungen verwenden; letztere dient sozusagen als argumentativer „Joker“, der sich trefflich ins Spiel bringen läßt, da die fraglichen Informationen zumeist völlig fehlen und der moderne Betrachter hier jede Konstellation postulieren kann, von der er *glaubt*, sie stütze den baulichen oder epigraphen Befund. Wenn etwa Simpson 1992: 1 mit Bezug zu Grab und Programm des *K3-j-m-nfirt* feststellt, „*it is likely that Kayemnofret died at an early age before marriage, and this may also in part explain the incomplete state of the decoration*“, dann ist das durchaus möglich und insofern nicht falsch. Aber man könnte den Befund um die fehlenden Personendaten sowie die Unterlassung jeglichen Hinweises auf andere Mitglieder seiner Familie auch anders erklären – ganz abgesehen von dem für sein „jugendliches“ Alter doch durchaus bemerkenswerten Tätigkeitsprofil des *K3-j-m-nfirt*, das seine Dienste an immerhin mindestens sechs verschiedenen Pyramidenanlagen und Sonnenhei-

Topographie und Ereignishorizont des Programmes des *K3-j-h3p: Tj-jkr*

Landschaftsraum/Örtlichkeit	Zyklus	Tätigkeit des Kultempfängers	Ereignis/Handlungsfolge	Ereignishorizont
<i>shwt</i> Dauersumpf	Marschenwirtschaft	Fischjagd <i>h3z sh(w)t nb(w)t</i>	Fischfang mit Schleppnetzen Fischfang mit Reusen und Angelh Vogelfang mit Klappnetzen Verschnüren der Flösse Tauromachie	w w w w w
		> <i>m33 h3 k3w</i>	Abtrieb der Rinder	w
		> <i>m33 k3(w)t sh3t nbt</i>	Wettkampf° Musik und Tanz°	w w
Alluvium	Ackerbau	> <i>m33 k3(w)t sh3t nbt</i>	Getreideaussaat Absicheln der Halme Bündeln und Abtransport	w w w
Wadiabhängige (?)	Ziegenhaltung		Ziegenhaltung und -verbiß	w/e (?)
<i>njwwt</i> Siedlung	Registratur	[<i>m33 ...</i>] <i>jrww m k3(w) ... w3t</i>	Heranführen der Ziegen Heranführen der Rinder Back- und Brauhandwerk Metallhandwerk Holzhandwerk Steinhandwerk Transport per Schiff zur Nekropole	w/e (?) w/e (?) w e e e e
Nekropole			<i>Kultstellenprogramm</i>	w

e: einmaliges Ereignis; w: sich wiederholendes Ereignis, tiw. mit zyklischem Charakter; w/e (?): unsicher, ob einmaliges oder sich wiederholendes Ereignis. – ° Handlungen nahe oder in den Siedlungen möglich. – Zur Verortung des Ziegenverbisses vgl. den laufenden Text. – Zum Kultstellenprogramm vgl. den laufenden Text.

lichtümern ausweist. Wohl gemerkt, ich halte den Schluß Simpson's – wie auch vergleichbare Postulate – für durchaus berechtigt. Nur sollte man sich darüber im Klaren sein, daß man auf hier eigentlich vom Befund des Grabes direkt auf die bezügliche Person schließt – und nicht umgekehrt, und obwohl das epigraphische Programm die hierfür erforderlichen Daten gar nicht bereithält.

Auf dieser Linie sind auch die Überlegungen bzgl. der Beteiligung des Grabherrn an den diversen Etappen und Stationen der baulichen Einrichtung des Grabes sowie der Konzeptionierung und Ausführung des epigraphischen Programms zu sehen. Ich meine hier nicht seine Rolle bei der Erfüllung der zugrundeliegenden juristischen und ökonomischen Voraussetzungen. Mir geht es in diesem Zusammenhang mehr um die Frage seiner persönlichen Einfluß- oder gar *aktiven* Teilnahme an der Erstellung des Bauplanes oder der Ausführung der Dekorationen. Für einige Anlagen des Alten Reiches ist in der Tat durch entsprechende Quellen gesichert, daß die Baustelle persönlich vom späteren Kultempfänger besichtigt wurde (Roth 1994). Vereinzelt existieren gar autobiographische Notizen, in denen er davon spricht, er habe sein Grab selbst „gemacht“ bzw. eingerichtet, was aber niemals dahingehend zu interpretieren ist, er habe höchstselbst die Mauerblöcke seines Grabes gestemmt, Zeichnungen an den Wänden desselben angebracht oder gar den Meißel geschwungen, mit dem man die Räume aus dem anstehenden Felsen brach. Was können wir letztlich aus solchen Informationen für unsere Fragestellung schließen? Etwa daß *alle* Grabherren ihre Gräber selbst „gemacht“ oder die Baustellen all ihrer Gräber inspiziert hätten? Selbst wenn wir in diese Richtung argumentieren würden, hätten wir nur wenig für die Frage um die direkte Einflußnahme des Auftraggebers auf den Verlauf der Arbeiten gewonnen. Angesichts des hohen Grades an Standardisierung, ja Normierung, die sowohl für die geometrischen Formen der Architektur als auch für die text- und bildlichen Einheiten der epigraphischen Programmatik zu beobachten ist, erscheint der Ansatz einer individuellen Beeinflussung seitens eines Auftraggebers oder „Grabbesitzers“ zwar nicht völlig abwegig, im Hinblick auf den archäologischen Gesamtbefund letztlich aber wenig hilfreich. Deswegen hinterlassen Argumentationen, denen zufolge der Grabherr in welcher Form auch immer direkt auf die Auswahl der Texte, Motive und

Szenen seines Programms eingewirkt hätte, stets den Eindruck einer gewissen argumentativen Hilflosigkeit, wird doch in den betreffenden Erklärungen auf (vermeintliche) Vorgänge zurückgegriffen, für die es nicht nur an konkreten Anhaltspunkten in den antiken Quellen mangelt, sondern – und das scheint in diesem Zusammenhang weitaus wichtiger – für deren Postulierung keine hinlängliche Notwendigkeit besteht.

Die Situation aus dem Blickwinkel des antiken Betrachters ist eine völlig andere. Wir *müssen* heute davon ausgehen, daß die personellen Konstellationen um den Betrieb eines Grabes ebenso intensiv verwaltungstechnisch behandelt und in entsprechenden Akten und Institutionen hinterlegt waren wie die zugehörigen Vermögens- und Verbrauchswerte. Der Name des „Besitzers“; die Lage und Bezeichnung seines Grabes; die am Betrieb beteiligten Personen, seien sie nun Mitglieder der Familie oder von außerhalb „eingekauft“; die Mengen und Arten der an den verschiedenen Festtagen einzusetzenden „Konsumgüter“ – all dies war umfangreich gelistet, auf das Sorgfältigste gebucht und konnte von zuständigen Personalien überprüft und ggf. auch verändert werden. Was uns Heutigen völlig fehlt, war in der Antike bestens bekannt – hatte den Charakter der Basisinformation, ohne die der Betrieb nicht funktionieren konnte, die man gleichwohl aber nur in den seltensten Fällen als tradierungswürdig einschätzte. Wenn sich dann doch einmal solche Basisinformationen wie etwa die Todes- und Bestattungsdaten der Prinzessin *Mr-sj-^cnh* in die steinerne Umgebung der epigraphischen Programmatik „verirrte“ (Dunham & Simpson 1974: 8, Abb. 2), dann ist das nicht nur ein Ausdruck für die Besonderheit des Ereignisses, sondern vor allem auch ein signifikanter Hinweis darauf, wie komplex die Datenlage in den Verwaltungshäusern der Nekropolen war, und wie genau hier gearbeitet, d.h. *aufgeschrieben*, wurde – und einmal mehr dafür, wie immens der Verlust des Primärquellenbestandes ausfällt, den wir heute durch unsere Interpretationsgefüge ausgleichen müssen.

Bei *K3-j-m-nfrt* waren wir in der glücklichen Lage, alle im archäologischen Zusammenhang des Grabes auftauchenden Informationen mit eben dieser einen einzigen Person in Bezug setzen zu können. Nicht, daß wir bei dieser Konstellation zu einer letztgültigen Interpretation von Grab, Programm und Kultbetrieb gekommen wären. Aber die Zahl der in perso-

ner Hinsicht für die Erklärung einzukalkulierenden Faktoren hielt sich doch in Grenzen. Bei *Ttj* in El-Hawawisch war der Sachverhalt schon ein wenig komplexer. Neben dem Grabherrn selbst traten hier seine Ehefrau *Rst* und vor allem sein Sohn *Hnj* in Erscheinung (vgl. KH.Abb.3 links und 5). Während erstere möglicherweise eine Rolle bei der Ingangsetzung und Durchführung des Kultbetriebes spielte, war letzterer zusätzlich in einer nicht exakt zu bestimmenden Weise an der Einrichtung von Grab und epigraphem Programm beteiligt. In seinem eigenen Grab schließlich ließ *Hnj* neben den für ihn selbst bestimmten Einrichtungen zusätzliche Bestattungs- und Kultbereiche für seine Ehefrau und eine seiner Töchter installieren. Dadurch war die Frage möglich, inwieweit der Zugriff auf die Vermögens- und Verbrauchswerte, deren Erzeugung an den Wänden der Querhalle dargestellt ist, auch die Ritualbetriebe der beiden weiblichen Familienmitglieder umfaßt. Darüber hinaus ließe sich eventuell sogar diskutieren, ob diese Konstellation nicht auch auf den Betrieb des Vaters *Ttj* ausgeweitet werden könnte. Gerade vor dem Hintergrund des engen räumlichen wie auch inhaltlichen Zusammenhangs, in dem beide Gräber stehen, könnte überlegt werden, ob und wenn ja, in welcher Art und Weise die Erzeugung und Sicherstellung des funerären Vermögens auf einem gemeinsamen Bemühen beider Personen basiert, was letztlich zu den auffallenden Übereinstimmungen in den Strukturen der beiden Programme sowie der bezüglichen Einheiten geführt hätte. Im Grunde ist nicht einmal auszuschließen, das epigraphische Programm des *Ttj* als einen Auszug aus dem des *Hnj* zu interpretieren, da dieser es gewesen wäre, der Verbrauchswerte aus seinem eigenen Vermögen für den Betrieb der Vater-Anlage abgezweigt hätte. Das Konstrukt, zu dem etliche alternative Ausführungen möglich sind, wirkt zugegebenermaßen recht spekulativ, setzt aber auf der genuinen Prämisse auf, daß die funerären Vermögens- und Verbrauchswerte eines Grabes buchhalterisch erfaßt waren und nach entsprechender Bearbeitung der Endverwendung zugeführt werden konnten. Die Prämisse besteht für das *K3-j-m-nfrt*-Programm wie für alle Gräber des Alten Reiches in gleicher Weise. Nur die Schlußfolgerungen sind wegen des Fehlens jeglicher weiterer „personeller Faktoren“, die in das Beziehungsgeflecht zwischen Kultabsendung und -adressierung eingebunden wären, nicht möglich.

Bei *š3t-htpw: Htj* wird die Sachlage nun noch etwas komplizierter – nicht nur, da die Zahl der erkennbar in den Kultbetrieb eingebunden Familienmitglieder noch weiter ansteigt, sondern auch, weil die jeweils vorliegenden verwandtschaftlichen Verhältnisse aufgrund des Erhaltungszustandes des Programmes nicht immer eindeutig aufzuschlüsseln sind. Neben *š3t-htpw: Htj* selbst empfangen möglicherweise auch zwei Frauen, *Mrt-jt-s* und *Hpt-k3-j*, gleichfalls kultische Verehrung. Dies ist aus dem Sachverhalt zu schließen, daß ihre Figuren Bestandteile der epigraphen Ausstattungen der beiden Scheintüren sind. In welchem genauen Verhältnis sie zu *š3t-htpw: Htj* standen, ist aufgrund der aktuellen Datenlage des Programms nicht erkennbar. Es könnte sich jeweils um eine Ehefrau, eine Tochter, aber auch um die Mutter handeln (vgl. Kanawati 2002: 12-13). Die Unsicherheit an diesem Punkt rührt vor allem daher, daß der obere Teil des Kultraumes mit den in diesen Bereichen befindlichen Namensbeischriften zerstört ist, so daß von der großformatigen Figur des Kultempfängers *š3t-htpw: Htj* abgesehen die Identitäten der übrigen großformatigen Figuren nicht über die Beischriften festzustellen sind. Als Kultabsender werden *mindestens* zwei Töchter sowie zwei Söhne erkennbar, wobei die diversen (möglichen) Homonymen, die für die innerfamiliären Verhältnisse des Alten Ägypten durchaus üblich sind, das interpretative Geschäft nicht gerade erleichtern. Ob also der an der Westwand erwähnte *z3=f nj ht=f š3t-htpw* mit dem gleichfalls dort abgebildeten Sohn *Htj* identisch ist (vgl. SH.Abb.7), läßt sich anhand des Programms ebenso wenig klären wie die Frage, ob es sich bei den an der nördlichen Scheintüre des Kultraumes (vgl. SH.Abb.7 rechts) bzw. im nördlichen Gewände des Torweges (SH.Abb.3) namentlich als *Mrt-jt-s* ausgewiesenen Frauenfiguren um Mutter und Tochter oder möglicherweise doch nur um eine einzige Person handelt, nämlich seine Tochter – und im Grunde bleiben auch die Rollen der Ehefrau(en) bzw. Töchter *Mrt-jt-s* und *Hpt-k3-j* im Unklaren, die ebenso gut als zentrale Kultabsenderinnen fungieren könnten.

Damit nicht genug: Im nördlichen Teil der Ostwand des Kultraumes befindet sich ein Szenarium mit zwei großformatigen Figuren, deren Namensbeischriften völlig zerstört sind, so daß die sichere Zuweisung einer personellen Identität nicht mehr möglich ist (SH.Abb.5). An der direkt anschließenden nördlichen Schmalwand sind zwei weitere groß-

formatige Figuren abgebildet, für die sich anhand der geringen Beischriftfragmente „so gerade noch“ erkennen läßt, daß es sich um *š3t-htpw: Htj* und *Mrt-jt-s* handelt (SH.Abb.6). Auf Anheb ließe sich für beide Blöcke folgende personelle Konstellation konstruieren: Analog den Angaben der beiden Scheintüren an der Westwand des Kultraumes wären jeweils *š3t-htpw: Htj* selbst und seine Ehefrau(en) bzw. Tochter oder Töchter (sic) abgebildet. Wem das nicht ausreicht, der hat nun zusätzlich noch die Möglichkeit, die Eltern des „Grabbesitzers“ ins Spiel zu bringen. Bei den großformatigen Figuren des Nordteiles des Ostwand könnte es sich ggf. um den Vater und die Mutter des *š3t-htpw: Htj* handeln bzw. um diesen selbst und seine Mutter (vgl. Kanawati 2002: 12-13, 28). Wie man die personelle Situation um das Grab des *š3t-htpw: Htj* auch immer vorstellt – sie ist doch „etwas“ komplizierter als bei *K3-j-m-nfrt* und selbst bei *Tjtj*, und entsprechend schwieriger wird das Unterfangen sein, *eindeutige* Bezüge zwischen den Kultabsendern und -adressaten herzustellen.

Stärker noch als in Saqqara und El-Hawawisch dürfte zudem die Einbindung des Grabes in die Gesamtstruktur der Nekropole *en échelon* in Gisa seine informative Situation und damit die Inhalte seines epigraphen Programms beeinflusst haben. Auch die Anlagen von *Tjtj* und *Hnj* waren Bestandteile der in sich geschlossenen Gräbergruppe El-Hawawisch H.24-27 (Kanawati 1980: 14-15 / Kanawati 1992: Abb. 15), für die wir allerdings annehmen müssen, daß sie erst sukzessive mit der Installierung der einzelnen Einheiten entstanden ist. Die Sachlage ist bei den auf einen prognostizierten Bedarf hin konzipierten „Gräberstraßen“ der Kernnekropolen in Gisa eine völlig andere. Hier werden die Menge möglicher Kultbetriebe sowie die Lage und der Umfang der zugehörigen baulichen Einrichtungen *im Vorhinein* festgeschrieben. Mit entsprechenden Verfahrensweisen ist also auch bei der Planung, Erzeugung und Lagerung der jeweiligen Verbrauchs- und Vermögenswerte zu rechnen, was seinerseits wiederum Auswirkungen auf die Ausgestaltung der einzelnen epigraphen Programme gehabt haben dürfte.

Das Ganze hat bekanntermaßen einen gesellschaftspolitischen Hintergrund, der – so wichtig er für die kulturgeschichtliche Einordnung der Gesamtsituation auch ist – an dieser Stelle nicht weiter interessiert. Hier sei vielmehr auf die verwaltungstech-

nische Seite hingewiesen, deren Aktenlage die Konzeptionierung der epigraphen Programme der „vorkonfektionierten“ Gräber nicht unwesentlich beeinflusst haben dürfte. Zu *š3t-htpw: Htj* existieren eine Reihe auffallender „Parallelprogramme“ wie z.B. *Nswt-nfr* (Gisa.4970, Junker 1938 / Kanawati 2002), *Mr-jb* in Berlin (Gisa.2100-I-annexe, Priese 1984), *K3-j-nswt* in Wien (Gisa.2155, Junker 1934) oder *Whm-k3-j* in Hildesheim (Porter & Moss 1974: 114-115 / Kayser 1964). Den bemerkenswerten Übereinstimmungen in Auswahl und Anordnung der Szenen und Motive, die von nicht weniger frappanten Binnenbezügen der eingebundenen Personenkreise begleitet werden, stehen allerdings auch immer wieder markante Abweichungen und Unterschiede gegenüber. Trotz des zugegebenermaßen hohen Grades an „Parallelität“ – letztlich stimmt kein Programm mit einem anderen überein.

Natürlich ist es möglich, solche Verhältnisse unter Verweis auf das dekorationstechnische *procedere* zu erklären, wie das etwa schon Junker 1934 bzw. 1938 getan hat. Es seien eben bestimmte Abschnitte eines Programmes aus einem anderen „herauskopiert“ worden, was allerdings voraussetzt, daß der Begriff der „Kopie“ wirklich leistungsfähig genug ist, die hier anzusetzenden Vorgänge zu beschreiben. Ganz abgesehen von der Frage, warum bestimmte Teile eines Programmes „kopiert“ wurden, andere hingegen nicht, dürfte die gemeinsame verwaltungstechnische Situation der genannten Gräber einen maßgeblichen Anteil nicht nur an den programmatischen Übereinstimmungen, sondern auch an den vermeintlichen Unklarheiten und Mehrdeutigkeiten haben, die oben für die personellen Verhältnisse des *š3t-htpw*-Programms angedeutet wurden. Wenn (1) der Ansatz richtig ist, daß die Inhalte der epigraphen Programmatik mit der Organisation der Verbrauchs- und Vermögenswerte eines Grabes und seines Kultbetriebes in Verbindung stehen, und (2) die diesbezüglichen Informationen in spezifischen Aktencorpora gelistet und zur Überprüfung aufbewahrt wurden, dann ist durchaus damit zu rechnen, daß die bei der Abfassung der Akten eingesetzten buchhalterischen Techniken ihrerseits die Ausführung der epigraphen Programme beeinflussten. Das könnte u.a. bedeuten, daß ein bestimmter Sachverhalt wie etwa die exakte Konstellation eines Personenkreises, der für *mehrere* Gräber in gleicher Weise zutrifft, nur *ein einziges Mal* verzeichnet wird, worauf dann ggf. mit-

tels spezifischer Techniken verwiesen werden kann. Für das Verständnis der einzelnen Programme und den Ablauf der Kultbetriebe in den Gräbern vor Ort werden diese Informationen als bekannt vorausgesetzt und nicht erneut abgebildet. Einmal mehr steht der moderne Betrachter vor der Situation, daß Informationen, die für das „Funktionieren“ bzw. das Verständnis eines epigraphen Programmes wichtig sind, fehlen, sei es, daß sie im Zuge der Jahrhunderte und Jahrtausende verlorengegangen und nicht mehr erhalten sind; sei es, daß man sie aus Gründen der ihres trivialen Charakters oder auch der Verwaltungstechnik gar nicht erst in das epigraphische Programm aufnahm.

Architektur: Gräber und Nekropolen

Wie bei *K3-j-h3p: Ttj-jqr* in El-Hawawisch präsentieren Mastaba und Kultraum des *33t-htpw: Htj* einen hinlänglich gesicherten archäologischen Zusammenhang. Das Grab ist Teil des sog. Westfriedhofes von Gisa und liegt nahezu im Zentrum der von Reisner als *en échelon* apostrophierten Teilnekropole, deren Straßen und Häuser sich westlich des gewaltigen Kult- und Bestattungskomplexes *3ht-Hwfw* erstrecken und stark an dessen Einfassung und Pyramide heranreichen. Nach Reisner-Zählung ist dem *33t-htpw*-Komplex die Nummer „Gisa 5150“ zugewiesen. Wie dieser Bezifferung zu entnehmen ist, rechnet es damit in seiner Grundsubstanz zu den Bauten des Kernplanes dieser Nekropole und liegt etwa mittig in deren zweiter Häuserreihe (Porter & Moss 1974: 149-150, Tf. 7, 16 / Junker 1934, Tf. 1).

Die ursprüngliche Planung des Grabes, die mit dem Grundplan der Nekropole *en échelon* zusammengehen dürfte, brachte den Tumulus auf die Gesamtmaße von 23,90 x 9,50 m. In diesen wurden zwei unterirdische Bereiche eingebaut (Kanawati 2002: 19-20). Nur der nördliche Einbau mit Schacht und Sargkammer konnte allerdings mit Sicherheit dem Erstplan zugewiesen werden, da für die Konstruktion des Nordschachtes dasselbe recht gleichmäßig zugehauene Steinmaterial zum Einsatz kam, das man auch bei der Vermauerung der Außenstrukturen des Tumulus verwendete. Beim Süd-schacht mußten dagegen unterschiedliche Gesteinsarten erhalten, die teilweise auch ungleichmäßig gearbeitet waren (Junker 1934: 178). Glücklicherweise blieb die nördliche Sargkammer trotz ihrer beachtlichen Maße von 317 x 205 cm völlig unange-

tastet, so daß der hier eingestellte hölzerne Sarkophag einschließlich seines Innensarges vollständig geborgen werden konnte. Beide befinden sich heute im Ägyptischen Museum Kairo (JdÉ 49695 / Porter & Moss 1974: 150 / Junker 1934: 178-179, Tf. 14). Sie sind, wie aller Wahrscheinlichkeit nach der gesamte Bau der ersten Planung, anepigraph. Mit diesem Befund wiederum geht zusammen, daß die Kammer keinerlei Beigaben barg. Ein eigener Kultraum existierte in dieser ersten Phase noch nicht (Junker 1934: 174ff.).

Diese Situation, so bescheiden sie auf den ersten Blick wirkt, rückt indes einen Faktor in den Blickpunkt der Betrachtung, der bereits mehrfach angeklungen ist und das heutige Verständnis weniger der baulichen als vielmehr der personellen Zusammenhänge im Bereiche der Gisa-Nekropolen der 4. und 5. Dynastie stark beeinflusst hat. Das Verhältnis zwischen der Architektur eines Grabes und seiner personellen Verknüpfung mit Bestattung und Kultbetrieb ist keineswegs so unauflöslich, wie es die Behandlung in der Literatur hin und wieder nahelegt. Bei wörtlichem Verständnis ist die Situation um den Mastabakomplex „Gisa 5150“ in der Tat dahingehend zu interpretieren, daß die Nekropole geplant und die einzelnen Grabhäuser gebaut wurden, *ohne* daß bereits eine Verteilung auf konkrete Personen feststand. Deswegen tragen die bis zu diesem Zeitpunkt errichteten Architektureinheiten keinerlei epigraphen Informationen – zumindest nicht solche, die die Existenz einer historischen Person voraussetzen (vgl. Jánosi 2004).

In einem nicht näher einzugrenzenden Zeitraum nach Fertigstellung der Nekropole *en échelon* wurde der Mastabatumulus „Gisa 5150“ auf seiner gesamten Front um etwa vier Meter nach Osten hin verbreitert, so daß er nun die Gesamtmaße von 23,90 x 13,60m erreichte. Diese Erweiterung ragte in den Verlauf des östlich gelegenen Straßenzuges hinein. Dennoch stellte diese Veränderung den zuständigen Architekten vor keine Probleme, da entgegen der (anzusetzenden) Vorgaben des Gesamtplanes der Nekropole in diesem Bereich offensichtlich keine weiteren Mastabas geplant und die Flächen somit frei geblieben waren. Die direkt nordöstlich von *33t-htpw* gelegene Mastaba des *Tntj* entspricht in ihren Außenmaßen gleichfalls nicht dem Kernplan des Friedhofes *en échelon* und dürfte, obgleich in der Flucht der hier verlaufenden Häuserzeile befindlich,

deswegen ebenfalls erst später entstanden sein (Porter & Moss 1974: 150, Tf. 16).

Infolge der jetzt erheblich vergrößerten Baumas- se ließ sich in der südöstlichen Ecke des Tumulus „Gisa 5150“ ein Kultraum für *š3t-ḥtpw* installieren (vgl. SH.Abb.1 / Kanawati 2002: Tf. 39). Aus den bau- lichen Verhältnissen läßt sich der Schluß ableiten, daß der nachträglich entstandene Bedarf an einem geschlossen Raum das Hauptmotiv für die Erweiterung des gesamten Tumulus bildete. Denn sowohl in der Vermauerung des Kultraumes als auch der der sekundären Ostfront kam Steinmaterial zum Einsatz, das hochwertiger als das des Ursprungsbaus und zudem auch sorgfältiger verarbeitet worden war (Junker 1934: 174). Überdies hat man die Bau- planänderung dazu genutzt, die Außenwände des Tumulus durchgängig in abgetreppter Form auszu- führen.

In baulicher Hinsicht ist die zweite Phase des Mastabatumulus „Gisa 5150“ gekennzeichnet durch die Erweiterung des Tumulus selbst, die Installie- rung des gedeckten Kultraumes in dessen südöstli- chem Teil sowie den Einbau zweier kleiner Statuen- kammern („Serdab“), die man ohne begehbare Ver- bindung direkt hinter den beiden Scheintüren der Westwand des Kultraumes einbaute. Bedauerlicher- weise waren sie bereits bei der Aufdeckung stark zer- stört. Deswegen läßt sich nur für die südliche Kam- mer eine direkte Verbindung zum Kultraum nach- weisen. Diese bestand aus einem 12,5 x 1,5 cm schmalen Spalt, der sich unterhalb des Rundbalkens des oberen Wandabschlusses befand. Es ist zu ver- muten, daß eine ähnliche Öffnung auch vor der nörd- lichen Statuenkammer existierte. Aufgrund der Zer- störungen, unter denen der obere Teil der nördlichen Hälfte der Westwand gelitten hat, ist diese heute jedoch verloren (Junker 1934: 175). Besondere Beachtung verdient schließlich die 12 x 40 cm mes- sende Öffnung im oberen Teil der südlichen Schmal- wand, die augenscheinlich dem Lichteinfall diente, und die man deswegen auch als „Fenster“ bezeich- nen könnte, wengleich sie selbstredend über keine Verschlussvorrichtungen verfügte.

Zum erweiterten Teil des Tumulus rechnen schließlich auch zwei Schächte mit zugehörigen Sargkammern, die die Gesamtzahl der unterirdi- schen Bereiche der Mastaba „Gisa 5150“ auf vier erhöht. Die chronologische Zuordnung dieser *späteren* Bestattungseinrichtungen ist schwierig.

Die Außendimensionen ihrer Raumeinheiten blei- ben deutlich hinter denen der Bestattungsbereiche des Ursprungsplanes zurück. So weisen z.B. die Schächte mit 1,40 m bzw. 1,10 m gegenüber 2,30 m bzw. 2,10 m spürbar kleinere Außenmaße auf. Im Falle des nördlich gelegen Schachtes scheint die Kammer sogar unfertig zu sein. Da keinerlei Hinwei- se gefunden wurden, die eine annähernd sichere Zeiteingrenzung ermöglichen, ist nicht auszusch- ließen, daß diese Bereiche „tertiär“ in den *š3t-ḥtpw*- Komplex eingefügt wurden und sogar einer Epoche nach dem Alten Reich angehören (Junker 1934: 178 / Kanawati 2002: 19-20).

Das Hauptcharakteristikum der zweiten Baupha- se ist die Ausstattung, zur der im wesentlichen das epigraphische Programm der Anlage sowie die Statuen in den gleichnamigen Kammern rechnen. Der Ein- gangsbereich des Kultraumes ist baulich durch einen kleinen „Vorhof“ gekennzeichnet. Die Außenwand des Tumulus nimmt hierbei auf einer Länge von 320 cm einen etwa 40 cm tiefen Einschnitt auf, an dem dieser „Hof“ in baulicher Hinsicht erkennbar wird. Exakt im Zentrum der Rückwand und damit in der Mitte der Fassade öffnet sich ein Durchlaß, der den Besucher durch den obligaten Tiefgang in den Kul- traum geleitet. Die Lage der Raumelemente ist in Anlehnung an den Gesamtplan des Westfriedhofes von Gisa streng an den Himmelsrichtungen orien- tiert. Die Längsachse des Vorhofes ist nord-/südlich ausgerichtet, die des Tiefgangs genau um 90° gewendet und ost-/westlich orientiert.

Bedauerlicherweise war von der auffälligen epi- graphischen Ausstattung des Eingangs zum Zeitpunkt der archäologischen Aufnahme kaum noch etwas vorhanden. Das erhaltene Architrav-Endstück gibt nur noch den abschließenden Namensweis bzgl. des Kultempfängers *š3t-ḥtpw: Ḥtj* nebst einer deter- minierenden figürlichen Darstellung (SH.Abb.2 links). Die vorangehende Titelfolge ist ebenso voll- ständig verloren wie etwaige *ḥtp-dj-nswt*-Formeln, die die Legitimation des Kultbetriebes festhalten wür- den. Der Rundstab im Durchgang ist auffälligerwei- se anepigraphisch. Die Seitenwände links und rechts der Eingangsöffnung trugen augenscheinlich weder figürliche noch inschriftliche Einheiten. Dennoch waren sie dekoriert. Ihre Relieferungen setzten 100 cm über dem Boden ein und imitierten die Fassade des königlichen Palastes (Junker 1934: 174). Von ihnen sind bedauerlicherweise bislang keine photo-

graphischen Aufnahmen veröffentlicht worden; allerdings finden sich in Kanawati 2002: Tf. 41 mittlerweile zumindest einige diesbezügliche Strichzeichnungen.

Der Eingangsbereich des Grabes wurde seinerseits durch einen recht großen Ziegelvorbau umschlossen, zu dem sich allerdings aufgrund des ruinösen Erhaltungszustandes kein rechtes Verständnis einstellen will (vgl. SH.Abb.1). Vor allem wird nicht erkennbar, ob er wirklich Bestandteil des Ursprungskonzeptes ist, das neben dem unmittelbar anschließenden Vorhof nebst Eingang auch die Einrichtung des Kultraumes bestimmte. Deswegen erscheint es auch höchst spekulativ, ihn direkt mit der epigraphen Ausstattung des Einganges oder auch dem Kultraum selbst in Verbindung bringen zu wollen dahingehend, er habe diese Räume abgedeckt oder gar geschützt (Junker 1934: 177), was angesichts der Einbindung der Anlage in den geschlossenen Gräberverbund der Nekropole auch eher unwahrscheinlich wäre.

Im Schutt vor der Mastaba wurde überdies der Mittelteil eines Standbildes gefunden, das Junker 1934: 179 wohl aufgrund der Fundposition dem *š3t-ḥtpw* und damit dem Programm der Mastaba zuordnete. Vorausgesetzt, diese Annahme träfe trotz der mehr als dürftigen Informationslage zu, dann ließe sich überlegen, ob diese Statue ursprünglich vor einer der beiden Seitenwände des Eingangs, d.h. vor der Fassade, gestanden hätte. Dieser Gedanke ist durchaus nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Denn die fraglichen Wandflächen waren mit Fassadendekor und *nicht* mit figürlichen Darstellungen bzw. Inschriften besetzt, die ggf. von einer davor postierten Statue verdeckt worden wären. Läßt man sich auf die kleine Gedankenspielerei ein, so wäre weiterhin zu überlegen, ob es zu der vorhandenen Statue des *š3t-ḥtpw* ursprünglich nicht auch ein Komplementärstück gegeben hätte, das im gegebenen Falle auf der gegenüberliegenden Seite des Eingangs plaziert worden wäre. Für die personelle Identität dieser Statue käme neben dem bereits erwähnten Kultempfänger *š3t-ḥtpw* selbst auch seine Ehefrau oder Tochter *Mrt-jt-s* bzw. *Hpt-k3-j* in Betracht.

Die Öffnung, die den Torweg zum Kultraum einleitet, ist exakt auf das Zentrum der Eingangsfassade ausgerichtet (SH.Abb.1 / Kanawati 2002: Tf. 39), d.h. die Seitenwände beiderseits des Eingangs haben jeweils die gleiche Länge – ein architektoni-

sches *feature*, das nicht nur typisch ist, sondern geradezu eine normenhafte Wirkung auf die bauliche Gestaltung des Einganges eines funeren Kultbereiches hatte. Der Tiefgang erreicht eine Gesamtlänge von 157 cm bei einer Breite von 80 cm. Er führt geradewegs zum Kultraum und ist beidseitig mit epigraphen Einheiten belegt. An seinem westlichen Ende wurde er auf einem Stück von 42 cm beidseitig für den Einbau der Holztüre erweitert (Junker 1934: 175). Die Wandrücksprünge sind leicht ungleichmäßig ausgeführt. Rechts befinden sich die Vorrichtungen zur Aufnahme der Türangel; der linke Rücksprung ist etwas länger ausgeführt und nimmt bei geschlossener Türe den Anschlag derselben auf. Vom Vorhof aus kommend öffnet sich die Türe für den Besucher also nach innen und nach rechts, so daß das Türblatt auf einer Länge von ca. 38-40 cm in den Kultraum hineinragt. Daß man beim Einbau der Türe die vorgesehenen bzw. vorhandenen Dekorationen beachtete, läßt sich mit gebotener Vorsicht aus der Ausstattung der ost- bzw. westseitigen Flächen der angesprochenen Rücksprünge entnehmen. Während man das Wandstück neben dem Türanschlag zur Anbringung einer sechsteiligen Figurenfolge nutzte (SH.Abb.4 rechts / Kanawati 2002: Tf. 42c), blieb die Komplementärfläche mit den Drehelementen auf der gegenüberliegenden Seite anepigraph.

Wie bereits bei *K3-j-m-nfrt* und *Ttj* erstreckte sich die epigraphische Ausstattung auch bei *š3t-ḥtpw* vom Eingangsbereich über den Torweg bis hinein in den Kultraum, dessen vier Wände man „rundum durchdekorierte“. Beachtung verdient überdies die Kultstelle am nördlichen Ende der Außenmauer, die im wesentlichen aus einer anepigraphen Scheintüre sowie einer mächtigen, im Boden implantierten Steinplatte bestand (Junker 1934: 175-176, Tf. 12b / Kanawati 2002: Tf. 3). Im Schutt des Korridors vor der Mastaba wurde schließlich das Bruchstück eines Architravblocks gefunden, das in verhältnismäßig großen Zeichen den Beginn einer *ḥtp-dj-nswt*-Formel enthält (SH.Abb.2 rechts). Ob dieses Fragment mit der namentlichen Nennung des Grabherrn aus dem Bereich des Eingangs in den Kultraum (SH.Abb.2 links) zu verbinden ist, bleibt ebenso zweifelhaft, wie seine Zugehörigkeit zur Anlage überhaupt.

Während die Fassadenwände beiderseits des Eingangs sog. Palastfassadendekor und damit keine anderweitigen figür- oder inschriftlichen „Dekora-

tionen“ aufweisen, zeigen die Gewände des Tiefgangs zum Kultraum vor dessen Eingangstüre zwei Szenarien mit großformatig ausgeführten Figuren der Kultempfänger. Ihre Bewegungsrichtungen gehen jeweils nach außen – gerade so, als ob sie sich einem möglichen Besucher zuwenden würden. Auf der Nordwand des Torweges befindet sich eine Speisetischszene, in der zwei Priester, der *hrj-wdb* sowie der *wij*, im Zuge der Ausführung ritueller Tätigkeiten für *š3t-htpw* dargestellt sind (SH.Abb.3 / Kanawati 2002: Tf. 3b, 43a). Die personelle Identität der Figur des Grabherrn ist über eine dreizeilige Namensbeischrift abgesichert. Diese ist in ihren oberen Bereichen ebenso zerstört wie die einleitende *htp-dj-nswt*-Formel, die die Richtigkeit des Ritualbetriebes in dieser Anlage dokumentiert. Im Rücken der Figur des *š3t-htpw* befindet sich die kleinformatige Figur seiner Tochter *Mrt-jt-s*, die möglicherweise als Kultabsenderin fungiert, vor dem Hintergrund der allgemeinen personellen Verhältnisse aber auch als Kultempfängerin in Frage kommen könnte.

Die epigraphen Einheiten der anderen Seite sind bedauerlicherweise größtenteils zerstört (SH.Abb.4 links / Kanawati 2002: Tf. 43b). Vorhanden sind die unteren Bereiche der großformatigen Figuren eines Mannes und einer Frau, die gemeinsam auf einem Hocker sitzen. Bei dem Mann dürfte es sich aller Wahrscheinlichkeit nach erneut um *š3t-htpw* handeln. Die Identität der Frau ist verloren; in Frage kämen die Ehefrau(en) bzw. Töchter namens *Mrt-jt-s* bzw. *Hpt-k3-j*. Direkt vor der Figur des männlichen Kultempfängers ist, erneut in kleinformatigem Maßstab, einer seiner Söhne wiedergegeben, der als Kultabsender zu interpretieren ist, da das Programm keinerlei anderweitige Hinweise bereithält. Von den Inschriften hat sich nur das Schlußstück der ersten Zeile erhalten, das auf einen vergleichbaren Aufbau wie an der gegenüberliegenden Südwand hindeutet. D.h. die erste Zeile gibt die sog. *htp-dj-nswt*-Formel und überliefert die legitimativen Grundlagen der funären Einrichtung; die nachfolgenden Zeilen enthalten die personellen Daten, insbesondere die der beiden großformatig ausgeführten Kultempfänger. Ob darüberhinaus einstmals auch für die kleinformatige Figur des Sohnes eine Namensbeischrift vorhanden war, erscheint angesichts der gedrängten Platzverhältnisse recht zweifelhaft.

So wie sich die Eingangsausstattung bei *š3t-htpw* präsentiert, unterscheidet sie sich deutlich von den

vergleichbaren Bereichen des *K3-j-m-nfrt* bzw. des *Ttj*. Vor allem die Speisetischszene an der nördlichen Wand des Torweges (SH.Abb.3) scheint die zentralen Inhalte der engeren Kultstellenausstattung gleichsam vorwegzunehmen und dieselbe geradezu nach außen zu verlagern. Was etwa bei *Ttj* begründetermaßen in die „innersten“ Abschnitte der Raumfolge, den „shrine“, verlegt worden war – damit wird der Besucher bei *š3t-htpw* scheinbar direkt am Eingang konfrontiert. Entweder liegt bei *š3t-htpw* ein anderes Programmverständnis zugrunde, demzufolge die Verortung eines Ereignisses für die programmatische Struktur keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielt, oder aber wir befinden uns gar nicht am Eingang des Grabes, zumindest nicht in der Form, die die entsprechende epigraphische Ausstattung bei *K3-j-m-nfrt* bzw. *Ttj* steuerte.

Ich komme auf einen Punkt zu sprechen, der bei der Erklärung von „Grabdekorationen“ gerne „außen vor“ gelassen wird, obgleich er doch nicht unmaßgeblich in ihre Gestaltung, zumal die der Grabeingänge, eingreift. „Dekorationen“ oder epigraphische Ausstattungen sind stets Bestandteile einer umliegenden Architektur, deren Funktion sie in einer von Fall zu Fall variierenden Weise kommentieren. Es ist also naheliegend, wenn nicht gar notwendig, bei der Ausdeutung des einen Faktors den anderen miteinzubeziehen. Die erwähnte Architektur, d.h. das Grabhaus bzw. die bauliche Substanz, dessen Wände als epigraphische Datenträger fungieren, ist nun seinerseits Bestandteil eines umliegenden, größeren Gefüges, in das es eingebunden ist, und zu dem als Ganzem es in einem kausalen Zusammenhang steht. Jedes Grab ist Teil einer *Stadt von Gräbern*, einer Nekropole, d.h. eines klar umgrenzten Bezirks am Rande der ökonomisch nutzbaren Teile der Nillandschaft, in dem ihm ein eindeutiger Platz zugewiesen ist, und an dessen Abläufen es in vorher festzulegender Weise partizipiert. Erneut erscheint es naheliegend, bei der Erklärung des einen Faktors den anderen nicht auszuschließen. So wie man bei der Interpretation der „Dekoration“ auf die Architektur des Grabes zurückgreift, rekurriert man bei der Ausdeutung des „Grabes“ auf die Rolle der Nekropole.

Das allerdings ist ein mehr als schwieriges Geschäft, da der Nekropolenbegriff, so wie ihn die Forschung in der Regel auslegt, kaum mehr als die Summe der archäologisch nachweisbaren Gräber eines bestimmten Gebietes ausmacht. Der eine oder

andere Leser wird ahnungsvoll „nicht schon wieder“ stöhnen – aber ich komme nicht umhin, ihn einmal mehr mit der Tatsache zu konfrontieren, daß wichtige Informationen und Faktoren fehlen, deren Kenntnis im Grunde unabdingbar für ein adäquates Verständnis der Zusammenhänge wären. Wie verliefen die Grenzen einer Nekropole? Wie waren diese befestigt, und wo befanden sich die Eingänge? Wo lagen die Verwaltungshäuser, die Materiallager, die Weiden der zugewiesenen Rinder und Wildtiere? Wie gestaltete sich die Wegesituation zwischen den diversen Einrichtungen und insbesondere zu den Gräbern? So *unwegsam*, wie sich etwa das heutige Gelände im Bereich der Nekropole von El-Hawawisch präsentiert, war es in der Antike mit Sicherheit nicht. Daß auch diese Faktoren und deren Zusammenspiel der historischen Prozeßhaftigkeit unterworfen waren, unterstreicht wieder einmal mehr als schmerzlich, wie viel verloren ist, was in der Erklärung eines einzelnen aus der archäologischen Landschaft herausselektierten Elementes wie eines Grabes eigentlich zu berücksichtigen wäre.

Für die Nekropolen von Gisa sieht die archäologische Gesamtsituation ein klein wenig besser aus – nicht sehr viel, aber doch immerhin so viel, daß wir daran einige vorsichtige Überlegungen zu der vermeintlich irritierenden „Eingangsausstattung“ bei *š3t-htpw* anknüpfen können. Ungeachtet der Komplexität der historischen Entwicklungen sind die verschiedenen Kernnekropolen um die drei großen Pyramidenanlagen von Gisa *in sich* nicht nach und gewachsen, sondern gehen jeweils auf einen einzigen Gesamtplan zurück. Dies gilt neben dem wichtigen Ostfriedhof vor der Pyramide *š3t-Hwfw* auch für die diversen Abschnitte des sog. Westfriedhofes, namentlich die Abschnitte „Gisa 4000“, „Gisa 6000“ oder „Gisa 5000“, zu dem u.a. auch die Anlage des *š3t-htpw* und seiner Angehörigen rechnet. Zusammen mit den anderen Gräbern des Abschnittes „G.5000“ bildete die Anlage also einen noch heute erkennbaren geschlossenen Bezirk, zu dem möglicherweise ein zentraler Zugang existierte. Vor dem Hintergrund dieser Vermutung ist nicht auszuschließen, daß bestimmte Funktionen üblicher Eingangsausstattungen auf diesen Generaleingang übertragen worden waren. Eventuell befanden sich hier z.B. Listen jener Grabanlagen, die man über ihn erreichen konnte, oder auch legitimative Äußerungen, die sich in vergleichbarer Weise nicht auf ein

einzelnes Grab, sondern auf alle Gräber innerhalb des Bezirkes bezogen.

Es erscheint mir nicht unmöglich, daß der Besucher der Anlage des *š3t-htpw* beim Erreichen derselben bereits einen Teil jener Informationen hat aufnehmen können, deren Gesamtheit ihm in anderen Nekropolen wie etwa Saqqara oder El-Hawawisch erst direkt vor den einzelnen Gräbern mitgeteilt worden wäre. Er hätte mithin bereits einen „Eingang“ durchschritten, so daß er, ausgerüstet mit bestimmten Daten der epigraphen Grundausrüstung, schon an der nördlichen Kultstelle vor der Außenfassade des Grabes personenbezogene Ritualdienste hätte verrichten können, obgleich die hier befindliche Scheintüre überhaupt keine epigraphische Ausstattung aufwies. Palastfassadendekor und Speisetischszene im Bereich des Eingangs zum Kultraum, d.h. an der „südlichen „Kultstelle“ des Tumulus, deuten an, daß an dieser Stelle eventuell ebenfalls Ritualdienst durchgeführt werden konnte, ohne daß der zuständige Priester den Kultraum hätte betreten müssen. Es wäre verführerisch, die oben im Zusammenhang des Vorhofes erwähnten Statuen sowie den aus Ziegeln errichteten Vorbau gleichfalls in dieses argumentative Gefüge einzubauen und auf diese Weise eine Art „Statuenhaus“ zu rekonstruieren, das man vor dem Eingang eingerichtet und das einen eigenen, von den Belangen des Kultraumes unabhängigen Verehrungsbetrieb ermöglicht hätte. Die (vermeintliche) Geschlossenheit des argumentativen Stranges täuscht erheblich über die Intensität des spekulativen Charakters hinweg, der der vorgestellten Hypothesenfolge innewohnt. Was letztlich bleibt, ist die Gewißheit von der grundsätzlichen Verschiedenheit der einer Nekropole zugrundeliegenden Strukturplanungen und die daraus resultierende Möglichkeit, dieses Phänomen in die Interpretation der epigraphen Programme, insbesondere die der Ausstattungen der Eingänge der einzelnen Gräber einfließen zu lassen.

Programm: Feste und Verträge

Wie angedeutet lassen sich aus den Angaben der epigraphen Ausstattung allein die personellen Verhältnisse um das Grab des *š3t-htpw* nicht völlig klären. Die Mindestzahl der *möglichen* Kultempfänger liegt bei eins (!), ihre Höchstzahl gar bei fünf. Die Anzahl der Scheintüren wie auch der Bestattungsbereiche beläuft sich jeweils auf vier; die Zahl der durch Sta-

tuen repräsentierten Personen schwankt dagegen zwischen zwei oder drei. Die Nüchternheit dieser Zahlen ist Ausdruck der schwierigen argumentativen Situation, die der moderne Betrachter an dieser Stelle hat. Die personellen Verhältnisse der beiden Scheintüren direkt auf die Statuengruppen in den jeweils dahinterliegenden Kammern zu übertragen, erscheint noch als die Lösung mit dem größtmöglichen Erklärungspotential. Doch bereits der einfache Übertrag auf die unterirdischen Bereiche geht nicht ganz ohne „Ecken und Kanten“ ab, ganz zu schweigen von dem Vergleich mit den übrigen Teilen der epigraphen Ausstattung. Ob also der Grabherr *š3t-htpw* zusammen mit seiner Ehefrau – sei es nun *Mrt-jt-s* oder *Hpt-k3-j* – die beiden zuerst eingerichteten Kammern in Anspruch genommen hätte, läßt sich letztlich nicht beweisen, auch wenn die bauliche Einrichtungsfolge durchaus dafür spräche. Daß Töchter, Söhne und Eltern in anderen Anlagen von Gisa bestattet worden wären, erscheint angesichts der oben geschilderten Zusammenhänge geradezu als problemloses argumentatives Beiwerk – nur die zweite Ehefrau, wenn es sie denn gegeben hätte, ließe sich nicht ganz so leicht in dieses Vorstellungsgefüge einbetten (vgl. Kanawati 2002: 12-13).

Die epigraphische Ausstattung des Kultraumes setzt bereits im Torweg direkt hinter der Türe ein. Während man die Fläche hinter dem Blatt der geöffneten Türe begründetermaßen freihielt, belegte man die gegenüberliegende Seite mit einer sechsteiligen Figurenfolge, die auf insgesamt drei Register verteilt wurde (SH.Abb.4 rechts / Kanawati 2002: Tf. 42c). Wie bereits Junker 1934: 184 festgestellt hat, stellen diese „Opfergabenbringer“, die den Besucher am Eingang des Kultraumes so unvermittelt zu empfangen scheinen, keine eigenständige epigraphische Einheit dar, sondern rechnen zu den Figurenfolgen des umliegenden Südabschnitts der östlichen Längswand. Diese Technik, die vorhandenen Mauerflächen gleichsam wie eine Papyrusrolle zu nutzen und, wenn der zur Verfügung stehende Platz nicht ausreicht, über Wandumbrüche hinweg bzw. auf neu anzusetzenden Stücken *weiterzuschreiben*, begegnete bereits bei *K3-j-m-nfrt*. Wie wir gleich sehen werden, stehen wir mit diesen „Gabenbringern“ keineswegs am Anfang des Programms, sondern befinden uns gleichsam schon „mitten drin“.

An der Westwand des Kultraumes wurden insgesamt zwei Scheintüren installiert, von denen nur die

nördliche aus einem einzigen Block gearbeitet ist (Junker 1934: 175). Erwartungsgemäß thematisiert das epigraphische Programm den posthumen Verehrungsbetrieb der Anlage. An der linken, südlichen Scheintüre stehen *š3t-htpw* und eine Frau namens *Hpt-k3-j* im Mittelpunkt der rituellen Botschaften; rechts sind es *š3t-htpw* und *Mrt-jt-s*, denen kultische Verehrung zuteil werden soll (SH.Abb.7). Es ist nicht auszuschließen, daß die beiden Frauen als Kultabsenderinnen auftreten, wenngleich die Speisetschzene, die allerdings nur im Falle der rechten Scheintüre ausgeführt wurde und *š3t-htpw* im gemeinsamen Mahl mit *Mrt-jt-s* zeigt, dagegen spricht. Die bauliche wie epigraphische Verbindung, die im Bereiche der beiden Scheintüren zwischen Kultraum und Statuenkammern besteht, wurde bereits oben erwähnt.

Ausgehend von den beiden Scheintüren verteilen die Schreiber vier bzw. fünf Themenblöcke auf die Flächen der umliegenden Wände. Die Verortung der abgebildeten Ereignisse legt einen Umlauf „im Uhrzeigersinn“ beginnend mit der West- und endend an der Südwand nahe. Die zentrale Fläche der westlichen Längswand mittig zwischen den beiden Scheintüren zeigt ein RegistraturszENARIO, das nahe einer Stadt, möglicherweise sogar am Rande der Residenzstadt des Alten Reiches, Memphis, anzusiedeln ist (SH.Abb.7 / Kanawati 2002: Tf. 7c, 45). Der folgende Themenblock wurde über einen Wandumbruch hinweg geschrieben. Er beansprucht die nördliche Schmalwand (SH.Abb.6 / Kanawati 2002: Tf. 9, 47) sowie den linken, d.h. nördlichen Abschnitt der östlichen Längswand (SH.Abb.5 links / Kanawati 2002: Tf. 4b). Gegenstand ist erneut eine spezielle Form der Registratur, die Inspektion der Materialien und Waren des *wdb-rd* bzw. *phrt*. Bzgl. der räumlichen Verhältnisse gilt Entsprechendes wie an der Westwand. Hier wie dort spielt sich das Geschehen in einer Stadt, eventuell sogar in Memphis ab. Im Unterschied zu den Registraturen der Westwand befinden sich die beteiligten Personen jedoch in einem geschlossenen Gebäudeverbund, da es vornehmlich um die Einlagerung raffinierter Güter geht.

Für den weiteren Verlauf nutzten die Schreiber die Fläche über dem Ausgangsdurchlaß der östlichen Längswand. Thematisiert wird ein Ortswechsel, d.h. eine Reise, für die der Grabherr zunächst ein Schiff nutzt und die ihn augenscheinlich auch ein Stück nordwärts führt. Der weitere Verlauf führt ihn über

Land, so daß er sich hierfür in einer Sänfte tragen läßt (SH.Abb.5 mittig / Kanawati 2002: Tf. 4a, 44). Dann folgt weniger in ikonographischer als in thematischer Hinsicht ein Schnitt, so daß es unsicher bleibt, ob man den Bezug der großformatigen Figuren am rechten Ende der Ostwand auf die nun folgenden Geschehenskonglomerate beschränkt, oder sie doch zusätzlich mit dem eben erwähnten zweigeteilten Reiseszenarium in Verbindung bringt. Die beiden unteren Register des südlichen Abschnitts der Ostwand zeigen das Heranführen von Vögeln, Wildtieren und Rindern sowie deren Vorbereitung für den Einsatz im Ritualbetrieb (SH.Abb.5 rechts / Kanawati 2002: Tf. 44). Diese Aktivitäten lassen sich im näheren Umfeld der Nekropolen positionieren, d.h. in deren Vorrats- und Schlachthäusern. Der abschließende Themenblock, der die Südwand bedeckt, zeigt den eigentlichen Ritualbetrieb für *š3t-htpw* vor den Scheintüren im Inneren des Kultraumes (SH.Abb.8 / Kanawati 2002: Tf.5, 46). Der vermeintliche „Umlauf“ des Programms ist also im wesentlichen durch die Aufeinanderfolge der vorhandenen Wandflächen bedingt. Die Ortsfolge, die sich an die sachthematisch festgelegten Ereignisse und Handlungen anbindet, hat dagegen einen mehr „linearen“ Charakter. So hat der Betrachter die Möglichkeit, die durch das Programm vorgegebene Etappenfolge von der Siedlung zur Nekropole und hier in das Grab nachzuverfolgen. Daß der Betrachter – sei es nun ein Ka-Diener des Alten Reiches oder ein neuzeitlicher Archäologe – nach Durchschreiten des Torweges seinen Blick geradewegs auf die Siedlungsregistraturen des Westwand und damit auf die Eingangstation der Ortsfolge richtet, mag konzeptuelles Geschick des verantwortlichen Schreibers oder doch nur Zufall sein. Dies zu entscheiden sei den weitergehenden Bemühungen des Lesers anheimgestellt.

nicht, und einmal mehr verdient das Programm einige Zusatzbetrachtungen. Mancher Leser mag sich daran stören, daß der „Beginn“ des Programms, der um so profane Geschehnisse wie Materialzählungen am Rande einer Siedlung kreist, in den unmittelbaren Anschluß der Scheintüren, d.h. der „heiligsten“ Stellen des Grabes, gebracht wurde. Ich kann darauf nicht viel erwidern. Scheintüren sind stabile Faktoren, sowohl für den Bau der Kulträume als auch für die Einbringung der zugehörigen Programme. Sie haben an der Westwand zu stehen; alle übrigen epigraphen Einheiten sind dagegen anscheinend frei plazierbar. Tatsächlich vermag ich keinen zwingenden Grund zu nennen, warum der Schreiber des Programms unbedingt so und nicht anders hätte verfahren müssen. Das soll nun aber keineswegs heißen, er habe willkürlich gearbeitet. Der nähere Blick lehrt, wie genau die Szenenfolgen aufeinander abgestimmt sind und wie hoch die innere Stringenz der Blockfolge und damit des ganzen Programms ist.

Beginnen wir an jenem Punkt, an dem sich ritueller Betrieb und wissenschaftliche Betrachtung gleichsam zu treffen scheinen: an den Kultstellen bzw. epigraphen Inhalten der südlichen Schmalwand. Das Programm des *š3t-htpw* enthält eine der wenigen Fälle innerhalb der gesamten Programmatik des Alten Reiches, in denen der abgebildete Ritualbetrieb *expressis verbis* auch als solcher kommentiert wird. Wäre der Erhaltungszustand nicht so schlecht, könnten wir sogar auf eine sichere Parallele auf dem nördlichen Gewände des Torweges zurückgreifen (vgl. SH.Abb.3). Zu der dreiteiligen Priesterfigurenfolge im unteren Abschnitt der Speisetischszene wird gesagt, sie, die Priester, „führten die Speisung des *šh* (d.h. des Grabherrn) durch“ (*snmt šh*), d.h. das Ritual des *htp-dj-nswt*. Diese Äußerung wird von der Handlungsbeischrift am oberen Rand

Siedlung, mögl. Memphis: Weideflächen nahe der Stadt	Westwand	SH.Abb.7
Siedlung, mögl. Memphis: Lagerhäuser	Nord-/Ostwand links	SH.Abb.5/6
Reise zur Nekropole: (1) Etappe per Schiff	Ostwand mittig	SH.Abb.5
(2) Etappe „über Land“	Ostwand mittig	SH.Abb.5
Nekropole: Arbeiten in Vorrats- und Schlachthäusern	Ostwand rechts	SH.Abb.5
Nekropole: Ritualbetrieb im Grab	Südwand	SH.Abb.8

Die Vorgehensweise erinnert markant an das Programm des *K3=j-m-nfrt*, und mit der Einfachheit der Abfolge der Örtlichkeiten könnte man es bewenden lassen. Aber ganz so einfach ist die Sache dann doch

des Themenblocks direkt aufgenommen. Dort heißt es scheinbar lapidar: *htp-dj-nswt prt-hrw r^c* (bzw. *hrw nb ...* „Der Gnadenerweis des Königs: Das Herauskommen der Stimme (d.h. die Speiseopferungen) an

jedem Tag ...“, worauf die standardisierte Aufzählung der Festtage beginnt, an denen die fraglichen Rituale durchzuführen sind – und genau das visualisiert das große Bild der Südwand: die Priester, die die Rituale der posthumen Verehrung durchführen; die Listen, in denen aufgezählt wird, in welcher Reihenfolge welches Produkt zum Einsatz gelangen soll und letztlich der Empfänger all dieser verbalen und materiellen Botschaften.

„Das Herauskommen der Stimme“ (*pṛt-ḥrw*) ist wie schon der „Schöne Westen“ ein *t.t.*, mit dem man nicht nur die kunstvollen verbalen Äußerungen bezeichnet, die im Zuge der rituellen Verehrung gemacht werden, sondern vor allem auch die Gesamtheit der *materiellen* Mittel, die hierbei zum Einsatz kommen. Vor diesem Hintergrund werden die Motiv- und Figurenfolgen des zentralen Themenblocks an der Westwand verständlich, von denen es heißt (vgl. SH.Abb.7 mittig / Kanawati 2002: Tf. 7c, 45):

jnt pṛt-ḥrw jn njwwt=f nt t3-mḥw m ḥ3b-nb r^c-nb n ṣ3t-ḥtpw
 Für *ṣ3t-ḥtpw*: Bringen „Das Herauskommen der Stimme“ durch seine Städte Unterägyptens an jedem Festtag
[jnt pṛt-ḥrw jn njwwt=f] nt t3-ṣm^cw m ḥ3b-nb r^c-nb n ṣ3t-ḥtpw
 Für *ṣ3t-ḥtpw*: [Bringen „Das Herauskommen der Stimme“ durch seine Städte] Oberägyptens an jedem Festtag

Der Ausdruck *pṛt-ḥrw* steht deutlich erkennbar für die verschiedenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die für *ṣ3t-ḥtpw* aus den Dörfern und Städten (*njwwt*) seines Produktionsverbundes (*pr-dt*) angeliefert werden. Das sind u.a. Rinder und Wildtiere, vor allem aber auch „konsumfertige“ Güter wie Geflügel, Fische, Backwaren und Getränke. Es wird den Leser kaum überraschen, daß all diese Anlieferungen auf das Engste mit Bestandsaufnahmen und Zählungen vergesellschaftet sind. Da erscheint es dann nur folgerichtig, wenn laut Auskunft des epigraphen Programms zunächst „die landwirtschaftlichen Erzeugnisse gebracht werden“ (*jnt ndt-ḥr*), und daß man sie hernach der Prozedur des Zählens und Registrierens unterwirft (vgl. SH.Abb.7 mittig / Kanawati 2002: Tf. 7c, 45):

jp ndt-ḥr nt njwwt=f (nt) pr-dt
 Zählen die landwirtschaftlichen Erzeugnisse seiner (d.h. des *ṣ3t-ḥtpw*)
 Dörfer und Städte (seines funerären) Produktionsverbundes
jp jṣt-nbt nt pr-dt
 Zählen jede Sache (seines, d.h. des *ṣ3t-ḥtpw*, funerären) Produktionsverbundes

Entsprechend sind die „gelisteten“, d.h. epigraph festgehaltenen, Rinder (*jw3*), Mendes- (*nwdw*) und Säbelantilopen (*ḥd* bzw. [*m3*]-*ḥd*) als registrierte Exemplare (*rn*) ausgewiesen. In vergleichbarer Weise sind die sog. Domänen, Metaphern für die in den Produktionsverbund eingebundenen Siedlungen in Gestalt menschlicher Figuren, mit eigenen Namensbeischriften versehen, denen sich exakt entnehmen ließe, welche Siedlungen in Unter- und Oberägypten für *ṣ3t-ḥtpw* produzierten, wenn man sie denn lokalisieren könnte. Daß in vergleichbarer Weise auch Gazellen, Steinböcke und Hyänen erfaßt wurden, bei denen eine entsprechende Terminologie nicht eigens beigezeichnet ist, mag dem Auszugscharakter des Programms zugeschrieben sein, das, wie oben ausgeführt, allenfalls die wichtigsten Punkte vermerkt, für eine detailgenaue Überprüfung aber auf die entsprechenden Akten in den Verwaltungshäusern der Nekropole rekurriert.

Wichtiger als diese und ähnliche Detailprobleme erscheint in diesem Zusammenhang die Frage nach den „Festen“ (*ḥ3b*), die sowohl in den Inschriften der Westwand als auch in denen der Südwand erwähnt werden (SH.Abb.7-8 / Kanawati 2002: 23, 27). Das Ritual des *pṛt-ḥrw* wird als Folge und Ausdruck der königlichen Gnade augenscheinlich ebenso an den verschiedenen Festtagen des Jahres durchgeführt, wie die hierfür erforderlichen Materiallieferungen. Natürlich ließe sich in den beiden Angaben *m ḥ3b-nb* „an jedem Fest“ des Registratorszenariums der Westwand ein Indiz auf die Jenseitsorientierung der eingebundenen Motivfolgen sehen. Andererseits müssen wir davon ausgehen, daß sich ein funeräres Kult- und Ritualgeschehen, das in so starker Weise auf einer landwirtschaftlichen Materialgrundlage aufbaut wie das des Alten Reiches, in vergleichbarer Intensität an die Geschehensstruktur der bezüglichen Realität anlehnt. Nicht weil es irgendwelche Festtage gäbe, die in irgendwelchen Zeitintervallen aufeinanderfolgen würden und an denen man welche Erzeugnisse auch immer in einen „festtagsorientierten“ Ritualbetrieb einzubringen hätte – nein, das Verhältnis ist genau umgekehrt: Der enorme Aufwand und die nicht geringen Schwierigkeiten, die jeden landwirtschaftlichen Produktionsprozeß begleiten, lassen den jeweiligen Erfolg, so angestrebt und vorausgeplant er auch war, nicht als selbstverständlich erscheinen. Das Abfangen der Wildsäuger in den großen Gehegen weit draußen in

der Wüste; der Abtrieb der Rinder aus den Dauersümpfen mit den neugeborenen Kälbern; das frisch eingebrachte Getreide kurz vor Einsetzen der Dürre – der glückliche Ausgang all dieser und anderer landwirtschaftlicher Vorgänge wurde von einer Art „Erntedank“ begleitet, dessen Stimmung bei den zugehörigen Registraturen keineswegs verklungen sein dürfte. Vereinfacht formuliert: Das *jnt ndt-ḥr* „Bringen: Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse“ und das ihm korrespondierende *jp ndt-ḥr* „Zählen: Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse“ – sie sind die Feste, die die Realität bereithält, und die der funeräre Betrieb abzubilden versucht.

Was an der Südwand verbraucht wird, dessen ordnungsgemäßer Erwerb wird an der Westwand dokumentiert – auf diese knappe Formel läßt sich das Verhältnis zwischen den Geschehnissen der beiden Themenblöcke bringen. Der Sachverhalt, daß bei *š3t-ḥtpw* auf jede Form der Visualisierung der eigentlichen Erzeugungsprozesse verzichtet wird, läßt sich in diesem Argumentationsgefüge weniger unter Verweis auf „dekorationsgeschichtliche“ Prozesse als vielmehr im Hinblick auf Besitzökonomie und Verwaltungstechnik erklären. *š3t-ḥtpw* unterhält kein eigenes Jagdgehege oder partizipiert an einem solchen; er „kauft“ seine Antilopen und Steinböcke von einer anderen Person, die eben solches tut. *š3t-ḥtpw* kümmert sich auch nicht um irgendwelchen fernabgelegenen Dauersümpfe, in denen sich trefflich Zugvögel fangen oder Rinder halten ließen; per Vertrag bindet er Menschen in entsprechend gelegenen Siedlungen an sich, diese Leistungen für ihn zu erbringen. Auch bei Acker- oder Gartenbau verfährt er in derselben Weise. Er „handelt“ die Waren, insbesondere aber die zugrundeliegenden Dienstleistungen in Dörfern und Städten „ein“, ohne sich selbst um die engeren Belange des Produktionsprozesses zu sorgen. Deswegen gibt es in seinem Programm auch keine Auszüge aus den Zyklen des Ackerbaus oder der Marschenwirtschaft, obgleich die darin erzeugten Produktarten doch allgegenwärtig zu sein scheinen.

Angesichts der inneren Stimmigkeit, die diesem Erklärungsgefüge innezuwohnen scheint, mutet die Frage um die jeweils vorliegende Lebenssituation des Grabherrn auf Antrieb von untergeordneter Bedeutung an. Während man an der Südwand von seinem Ableben ausgehen möchte, das ja die eingängigste Voraussetzung für die Durchführung

seines *posthumen* Verehrungsbetriebes darstellt, repräsentiert die Figur des zentralen Blocks der Westwand m.E. den *lebenden* Grabherrn, der im Begriff ist, seinen Kultbetrieb zu organisieren. Das aber wiederum fördert eine, wie ich zugestehen muß, fundamentale Schwäche meines Ansatzes zutage, da in der Abfolge der Themenblöcke eines einzigen Programms der *lebende* Grabherr direkt neben dem *verstorbenen* zu stehen und der Übergang von der einen Lebenssituation in die nächste nicht markiert zu sein scheint.

Ich kann diese Schwäche nicht ohne Weiteres „wegargumentieren“. Doch will ich abschließend versuchen, zumindest eine gewisse Richtung vorzugeben, in die man sich zur Lösung des Problems bewegen könnte. Nordwand und nördlicher Abschnitt der Ostwand überliefern ein weiteres Registraturereignis, das sich auf die Einlagerung „endverbrauchsfähiger Konsumgüter“ bezieht (SH.Abb.6 und SH.Abb.5 links / Vgl. Junker 1934: Abb. 29-30 / Kanawati 2002: Tf. 4b, 9, 44 und 47). Dem entsprechend ist das Geschehen im näheren Einzugsbereich der Lagerstätten und Speichereinrichtungen einer Siedlung, möglicherweise Memphis, zu lokalisieren. Die Motivfolge der Nordwand zeigt den Grabherrn *š3t-ḥtpw* zusammen mit seiner Ehefrau oder Tochter *Mrt-jt-s* auf einem Hocker sitzend und Einsicht in die Akten nehmend, die ihm der *zš Ḥtp-k3=j* „Schreiber *Ḥtp-k3=j*“ vorlegt. Das Aktionsgefüge ist eindeutig. Die in den oberen Registern angedeuteten Warenbestände wurden von *Ḥtp-k3=j* und seinen Kollegen gelistet und die diesbezüglichen Akten hernach dem Grabherrn zur Einsicht bzw. Kontrolle vorgelegt. So faßt es auch die Handlungsbeischrift zusammen, die der kleinformatigen Schreiberfigur beigelegt ist, indes die Tätigkeit der großformatigen Figur des Grabherrn festlegt (Der Manuelian 1996: 580, 583 / Kanawati 2002: 28): *m33 zšwn wdb-rd* (bzw. *phrt*) „Schauen (d.h. Inspizieren) die Akten der *wdb-rd*-Warenbestände (bzw. *phrt*-Warenbestände)“. Der Schreiber fertigt die Akten an und übergibt (*rdj*) sie an den Grabherrn; und dieser wiederum „schaut“ (*m33*) in die Akten, d.h. er nimmt Einsicht in dieselben zum Zwecke der Überprüfung und bestätigt ihre Richtigkeit.

Der grundsätzliche Inhalt des Szenariums ist eindeutig, auch wenn eine Identifizierung der beiden großformatigen Figuren, die sich in äquivalenter Position im nördlichen Abschnitt der Ostwand befinden, aufgrund der Erhaltung nicht möglich ist. Es

könnte sich erneut um eine Figur des Grabherrn *š3t-htpw* handeln, die dieses Mal aber mit der Wiedergabe der *Hpt-k3=j* vergesellschaftet wäre; möglich wären aber auch Paarbildungen mit *š3t-htpw* und seiner Mutter bzw. seinen Eltern. Daß mit der ungewöhnlichen Komposition tatsächlich ein einziges Szenarium vorliegt, das vier großformatige Figuren in sich vereinigt und über einen Wandumbruch hinweg komponiert wurde, ergibt sich aus den Motivfolgen der Subregister, die mit dem Bringen registrierter *ng3*-Rinder (*rn ng3*) und Säbelantilopen (*rn [m3-]hd*) einsetzen (SH.Abb.5 links / Kanawati 2002: Tf. 4b), mit dem Herantragen der fertigen Waren fortfahren und mit den vorbereitenden Tätigkeiten zur Einlagerung, d.h. der Bodenreinigung, abschließen (SH.Abb.6 / Kanawati 2002: Tf. 9, 47). Allenfalls ließe sich darüber diskutieren, ob die Subbildfelder wirklich den profanen Prozeß der Warenanlieferung visualisieren oder nicht doch auf ein Fest zurückgehen, das anlässlich gerade dieses Ereignisses vom Grabherrn, seinen Eltern oder wem auch immer ausgerichtet würde.

Unabhängig von solch eher untergeordneten Fragestellungen, die mehr auf die „innere“ Geschehensstruktur abzielen, streichen die Registraturzenarien einen Sachverhalt heraus, der für das Verständnis des Gesamtprogramms ebenso wichtig ist wie für die Einordnung seiner einzelner Themenblöcke. In Akten (*zšw*) werden Material- und Warenbestände erfaßt, die so, wie man sie in der Regel in den Ablauf der epigraphen Programmatik einstellt, nicht für den sofortigen, sondern für einen *späteren* Verbrauch vorgesehen sind. Mit der Kontrolle (*m33*) der Akten entsteht eine juristische Situation, in der nicht nur im Hinblick auf Art und Menge der gelisteten Materialien, sondern vor allem mit Blick auf den Zeitpunkt ihres Verbrauchs ein starker kommunikativer Bedarf entsteht (Fitzenreiter 2004). Programme sind keine Verträge; aber ihre Inhalte deuten an, daß für das Funktionieren der vorgesehenen Ritualbetriebe ebensolche abgeschlossen wurden – und nimmt man nur die Zahl der Figuren, denen via Namensbeischrift eine personelle Identität zugeordnet wurde, so dürfte der Umfang des von und für *š3t-htpw* erstellten Vertragswerkes nicht gerade schmal ausgefallen sein. Deswegen erfahren wir die Namen diverser Priester, die für den Dienst vor Ort verpflichtet worden waren (SH.Abb.7 / Kanawati 2002: Tf. 45); deswegen wissen wir, daß u.a. ein Mann

namens *Skr-htpw* in die Vorgänge um die *wdb-rd*-Bestände eingebunden war (SH.Abb.6 / Kanawati 2002: Tf. 9, 47); deswegen lernen wir auch den *zš Htp-k3=j* kennen, der sich um die Erfassung der *wdb-rd*-Bestände ebenso bemüht wie um die Listung der Bestände an Rindern und Wildtieren (SH.Abb.6-7); deswegen sind wir in der Lage, die Namen der Städte und Dörfer, d.h. der sog. Domänen, zu nennen, die sich verpflichtet hatten, Waren für den Ritualbetrieb des *š3t-htpw* zu produzieren. Die Verträge selbst lagen wahrscheinlich in den Verwaltungshäusern der Nekropole; und hätte es je Unstimmigkeiten ob ihrer Inhalte oder Wortlaute gegeben – jede Partei hätte unter Verweis auf die jeweilige epigraphische Einheit, das jeweilige epigraphische Element an den Wänden des Kultraumes eine Einsicht in die entsprechende Akte einfordern können.⁷

Vor diesem Hintergrund wird zumindest ansatzweise verständlich, warum nicht nur das epigraphische Programm des *š3t-htpw* eine solch vermeintliche Warenfülle anbietet; warum die Lager stets dicht gefüllt, die Rinder und Wildtiere immer wohlgenährt und die Körbe der Domänen niemals leer zu sein scheinen; warum, wie bei *K3-j-m-nfrt* und *Ttj* geschehen, die Netze der Fisch- und Vogelfänger prall mit erbeuteten Tieren besetzt und die Getreidehalme zur Erntezeit stets dichte Ähren tragen. Nicht weil hier auf eine wie auch immer vorgestellte imaginäre Weise eine „eleysinische Jenseitsfülle“, in der der Verstorbene schwelgen könnte, heraufbeschworen werden soll – ganz im Gegenteil: Es liegen nüchterne Vertragsvereinbarungen zugrunde, in der sich die jeweils gezeigten Personale zur Erzeugung der betreffenden Materialien und Waren *verpflichtet* hatten. Viele der epigraphischen Szenen und Motive – keineswegs alle – spiegeln weniger was ist, als vielmehr *was sein soll*, da man sich per Vertrag darauf geeinigt hatte. In dieser Situation der Überlieferung erscheint es nur konsequent, die Tiere wohlgenährt

7 Solche Verhältnisse machen vor allem angesichts des generationenübergreifenden Zeithorizontes Sinn. Wenn es etwa drei oder vier Generationen nach Einsetzen des posthumer Ritualbetriebes zu Schwierigkeiten zwischen den Personen kam, die die Vertragsparteien vertraten, ermöglichte das Vorhandensein bezüglicher epigraphischer Einheiten, aufgebracht auf dem dauerhaften Datenträger „steinerner Wand“, einen sicheren Einstieg in die anstehenden Verhandlungen und stellten einen nicht minder sicheren Nachweis für die Existenz entsprechender Akten dar.

und die Netze und Körbe gefüllt darzustellen bzw. zu *beschreiben*. Welchen (Un)sinn machte es auch, das Gegenteil vertraglich zu vereinbaren. Wenn also *š3t-htpw* ein Kontingent Hyänen eingehandelt hatte, für dessen Beschaffung ein Mann namens *Hzi* verantwortlich zeichnete (SH.Abb.7 unten / Kanawati 2002: Tf. 45), dann war es dessen Problem, die Tiere zur rechten Zeit bereitzuhalten. Ob und wie er das hinbekam, war nicht Sache des *š3t-htpw*, nicht Gegenstand des Vertrages und folglich auch nicht Gegenstand der epigraphen Überlieferung.

Zwischen den Registraturen des *wdb-rd*, die an der Nordwand sowie im nördlichen Abschnitt der Ostwand thematisiert werden, und dem posthumen Verehrungsbetrieb der südlichen Schmalwand liegt nun noch ein weiterer Themenblock, dessen ikonographische Abgrenzungen anhand der Bewegungsrichtungen bzw. der Position der großformatigen Figuren im Bereich der Ostwand zu erkennen sind (vgl. SH.Abb.5 / Kanawati 2002: Tf. 44). Während die nicht mehr identifizierbaren großformatigen Figuren des linken nördlichen Teils nach links gewendet sind, zeigt sich in Höhe der linken Rahmenkante des Ausgangsdurchlasses ein deutlicher Schnitt, da die hier einsetzenden Reiseszenarien einheitlich nach rechts ausgerichtet sind und wie die sich anschließenden Motiv- und Figurenfolgen den am rechten Wandabschluß befindlichen großformatigen Figuren des Grabherrn und seiner Ehefrau oder Tochter entgegenzustreben scheinen. Über dem Ausgangsdurchlaß hat sich die untere Hälfte einer Szene erhalten, die den Grabherrn an Bord eines Schiffes zeigt, dessen auffallender „Igelkopf-Bug“ Anlaß zu allerlei interessanten Interpretationen gibt. Leider ist der obere Anschluß der Szene wie auch ihr oberer Teil mit möglichen Inschriften verloren, so daß eine Deutung des Zweckes der Reise vorerst entweder über (vermeintliche) „Parallelen“ (Von Droste zu Hülshoff 1980) oder über die direkten Bildanschlüsse erfolgen muß. Ich beschränke mich auf hier letzteres, zumal ich ersteres unter methodologischen Gesichtspunkten für nicht unproblematisch halte.

Wie den Figuren der Ruderer zu entnehmen ist, bewegt sich das Schiff stromabwärts nach Norden (*m-ḥd*), wahrscheinlich von der Residenzstadt Memphis, in der *š3t-htpw* wirkte und arbeitete, in Richtung des Nekropolenfeldes von Gisa. Die sich direkt anschließende Reiseetappe „über Land“ führt den Grabherrn dann von der Anlegestelle zur Nekropole

selbst, insbesondere zum Abschnitt *en échelon*, in dem sich sein Grab befand und seine rituelle Verehrung erfolgen sollte. Hierbei trägt man ihn seine Stände gemäß in einer Sänfte (SH.Abb.5 mittig oben / Kanawati 2002: 44). Selbst den modernen Betrachter dürfte es nicht verwundern, daß man im Zuge dieser Reise keinesfalls „problematisches“ Transportgut wie etwa lebende Tiere mitgeführt, sondern auf „sicheres“ Material zurückgegriffen hätte, das nichtsdestotrotz seine klare und situationsbedingte Zweckbestimmung hatte. Dazu rechnen, soweit überhaupt noch erkennbar, Gefäße, die mit Öl und/oder Wasser gefüllt waren, sowie Kisten, die dem Transport von Stoffen und Kleidungsstücke eingelagert dienten.

Das Szenarium scheint unvermutet zwischen dem zweiten und dritten Register des fraglichen Wandabschnitts zu wechseln (Zählung von unten) – und möglicherweise ist die Abfolge der epigraphen Einheiten dahingehend aufzufassen, daß zwischenzeitlich das Grab erreicht ist bzw. daß es um das Grab selbst geht. Die beiden unteren Register des südlichen Abschnitts der Ostwand zeigen eine vierteilige Figurenfolge mit Männern, die lebende Vögel, ein Kalb sowie ein Gazellenkitz tragen; es schließt sich ein Hirte an, der ein adultes Rind mit auffallend großem Gehörn führt (SH.Abb.5 mittig unten). Die Motivfolge des ersten Registers zeigt dann die nächste Station des Geschehens: Männer zerlegen ein großes Rind bzw. eine ebensolche Säbelantilope und führen hernach die „ausgelösten“ und damit ritualfähigen Teile ihrer Endbestimmung zu.

Auch wenn aus der Sicht eines modernen Betrachters der Aufbau des rechten Abschnitts der Ostwand ein wenig „holprig“ mit der thematisch vorgegebenen Einheitenfolge zusammenzukommen scheint – denn immerhin könnte man infolge des bloßen Anblicks tatsächlich auf die Idee kommen, hier bewege sich der Grabherr auf sich selbst zu – so lehrt eine genauere Betrachtung, wie schlüssig die eingesetzten ikonographischen Techniken letztlich die Bild- und damit Lesefolge vorgeben. Ausgangspunkt ist die Schiffsreise in der Fläche über dem Ausgangsdurchlaß. Mit Hilfe der allgemeinen Bewegungsrichtungen ist sie gegen den Themenblock des linken Bildanschlusses abgegrenzt. Im direkten Anschluß rechts folgt die Landetappe, zu der auch die zweiteilige Figurenfolge des obersten Registers der inneren Torwegausstattung rechnet (SH.Abb.4

rechts / Kanawati 2002: Tf. 42c), da die hier gezeigten Männer Kleiderkisten und Schriftrollen tragen. Nach Ankunft des Grabherrn nahe den Lager- und Schlachthäusern der Nekropole werden ihm sodann spezielle Exemplare aus seinen Tierbeständen vorgeführt und für den „Verbrauch“ zubereitet, d.h. geschlachtet.

Beachtung verdient der Sachverhalt, daß z.T. (scheinbar) entgegen der zeitorientierten Stationenfolge an insgesamt drei verschiedenen Stellen Männer abgebildet sind, die ausgelöste Tierläufe in Richtung auf die Kultstelle tragen: im zweiten Register der inneren Torwegausstattung (SH.Abb.4 rechts / Kanawati 2002: Tf. 42c), im untersten Register des rechten Abschnitts der Ostwand (SH.Abb.5 rechts / Kanawati 2002: Tf. 44) und in vergleichbarer Position an der Südwand (SH.Abb.8 / Kanawati 2002: Tf. 5, 46). Diese Figuren stehen für eine signifikante Aktion des Gesamtgeschehens verdeutlichen durch ihre Verteilung die innere Zusammengehörigkeit aller Motiv- und Figurenfolgen, über die die Ereignisse und Handlungen im engeren Einzugsbereich der Nekropole und den oberirdischen Räumlichkeiten des Grabes visualisiert werden. Ob man die beiden betreffenden Männerfiguren des Torweges als „Titel“ oder „Überschrift“ der folgenden Sequenzen interpretieren möchte, sei dahingestellt. Zumindest aber machen sie die an dieser Stelle vorliegende Trennung klar, rechnen sie doch wie auch das darunter befindliche *jnt hrj-dḅ* „Bringen das *hrj-dḅ*-Rind“ zu den unteren Motiv- und Szenenfolgen des Südabschnitts der Ostwand, während die Männer mit den Kleiderkisten der Reise „über Land“ in den oberhalb befindlichen Abschnitten zuzuordnen sind.

Bedauerlicherweise erfahren wir nicht, welches Ereignis *št-ḥtpw* letztlich motivierte, seine Nekropole und eventuell auch sein Grab selbst aufzusuchen. Es könnte die Zuweisung des bereits vorhandenen Tumulus „G.5150“, aber auch die Erweiterung seiner baulichen Substanz nach Osten mit Einbau des Kultraumes gewesen sein; es könnte der Erhalt des Rechtes zur Durchführung des posthumer Ritualbetriebes oder auch die Fertigstellung der Anlage einschließlich ihrer epigraphen Ausstattung gewesen sein; es könnte auch die erfolgreiche Installation des funeren Produktionsverbundes (*pr-dt*) einschließlich der Hinterlegung der bezüglichen Aktencorpora und der ersten Warenlieferungen aus den verschiedenen Siedlungen gewesen sein. In

ähnlicher Weise bleibt auch der Anlaß des epigraph überlieferten Festes, das man hier in seiner Gegenwart und wahrscheinlich auch *für ihn* feierte, im Dunkeln. Ob die spezielle Auswahl der Tierarten (Gans, Kranich, Kalb, Gazellenkitz, Rind mit Gehörn, *hrj-dḅ*^c-Rind ohne Gehörn und Säbelantilope), die man ihm präsentiert, einen Hinweis auf die Art dieses Festes gibt, vermag ich nicht zu sagen. Doch wird es kein Zufall sein, daß Vertreter eher seltener Spezies wie etwa die Hyäne (*ḥtt*) oder das wertvolle *hrj-dḅ*^c-Rind nicht nur in den Registratur- und Präsentationszenarien, sondern auch in der sog. Opferliste der Südwand Erwähnung finden. Das Fest wird also möglicherweise mit den später im Kultraum durchzuführenden Ritualen in Verbindung stehen.

Damit sind wir erneut bei der großformatigen Figur des Grabherrn und (späteren) Kultempfängers *št-ḥtpw*, die mit den anderen epigraphen Einheiten des eigentlichen Ritualbetriebes (Speisetisch, Opferliste und Priesterfigurenfolge) die Fläche der südlichen Schmalwand bedeckt, und von der man ohne Weiteres annehmen möchte, sie repräsentiere die Zielperson des posthumer Erinnerungsbetriebes, d.h. den *verstorbenen* Grabherrn. Oben habe ich angedeutet, daß ich in diesem scheinbar unvermittelten Aufeinandertreffen „lebender“ und „toter“ Personen, i.e. Figuren, die entsprechende Lebenssituationen repräsentieren, eine Schwäche meines interpretativen Ansatzes sehe. Im Grund liegt hier dasselbe Problem wie bei der Postulierung der imaginären Existenzen etwaiger „Meta-Welten“ vor,⁸ nur daß sich die Richtung des erklärerischen Bemühens genau umkehrt. Versucht man in dem einen Falle, ausgehend von der grundsätzlichen Situation des Verstorben-Seins, alle Figuren und Personen eines epigraphen Programms, z.T. sogar die kleinformatigen Einheiten, auf diesen biographischen Status hin festzulegen, bin ich in dem anderen Falle darum bemüht, Argumente und gedankliche Konstrukte für die umgekehrte Konstellation zu finden. Weder die eine noch die andere Partei wird ernsthaft für sich reklamieren wollen, *alles* und *alles restlos* erklären zu können. So sehe ich auch meinen Rückgriff auf die juristische Grundsituation, in die

⁸ Imaginär sind diese Welten, weil wir heute *wissen*, daß es sie nicht gibt – ebenso wie wir, von der Ernsthaftigkeit unseres wissenschaftlichen Tuns überzeugt, nicht an die altägyptischen Götter glauben, weil wir wissen, daß sie nicht existieren – und auch niemals existiert haben.

alle Informationen und informativen Aussagen eines epigraphen Programms eingebettet sind, denn eher als Notlösung denn als letztgültige Erklärung des Sachverhaltes. Wenn wir davon ausgehen, daß *š3t-ḥtpw* wie viele Kultempfänger auch seinen Betrieb zu *seinen Lebzeiten* initiierte und organisierte, mithin daß das bezügliche epigraphische Programm gleichfalls zu seinen Lebzeiten konzipiert wurde, dann ist unter der Prämisse der Einheitlichkeit des Programmwurfes der Schluß gestattet, daß auch das Speisetischszenarium der Südwand zu seinen Lebzeiten angelegt wurde. Daraus ließe sich bei puristischer Vorgehensweise durchaus der Schluß ableiten, *š3t-ḥtpw* habe sich bereits während seines Lebens verehren lassen, was allerdings zu nicht unerheblichen terminologischen Schwierigkeiten führen würde, da man ggf. den Begriff „posthum“ überdenken müßte. So weit will ich an dieser Stelle gar nicht gehen. Natürlich hat sich *š3t-ḥtpw* *mitnichten* schon zu Lebzeiten in seinem Grab verehren lassen – aber er hat die juristisch verbindlichen Voraussetzungen dafür geschaffen. Das erklärt m.E. die Existenz des „Grabherrn vor dem Speisetisch“ und der Priester, die hier, d.h. im Kultraum des Grabes, für ihn Dienst machen. Die Ikonographie ist keineswegs so aufzufassen, daß er verehrt würde, sondern daß er *verehrt werden soll*, weil er alle diesbezüglichen Rechte erworben hat. Diese Aussage soll Gültigkeit vor allem in Zeiten und Generationen haben, in denen die, die einstmals den Kult eingerichtet und die betreffenden Verträge hierfür geschlossen hatten, bereits lange verstorben waren – ein Sachverhalt, der den Wänden der oberirdischen Kulträumlichkeiten eine Funktion zuwies, die letztlich ganz ihrem steinernen Material entsprach: Datenträger von höchstmöglicher Stabilität zu sein – und damit Kommunikationsinstrument über Generationen hinweg.

... zum Ende hin

Gemeinhin steht die Pyramide als das Zeichen schlechthin des Alten Reiches, der ersten „Blütezeit“ der alten Kultur am Unterlauf des Nil. Als architektonisches Monument verdeutlicht sie das unter den Bedingungen einer modernen technologie-orientierten Zeit kaum nachvollziehbare Anstrengungsvolumen, das man bereit war, in baulicher Hinsicht zu erbringen. Als königliche Grabstätte versinnbildlicht sie die religiös-philosophische Tiefe, die sich mit dem Bauwerk und seiner Zweckbestimmung verband, und

die in intellektueller Hinsicht eine kaum geringere Anstrengung erforderlich gemacht haben dürfte.

Monumentalität, ja baulicher Gigantismus auf der einen Seite, der sich mit einem allerdings bloß vermuteten tiefgeistigen Bedeutungshintergrund auf der anderen Seite verband – die Phaszination, die man angesichts der Pyramide empfand, und die man in ungebrochener Intensität auf die ganze Epoche, ja die ganze Kultur übertrug, hat eine schwer überschaubare Menge bezüglicher Vermutungen, Vorstellungen, Erklärungen und auch Veröffentlichungen hervorgebracht; geradezu eine Publikationslandschaft, in der nicht wenige Werke – vor allem die, die an eine breitere Öffentlichkeit gerichtet sind – den Eindruck erwecken, daß sie eigentlich gar nichts erklären wollen, weil dadurch letztlich das Rätsel gelüftet werde und der Gegenstand seiner Phaszination beraubt sei.

Bei all den Bemühungen um ein tieferes Verständnis dieser gleichsam kultursignifikanten Architekturform und ihres intellektuellen Hintergrundes – seien sie nun wissenschaftlich oder nicht – wird gerne übersehen, daß bereits der bloße Materialaufwand, den die Pyramide und die ihr angeschlossenen Nekropolen repräsentieren, auf einen Sachverhalt hindeutet, der, so nüchtern und wenig phaszinierend er auch daher kommt, für das Verständnis der relevanten Vorgänge und Zusammenhänge von fundamentaler Bedeutung ist: Den Menschen des Alten Reiches war es in einem bis dahin nicht gekannten Umfang gelungen, Überschüsse zu erwirtschaften! Wenn sich eine Kultur, deren Bevölkerungszahl wir im genannten Zeitraum auf mindestens 250.000, höchstens aber 2.000.000 Menschen schätzen, im Grunde während jeder Generation eine „gesamtnationale Großbaustelle“ leistet, dann ist das zuerst ein kaum zu übersehender Hinweis auf die zugrundeliegenden landwirtschaftlichen Produktionsvolumina sowie die vergleichbar aufwendigen wie auch komplexen logistischen und verwaltungstechnischen Strukturen, über die man jene beherrschte. Eine Pyramide – wie übrigens den gesamten Komplex, in den sie sich einfügt – hat man ebenso wenig „einfach mal gebaut“, wie man die beteiligten Personale hinsichtlich ihrer Verpflegung sowie materiellen und sozialen Versorgung sich selbst überließ.

Natürlich ist das Grab des Alten Reiches – das königliche ebenso wie das private – zuallererst ein Ort zur Bestattung des Verstorbenen sowie der vereh-

renden Erinnerung an ihn, und insofern ist es eine *religiöse* Stätte. Sodann aber ist es ein Wirtschaftsbetrieb, dessen wichtigste Funktion darin lag, die Mittel zu produzieren und zu organisieren, damit diese Erinnerung „in die Ewigkeit hinein“, d.h. in kommenden Generationen, nicht verlorengeht – und insofern ist das Grab immer auch eine *ökonomische* Stätte.

Vor diesem Hintergrund mag es weniger „volkstümlich“ als vielmehr passend erscheinen, wenn landwirtschaftlicher Produktions- und zweckgebundener Verbrauchsbetrieb zentrale Inhalte dessen sind, was wir gemeinhin als „Dekoration“ bezeichnen, was ich indes lieber mit dem Begriff „epigraphische Programmatik“ belegen möchte. „Epigraphen“ sind diese Quellen, weil die steinernen Wände der oberirdischen Kulträumlichkeiten ihnen jene Stabilität verleiht, um deretwillen sie letztlich konzipiert wurden; „Programm“ sind sie, weil die *standards* ihrer Formen und Strukturen gewährleisten sollten, daß ein größtmöglicher Personenkreis relevante Inhalte aufzeichnen konnte und ein ebensolcher Kreis in die Lage versetzt werden sollte, diese wiederum zu lesen und zu verstehen – und zwar zu einem Zeitpunkt, zu dem die Verfasser des Programms als verlässlichste Übersetzer nicht mehr befragt werden konnten, da sie längst verstorben waren.

Literatur

Altenmüller & Moussa 1977

Hartwig Altenmüller & Ahmed M. Moussa, Old Kingdom Tombs at the Causeway of King Unas: The Tomb of Nianchchnum and Chnumhotep (Deutsches Archäologisches Institut, Abteilung Kairo, Archäologische Veröffentlichungen 21), Mainz am Rhein 1977

Arnold 1962

Dieter Arnold, Wandrelief und Raumfunktion in ägyptischen Tempeln des Neuen Reiches (Münchener Ägyptologische Studien 2), Berlin

Arnold 1977

Dieter Arnold, Grab. In: Helck & Westendorf, Lexikon der Ägyptologie, Band 2, Wiesbaden, Kol. 826ff.

Arnold 1994

Dieter Arnold, Lexikon der ägyptischen Baukunst, München/Zürich

Baer 1960

Klaus Baer, Rank and Title in the Old Kingdom. The Structure of Egyptian Administration in the Fifth and Sixth Dynasties, Chicago

Bard 1999

Kathryn A. Bard (ed.), Encyclopedia of the Archaeology of Ancient Egypt, London/New York

Barta 1968

Winfried Barta, Aufbau und Bedeutung der altägyptischen Opferformel (Ägyptologische Forschungen 24), Glückstadt

Barta 1970

Winfried Barta, Das Selbstzeugnis eines ägyptischen Künstlers: Stele Louvre C.14 (Münchener Ägyptologische Studien 22), Berlin/München

Behrens 1986

Peter Behrens, Stierkampf. In: Helck & Westendorf, Lexikon der Ägyptologie, Band 6, Wiesbaden, Kol. 16-17

Blackman 1914

Aylward M. Blackman, The Rock Tombs of Meir I: The Tomb-Chapel of Ukh-Hotep's Son Senbi (Archaeological Survey of Egypt, 22nd memoir), London

Cherpion 1989

Nadine Cherpion, Mastabas et Hypogées d'Ancien Empire. Le problème de la datation (Connaissance de l'Égypte Ancienne), Brüssel

Daumas & Épron 1939

François Daumas & Lucienne Épron, Le tombeau de Ti, fascicule I: Les approches de la chapelle (Mémoires publiés par les membres de l'Institut Français d'Archéologie Orientale du Caire 65), Kairo

Duell 1938a

Prentice Duell, The mastaba of Mereruka, Part 1: Chambers A.1-10 (The University of Chicago. Oriental Institute Publication 31) Chicago

Duell 1938b

Prentice Duell, The mastaba of Mereruka, Part 2: Chambers A.11-13. Doorjambs and inscriptions of chambers A.1-21. Tomb chamber exterior (The University of Chicago. Oriental Institute Publication 39) Chicago

Dunham & Simpson 1974

Dows Dunham & William Kelly Simpson, *The Mastaba of Queen Mersyankh III, Giza 7530-7540* (Giza Mastabas 1), Boston

Edel & Wenig 1974

Elmar Edel & Steffen Wenig, *Die Jahreszeitenreliefs aus dem Sonnenheiligtum des Königs Ne-user-Re* (Staatliche Museen zu Berlin. Mitteilungen aus der ägyptischen Sammlung VII), Berlin

Emery 1949, 1954, 1958

Walter B. Emery, *Great Tombs of the First Dynasty, vol. I-III* (Service des Antiquités de l'Égypte: Excavations at Saqqara), Kairo

Fakhry 1961

Ahmed Fakhry, *The monuments of Sneferu at Dahschur II. The Valley Temple, part I: The Temple Reliefs* (Antiquities Department of Egypt), Kairo

Fitzenreiter 1999

Martin Fitzenreiter, *Statue und Kult. Eine Studie der funerären Praxis an nichtköniglichen Grabanlagen der Residenz im Alten Reich* (Internet-Beiträge zur Ägyptologie und Sudanarchäologie), Berlin

Fitzenreiter 2001

Martin Fitzenreiter, *Grabdekoration und die Interpretation funerärer Rituale im Alten Reich*. In: Harco Willems (ed.), *Social Aspects of Funerary Culture in the Egyptian Old and Middle Kingdoms* (Orientalia Lovaniensia Analecta 103), Löwen, S. 67-140

Fitzenreiter 2004

Martin Fitzenreiter, *Zum Toteneigentum im Alten Reich* (Achet – Schriften zur Ägyptologie A4), Berlin

Galán 1994

José M. Galán, *Bullfight Scenes in Ancient Egyptian Tombs*. In: *The Journal of Egyptian Archaeology* 80 (1994), 81-96

Gödecken 1976

Karin Barbara Gödecken, *Eine Betrachtung der Inschriften des Meten im Rahmen der sozialen und rechtlichen Stellung von Privatleuten im ägyptischen alten Reich* (Ägyptologische Abhandlungen 29), Glückstadt/Hamburg/New York

Harpur 1987

Yvonne Harpur, *Decoration in Egyptian Tombs of the Old Kingdom. Studies in orientation and scene content* (Studies in Egyptologie), London/New York

Harpur 2001

Yvonne M. Harpur, *The Tombs of Nefermaat and Rahotep at Maidum*, Oxford

Hassan 1943

Selim Hassan, *Excavations at Giza 1932-1933, vol. IV* (The Faculty of Arts, Fouad I University), Kairo

Helck & Otto & Westendorf 1975-1992

Wolfgang Helck (ed.) & Eberhard Otto (ed.) & Wolfhart Westendorf (ed.), *Lexikon der Ägyptologie*, Bände 1-6

Herb 2001

Michael Herb, *Der Wettkampf in den Marschen. Quellenkritische, naturkundliche und sporthistorische Untersuchungen zu einem altägyptischen Szenentyp* (Nikephoros – Beiträge zu Sport und Kultur im Altertum. Beihefte 5), Hildesheim

Jánosi 2004

Peter Jánosi, *Giza in der 4. Dynastie, Band 1: Die Mastabas der Kernfriedhöfe und die Felsgräber* (Österreichische Akademie der Wissenschaften), Wien

Junker 1934

Hermann Junker, *Giza II. Bericht über die von der Akademie der Wissenschaften in Wien auf gemeinsame Kosten mit Dr. Wilhelm Pelizaeus unternommenen Grabungen auf dem Friedhof des Alten Reiches bei den Pyramiden von Giza. Band II: Die Mastabas der beginnenden V. Dynastie auf dem Westfriedhof* (Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse), Wien/Leipzig

Junker 1938

Hermann Junker, *Giza III. Bericht über die von der Akademie der Wissenschaften in Wien auf gemeinsame Kosten mit Dr. Wilhelm Pelizaeus unternommenen Grabungen auf dem Friedhof des Alten Reiches bei den Pyramiden von Giza. Band III: Die Mastabas der vorgeschrittenen V. Dynastie auf dem Westfriedhof* (Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse), Wien/Leipzig

Kanawati 1977

Naguib Kanawati, *The Egyptian Administration in the Old Kingdom. Evidence on its Economic Decline*, Warminster

Kanawati 1980

Naguib Kanawati, *The Rock Tombs of El-Hawawish. The Cemetery of Akhmîm I*, Sydney

Kanawati 1980b

Naguib Kanawati, *Governmental Reforms in Old Kingdom Egypt*, Warminster

Kanawati 1981

Naguib Kanawati, *The Rock Tombs of El-Hawawish. The Cemetery of Akhmîm II*, Sydney

Kanawati 1991

Naguib Kanawati, *Bullfighting in Ancient Egypt*. In: *The Bulletin of the Australian Center for Egyptology* 2 (1991), 51-58

Kanawati 2002

Naguib Kanawati, *Tombs at Giza II: Seshathetep/Heti (G5150), Nesutnefer (G4970) and Seshemnefer II (G5080)*. *The Australian Center for Egyptology - Reports* 18, Warminster

Kanawati & Scannell 1988

Naguib Kanawati & Reece Scannell, *A Mountain Speaks. The First Australian Excavation in Egypt*, Sydney

Kayser 1964

Hans Kayser, *Die Mastaba des Uhemka - ein Grab in der Wüste* (Zeitschrift des Museums zu Hildesheim. Neue Folge Heft 15), Hannover

Klebs 1915

Luise Klebs, (1915) *Die Reliefs des alten Reiches (2980-2475 v. Chr.)*. *Material zur ägyptischen Kulturgeschichte* (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Stiftung Heinrich Lanz. Philosophisch-historische Klasse, 3. Abhandlung), Heidelberg

Kloth 2002

Nicole Kloth, *Die (auto-)biographischen Inschriften des ägyptischen Alten Reiches. Untersuchungen zu Phraseologie und Entwicklung* (Studien zur altägyptischen Kultur, Beihefte 8), Hamburg

Lapp 1986

Günter Lapp, *Die Opferformel des Alten Reiches, unter Berücksichtigung einiger späterer Formen* (Deutsches Archäologisches Institut, Abteilung Kairo, Sonderschrift 21), Mainz am Rhein

Manuelian 1996

Peter Der-Manuelian, *Presenting the Scroll: Papyrus Documents in Tomb Scenes of the Old Kingdom*. In: P. Der-Manuelian (ed.), *Studies in Honor of William Kelly Simpson*, Boston, 561-588

Mariette 1886

Auguste Mariette, *Les mastabas des l'ancien Empire: fragment du dernier ouvrage de A. Mariette*. Publ. d'après le manuscrit de l'auteur par. G. Maspero, Paris

Martin-Pardey 1976

Eva Martin-Pardey, *Untersuchungen zur ägyptischen Provinzialverwaltung bis zum Ende des Alten Reiches* (Hildesheimer Ägyptologische Beiträge 1), Hildesheim 1976

Porter & Moss 1974, 1981

Bertha Porter & Rosalind L.B. Moss, *Topographical Bibliography of Ancient Egyptian Hieroglyphic Texts, Reliefs, and Paintings, III: Memphis*, Oxford

Posener-Krièger 1976

Paule Posener-Krièger, *Les archives du temple funéraire de Neferirkaré-Kakai (les papyrus d'Abousir)*, tome I-II (Bibliothèque d'Étude 66), Kairo

Priese 1984

Die Opferkammer des Merib (Staatliche Museen zu Berlin, Ägyptisches Museum), Berlin

Quibell 1913

J.E. Quibell, *Excavations at Saqqara 1911-12: The tomb of Hesy* (Service des Antiquités de l'Égypte), Kairo

Redford 2004

Donald B. Redford (ed.), *The Oxford Encyclopedia of Ancient Egypt*, vol. 1-3, Oxford/New York

Reisner 1936

George Andrew Reisner, *The Development of the*

- Egyptian Tomb Down to the Accession of Cheops, Cambridge (Mass.)/Oxford/London
- Roth 1994
Ann Macy Roth, *The Practical Economics of Tomb-Building in the Old Kingdom: A Visit to the Necropolis in a Carrying Chair*. In: David P. Silverman (ed.) „For His Ka“: Essays Offered in Memory of Klaus BAER (Studies in Ancient Oriental Civilizations 55), Chicago, S. 227-240
- Seidlmayer 1997
Stephan Johannes Seidlmayer, *Stil und Statistik: Die Datierung dekorierte Gräber des alten Reiches – ein Problem der Methode*. In: Johannes Müller (ed.) & Andreas Zimmermann (ed.), *Archäologie und Korrespondenzanalyse. Beispiele, Fragen, Perspektiven* (Internationale Archäologie 23), Espelkamp, S. 17-51
- Seidlmayer 1999
Stephan Johannes Seidlmayer, *Kämpfende Stiere. Autorität und Rivalität unter pharaonischen Eliten*. In: *Gegenworte, Zeitschrift für den Disput über Wissen*, 4 (Von Tieren und Forschern), Berlin/Bonn, 73-75
- Simpson 1992
William Kelly Simpson, *The Offering Chapel of Kayemnofret in the Museum of Fine Arts, Boston* (Department of Egyptian and Ancient Egyptian Art), Boston
- Strudwick 1985
Nigel Strudwick, *The Administration of Egypt in the Old Kingdom: The highest Titles and their holders* (Studies in Egyptology), London/Boston/Henley/Melbourne
- Strudwick 2005
Nigel C. Strudwick, *Texts from the Pyramid Age* (Society of Biblical Literature: Writings from the Ancient World 16), Leiden/Boston
- Vandersleyen 1977
Claude Vandersleyen, *Ersatzkopf*. In: Helck & Westendorf, *Lexikon der Ägyptologie*, Band 2, Wiesbaden, Kol. 11-14
- Van Walsem 2005
René van Walsem, *Iconography of Old Kingdom Elite Tombs. Analysis and Interpretation. Theoretical and Methodological Aspects* (Mededelingen en Verhandelingen Van Het Vooraziatisch-Egyptisch Genootschap „Ex Oriente Lux“ 35), Leiden/Leuven 2005
- Vandier 1969
Jacques Vandier, *Manuel d'archéologie égyptienne*, tome V: Bas-reliefs et peintures. Scènes de la vie quotidienne, Paris
- Vandier 1978
Jacques Vandier, *Manuel d'archéologie égyptienne*, tome VI: Bas-reliefs et peintures. Scènes de la vie agricole à l'ancien Empire et au Moyen Empire, Paris
- Vasiljević 1998
Vera Vasiljević, *Über die relative Größe der Darstellungen des Grabherrn im Alten Reich*. In: *Studien zur Altägyptischen Kultur* 25, Hamburg, S. 342-351
- Von Droste zu Hülshoff 1980
Vera von Droste zu Hülshoff, *Der Igel im Alten Ägypten* (Hildesheimer Ägyptologische Beiträge 11), Hildesheim 1980
- Verner 1977
Miroslav Verner, *The Mastaba of Ptahshepses, Reliefs I/1* (The Excavations of the Czechoslovak Institute of Egyptology at Abusir 1), Prag
- Weeks 1994
Kent R. Weeks, *Mastabas of cemetery G.6000 including G.6010 (Neferbaupth); G.6020 (Iymery); G.6030 (Ity); G.6040 (Shepseskafankh)*, Giza Mastabas 5, Boston
- Wiebach 1981
Silvia Wiebach, *Die ägyptische Scheintür. Morphologische Studien zur Entwicklung und Bedeutung der Hauptkultstelle in den Privat-Gräbern des Alten Reiches* (Hamburger Ägyptologische Studien 1), Diss. Hamburg
- Wild 1955
Henri Wild, *Le tombeau de Ti, fascicule II: La chapelle, première partie* (Mémoires publiés par les membres de l'Institut Français d'Archéologie Orientale du Caire 65), Kairo

